

Diversifizierung und Delegitimierung männlicher Herrschaft

Studien aus den sozialen Feldern Arbeit, Politik und Militär im
vereinten Deutschland

Kumulative Habilitation
zur Erlangung des Grades eines habilitierten Doktors
an der
Philosophischen Fakultät
der
Technischen Universität Dresden

vorgelegt von

Dr. Sylka Scholz

geb. am 29.03.1964

in Salzwedel

Inhaltsverzeichnis

Zusammenfassung

0. Einleitung: „Neue Unsicherheiten – Männer auf verlorenem Posten“?	4
1. Modernisierungstheoretischer Rahmen – Von der organisierten Moderne zur erweitert liberalen Moderne	10
2. Soziologische Konzeptionalisierung von Männlichkeit(en)	18
3. Männlichkeit(en) empirisch erforschen	27
4. Der soziale Wandel von Männlichkeit(en) und männlicher Herrschaft im vereinten Deutschland. Empirische Befunde	36
5. Exkurs: Männlichkeitskonstruktionen und männliche Herrschaft in Osteuropa	51
6. Resümee und abschließende Thesen	54

I. Teil

Soziologische Konzeptionalisierungen von Männlichkeit und männlicher Herrschaft

1. Hegemoniale Männlichkeit. Innovatives Konzept oder Leerformel? (2004)	64
2. Männliche Herrschaft. Review Essay (2006)	75
3. Sozialistische Helden. Hegemoniale Männlichkeit in der DDR (2008)	92

II. Teil

Empirische Studien zum Wandel von Männlichkeit(en) und männ- licher Herrschaft im Erwerbssystem, in der Politik und im Militär

4. Der soziale Wandel von Erwerbsarbeit. Empirische Befunde und offene Fragen (2007)	114
5. Männlichkeit und Erwerbsarbeit. Eine unendliche Geschichte? (2008)	129
6. Geschlechterbilder und Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005. Eine Einleitung (2007)	141
7. „Männer reden Merkel klein“ – Männlichkeitskritiken im Bundestagswahl- kampf 2005 (2007)	159
8. Männliche Identität und Wehrdienst (2005)	173
9. Gewaltgefühle. Überlegungen zum Zusammenhang von Männlichkeit, Gewalt und Emotionen (2008)	191

10. „Du willst Zukunft?“ Die Bundeswehr und ihre Soldatinnen (2005; mit Alexandra Ahammer)	209
--------------------------------------------------------------------------------------------	-----

III. Teil

Männlichkeit(en) und männliche Herrschaft in Ländern Osteuropas

11. Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Zusammenfassung und Diskussion (2008; mit Weertje Willms)	228
----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

IV. Teil

Literaturverzeichnis und Quellenverzeichnis der Aufsätze

Literaturverzeichnis	252
Quellenverzeichnis der Aufsätze	283

Zusammenfassung

0. Einleitung: „Neue Unsicherheiten – Männer auf verlorenem Posten“¹?

Der 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, welcher im Oktober 2008 an der Friedrich-Schiller-Universität Jena stattfand, wandte sich den aktuellen Transformationsprozessen moderner Gesellschaften zu, die von den Veranstaltern unter dem Begriff der „neuen Unsicherheiten“ zusammengefasst wurden (vgl. DGS 2008). Dabei gingen die Veranstalter von „pluralen Transformationen“ (ebd., 15) aus, die sich überlagern: So setzte in den westlichen kapitalistischen Ländern bereits in den 1970er Jahren ein Wandel des sozial regulierten Kapitalismus und des damit verknüpften wohlfahrtsstaatlichen Arrangements ein, der sich in den vergangenen 20 Jahren enorm beschleunigt hat. Kollektive und individuelle Planungs- und Erwartungssicherheiten werden brüchig, immer mehr Menschen sind von flexiblen Arbeits- und prekären Lebensverhältnissen betroffen. Beschleunigt hat sich dieser Wandel insbesondere durch den Zusammenbruch der osteuropäischen sozialistischen Gesellschaften Ende der 1980er und zu Beginn der 1990er Jahre. Dieser Zerfall des Staatssozialismus ist selbst Ausdruck der ungebremsen Entwicklungsdynamik des Kapitalismus und steht im Kontext globaler Transformationsprozesse, die weltweit zu einer Ablösung des „bipolaren Systemwettbewerbs“ durch „multipolare globale Konkurrenzkonstellationen“ geführt haben. Verstärkt werden die Unsicherheiten durch die „informations- und kommunikationstechnologische Revolution“ und den „Klimawandel“ (ebd., 16/17).

Der oben genannte Titel der Abschlussveranstaltung, „Neue Unsicherheiten – Männer auf verlorenem Posten“, stellt die Behauptung auf, dass sich die (pluralen) Transformationsprozesse besonders radikal und zudem negativ auf Männer auswirken. Diese Thematisierung von Geschlecht im Rahmen von gesellschaftlichen Wandlungsprozessen überrascht. Zwar wird im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung bereits längere Zeit diskutiert, dass die aktuellen Transformationsprozesse auch das Geschlechterverhältnis grundlegend betreffen, gesellschaftlicher Wandel und Umformung des modernen Geschlechterverhältnisses Hand in Hand gehen², eine solche Fokussierung ist jedoch bisher keineswegs ein Konsens in den soziologischen Debatten. Zudem wurden die Wandlungsprozesse in Ost- und Westdeutschland wie auch in den westlich-kapitalistischen und den östlich-postsozialistischen Ländern bisher häufig getrennt untersucht.

¹ Titel der Abschlussdiskussion auf dem 34. Kongress für Soziologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena im Oktober 2008.

² Genannt seien an dieser Stelle aus der Fülle aktueller Publikationen zum Wandel allgemein Bock/Dölling/Krais 2007; von Erwerbsarbeit Lohr/Nickel 2005; Aulenbacher et al. 2007; zum technologischen Wandel der Erwerbsarbeit Kahlert/Kajatin 2004; zum Wandel der Privatheit Jurczyk/Oechsle 2008.

In den 1990er Jahren galten die Transformationsprozesse in den postsozialistischen Ländern als eine „nachholende Modernisierung“ (Geisler 2002).³ Erst in den letzten Jahren wird nun zunehmend die These diskutiert, dass die Entwicklungen in Ostdeutschland und Osteuropa einen Vorreitercharakter haben, weil sich dort auf Grund des radikalen Zusammenbruchs des Staatssozialismus und der Übernahme eines krisenhaften kapitalistischen Systems in Verbindung mit Globalisierungsphänomenen Entwicklungen schneller vollziehen als in den westlichen Ländern und neue Wege erprobt werden (könnten). In dieser Hinsicht etwa sprechen Kristina Bauer-Volke und Ina Dietzsch (2003) in Bezug auf die neuen Bundesländer von einem „Labor Ostdeutschland“.⁴

Auch die Veranstalter des 34. Soziologiekongresses nehmen diese Perspektive ein, wenn sie feststellen, dass die „Rückkoppelungseffekte der osteuropäischen Systemtransformation [...] lange Zeit“ (DGS 2008, 16) in der soziologischen Forschung unterschätzt wurden, und plädieren für eine komplexe Erforschung des gesellschaftlichen Wandels. Dabei beziehen sie ausdrücklich den Wandel des Geschlechterverhältnisses ein: „Durch den Wandel von Wirtschaftsstrukturen, Beschäftigungsmustern und Bildungsverläufen“, heißt es im Vorprogramm, „gerät das, bei allen Abweichungen, für die fordistische Gesellschaftsformation charakteristische Geschlechterarrangement der ‚männlichen Versorgerehe‘ zunehmend unter Funktions- und Legitimationsdruck. Die soziale Realität der spätindustriellen Gesellschaften kündigt von einer fortschreitenden Verunsicherung überkommener Geschlechterrollen – und damit auch von einer durch ‚gender trouble‘, aber auch neue Lebensformen geprägten gesellschaftlichen Zukunft“ (ebd. 2008, 16).

Ein vergleichender Blick auf Tagungen und Publikationen der vergangenen Jahre zeigt, dass der Kongress hinsichtlich der Abschlussveranstaltung⁵ eine Tendenz in der Soziologie aufnimmt: Zunehmend richten Soziologen und Soziologinnen, die sich bisher nicht mit dem Geschlechterverhältnis befasst haben, ihren Blick darauf, wie sich die gesell-

³ Die These von der nachholenden Modernisierung wurde von Anbeginn kritisiert, diese Sichtweise konnte sich jedoch in den 1990er Jahren nicht durchsetzen (vgl. etwa Schenk/Schlegel 1993; Dölling 1995; Dietzsch/Dölling 1996; Hardil 1995; Hahn/Scholz 1996; Nickel/Hüning/Völker 1999).

⁴ Wolfgang Engler (2002) spricht in dieser Hinsicht sogar von den Ostdeutschen als einer (unfreiwilligen) Avantgarde. Zur Vorreiterrolle der Ostdeutschen vgl. auch Thomas 2005; Netzwerk und Innovationsverbund Ostdeutschlandforschung 2006; im Hinblick auf die Geschlechterverhältnisse Dölling 2003; 2005; Nickel 2003; Schäfer et al. 2005; Völker 2007.

⁵ Das Thema Männlichkeit wurde auf dem Kongress in einigen Vorträgen angesprochen. Hauptgegenstand war es in einer Ad-hoc-Gruppe über Fußball, Männlichkeit und Rassismus (Vorträge Lothar Böhnisch, Marion Müller und Andreas Heilmann) sowie in einem Vortrag von Stefan Trinka et al. Im Rahmen einer Veranstaltung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung zum Wandel der Sozial- und Geschlechterordnung durch Prekarisierung.

schaftlichen Wandlungsprozesse auf *Männer* auswirken.⁶ Hintergrund dieser Entwicklung ist, dass bisherige Gewissheiten und Gegebenheiten wie das institutionalisierte männliche Normalarbeitsverhältnis erodiert und immer mehr Männer nicht mehr die Position des Familienernährers, die freilich in den meisten Fällen schon immer durch einen weiblichen „Zuverdienst“ gestützt wurde, erfüllen können. Diese neue Thematisierung von Männern und Männlichkeit in verschiedenen Feldern der Soziologie ist auch als Folge der Betroffenheit des männlichen Geschlechts durch den sozialen Wandel anzusehen (vgl. auch Manske 2005).

Auf der genannten Abschlussveranstaltung des Soziologiekongresses wurde der Zusammenhang zwischen Veränderungen im Erwerbssystem und dem Wandel von Männlichkeit(en), welcher im Laufe der Konferenz in verschiedenen Veranstaltungen angesprochen wurde und positive Erwartungen an die Abschlussveranstaltung geschürt hatte, jedoch kaum thematisiert. Von einer der drei Podiumsteilnehmerinnen⁷ wurde die These vertreten, dass Männlichkeit heutzutage von den Frauen und der Gesellschaft insgesamt abgewertet werde, was sie anhand von Fallgeschichten aus ihrer Praxis als Psychotherapeutin und Gerichtsgutachterin belegte. Zwar wurde diese These von den anderen Podiumsteilnehmern in Frage gestellt, jedoch blieb wenig Raum, die während des Kongresses aufgeworfenen Fragen zu diskutieren, da die Position der Psychotherapeutin die Diskussion dominierte. So wurde in der Veranstaltung insgesamt eine „Defizitperspektive“ (Meuser 1998/2006a) auf Männlichkeit fortgeschrieben, die in den medialen Diskursen und einem bestimmten Strang der Männerforschung⁸ vorherrscht, und die Chance vergeblich, soziologisch fundiert über die aktuellen Herausforderungen an Männer und Männlichkeit zu diskutieren.

Zu konstatieren ist, dass die aktuellen soziologischen Debatten über Männer und Männlichkeit erstaunlich wenig theoretisch fundiert sind, es fehlt ein soziologischer Begriff von Männlichkeit, auch die Macht- und Herrschaftsverhältnisse werden nicht hinrei-

⁶ Dies betrifft insbesondere die Debatten zum demographischen Wandel der Gesellschaft, vgl. etwa die Tagung „Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland“ des MPI für demographische Forschung in Rostock im Oktober 2005 oder das Sonderheft der Zeitschrift für Familienforschung „Männer – das ‚vernachlässigte‘ Geschlecht in der Familienforschung“ (Tölke/Hank 2005). In der Industriosozologie wenden sich ebenso Forscher dem Thema Männlichkeit zu (vgl. Dörre 2005; 2007). Auch die von Jens Lüdtke gemeinsam mit Nina Baur organisierte Ad hoc Gruppe „Die Natur des Mannes“ auf dem Soziologiekongress 2006 in Kassel und der entsprechende Tagungsband (Lüdtke/Baur 2008) kann als Ausdruck eines solchen neuen Interesses in der Mitte der Soziologie gelesen werden.

⁷ Die Podiumsdiskussion wurde von Martina Löw geleitet, auf dem Podium saßen die Psychotherapeutin und Ärztin Hanna Ziegert, die Soziologin Christel Eckardt und der Historiker Jürgen Marschukat.

⁸ Dieser Strang verbindet sich insbesondere mit dem Namen Walter Holstein, vgl. dazu die Aufsätze 1 und 4.

chend in den Blick genommen. Dies bedeutet nicht, dass es im deutschsprachigen Raum keine soziologischen Konzepte von Männlichkeit gibt (vgl. etwa Meuser 1998/2006 oder der Überblick in Bereswill/Meuser/Scholz 2007), sie werden in den dargestellten Debatten jedoch nicht rezipiert. Für eine tief greifende Analyse der aktuellen Wandlungsprozesse ist aus meiner Perspektive ein theoretisches Konzept von Männlichkeit notwendig, welches die Analyse unterschiedlicher Herrschaftsphänomene einschließt. Ein Anliegen meiner kumulativen Habilitationsschrift ist es, ein solches soziologisches Männlichkeitskonzept zu formulieren und seine empirische Tragfähigkeit zu untersuchen.

Die Habilitationsschrift versammelt Aufsätze, die dem Wandel von Männlichkeiten und männlicher Herrschaft im Rahmen der aktuellen gesellschaftlichen Transformationsprozesse nachgehen. Ich untersuche vor diesem Hintergrund, inwieweit und in welche Richtung sich gesellschaftliche Männlichkeitsvorstellungen verändert und ob sich die sozialen Positionierungen von Männern verschoben haben. Mein Blick richtet sich auf zentrale gesellschaftliche Machtfelder: Erwerbsarbeit, Politik und Militär. Untersucht wird, ob sich die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern und unter verschiedenen Gruppen von Männern gewandelt haben. Mit dem Fokus auf das vereinte Deutschland der vergangenen 20 Jahre richtet sich der Blick auf die Überschneidungen von postsozialistischen, nationalstaatlich-kapitalistischen und globalen Transformationsprozessen. Diese Perspektive wird mit meinen aktuellen Arbeiten dezidiert auf Osteuropa erweitert.

Die folgenden Analysen sind im Rahmen einer soziologischen Männlichkeitsforschung verortet. In der Soziologie ist eine Männlichkeitsforschung im Unterschied zur internationalen Entwicklung, aber auch zu der in anderen Disziplinen im deutschsprachigen Raum, bislang kaum institutionalisiert (Scholz 2001a; Bereswill/Meuser/Scholz 2007a; vgl. auch Meuser 2006a; Villa 2006). Während sich in den USA und Großbritannien, gefolgt von den skandinavischen Ländern, bereits in den 1980er Jahren die sogenannten Men's Studies konstituierten, setzte dieser Prozess in den deutschsprachigen Ländern erst in den 1990er Jahren ein, wobei sich die Geschichtswissenschaft rasch zur „Leitwissenschaft“ entwickelte, gefolgt von den Kulturwissenschaften (Erhart 2005; vgl. auch Matschukat/Stiegler 2005; Benthien 2003; Bauer et al. 2007). Insofern spricht

Paula-Irene Villa in Bezug auf die Institutionalisierung der Männlichkeitsforschung von einem „soziologischen Sonderweg“ (Villa 2006, 175).¹⁰ Die eingangs erwähnte Entwicklung verweist auf den Bedarf einer soziologischen Analyse der gesellschaftlichen Transformationsprozesse, die besonders die Auswirkungen für Männer sowie kulturelle Männlichkeitsvorstellungen und männliche Macht- und Herrschaftsphänomene in den Blick nimmt.

In einem wegweisenden Aufsatz hatten die Soziologen Tim Carrigan, Robert W. Connell¹¹ und John Lee (1995, Original 1985) bereits Mitte der 1980er Jahre für die Entwicklung einer „Neuen Soziologie der Männlichkeit“ plädiert, diese Auffassung wurde auch im deutschen Kontext vor allem von Michael Meuser vertreten (vgl. exemplarisch Meuser 2000; Döge/Meuser 2001). Mittlerweile verschiebt sich die Argumentation hin zu einer Männlichkeitsforschung als Bestandteil der Geschlechtersoziologie (Bereswill/Meuser/Scholz 2007a; vgl. auch die Einleitung in Aulenbacher et al. 2006). Eine solche Auffassung wird jedoch nicht von allen Männlichkeitsforschenden geteilt: So grenzen sich etwa Lothar Böhnisch (2003; 2006) und Michael Matzner (2004) sehr stark von der Frauen- und Geschlechterforschung ab. Gleichzeitig finden sich Abgrenzungen verbunden mit normativen Forderungen von Frauen- und Geschlechterforscherinnen gegenüber der von ihnen so bezeichneten „Männerforschung“ (vgl. Villa 2006; Mathes 2006). Das Feld der Männlichkeitsforschung ist, wie jedes wissenschaftliche Feld, von Auseinandersetzungen um Gegenstandsbestimmungen und Abgrenzungen untereinander und zu anderen Wissenschaftsfeldern geprägt (vgl. zu diesen Mechanismen in Bezug auf die feministische Wissenschaft Hark 2005).

Auf eine Rekonstruktion der Konfliktlinien wird im Rahmen dieser Zusammenfassung verzichtet (vgl. dazu insbesondere Aufsatz 1, 2 und Aufsatz 4). Meine eigenen Analysen verstehe ich als Teil einer sozialkonstruktivistisch fundierten soziologischen Männlichkeitsforschung, die ich wiederum als Bestandteil der Frauen- und Geschlechterforschung begreife. Hinsichtlich der Weiterentwicklung dieses Feldes gingen und gehen meine Bemühungen dementsprechend in zwei Richtungen: Zum einen arbeite ich im Organisationsgremium des Arbeitskreises interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung Kultur, Geschichts- und Sozialwissenschaften, kurz AIM Gender genannt, an

¹⁰ Diese Entwicklung ist um so erstaunlicher, da in der soziologischen Frauenforschung bereits Anfang der 1980er Jahre eine dezidierte Auseinandersetzung zum Thema Männer – Männlichkeit – Gewalt stattfand (Hagemann-White/Rerrich 1988), die jedoch Ende der 1980er Jahre zunächst von der Agenda der Frauenforschung verschwand (vgl. zu den möglichen Ursachen Bereswill/Meuser/Scholz 2007c).

¹¹ Die früheren Arbeiten wurden unter dem Namen Robert W. Connell veröffentlicht, seit ca. zwei bis drei Jahren publiziert Connell unter dem Namen Raewyn. In den meisten meiner hier vorliegenden Aufsätze benutze ich noch den männlichen Namen.

einer interdisziplinären Vernetzung deutschsprachiger Männlichkeitsforschung, deren Ziel ein interdisziplinärer Austausch ist, verknüpft mit dem Anliegen, das Feld der Männlichkeitsforschung theoretisch und empirisch weiterzuentwickeln (vgl. dazu das Archiv von AIM Gender unter www.ruendal.de). Zum anderen habe ich mich als Sektionsrätin der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie für die institutionelle Integration der Männlichkeitsforschung in die Strukturen der Frauen- und Geschlechterforschung engagiert (vgl. den Tagungsband Aulenbacher et al. 2006 und den Sammelband zum Stand der soziologischen Männlichkeitsforschung in der Sektionsreihe Forum Frauen- und Geschlechterforschung Bereswill/Meuser/Scholz 2007a).

Im Folgenden lege ich in einem ersten Schritt meine theoretische Fundierung des gesellschaftlichen Transformationsprozesses dar. Dabei greife ich auf das Modernekonzept von Peter Wagner (1995) zurück, der ähnlich wie Ulrich Beck (1996; 2007) und Anthony Giddens (1996) davon ausgeht, dass moderne Gesellschaften seit den 1970er Jahren in eine neue Phase der Individualisierung eingetreten sind. Wagners Konzept ist aus zwei Gründen für meine Analysen besonders geeignet: Seine Untersuchung der Entwicklung moderner Gesellschaften umschließt erstens nicht nur westeuropäische, kapitalistische, sondern auch die osteuropäische, sozialistische Gesellschaften. Mit diesem Konzept können die postsozialistischen Transformationsprozesse integriert und als Bestandteil der aktuellen Transformation von der, so Wagners Begrifflichkeit, „organisierten Moderne“ hin zur „erweitert liberalen Moderne“ begriffen werden. Zweitens bezieht Wagner auch den Wandel von Geschlechterverhältnissen in sein Konzept ansatzweise ein. Diese Dimension ist von Irene Dölling (2003; 2005a) systematisch weiterentwickelt worden, an deren Arbeiten meine Analysen anknüpfen. Zu konstatieren ist, dass die theoretischen Konzeptionalisierungen von Geschlecht bisher kaum mit modernisierungstheoretischen Konzepten verbunden wurden (Dölling 2003; Kahlert 2006). Mit Döllings Ansatz kann der Wandel von Geschlechterverhältnissen als Teil von Modernisierungs- und Individualisierungsprozessen analysiert werden.

Männlichkeit als „eine Dimension der Kategorie Geschlecht“ (Bereswill/Meuser/Scholz 2007b) ist in den Konzepten der Frauen- und Geschlechterforschung bisher untertheoretisiert (vgl. ebd.). Um den Wandel von Männlichkeit(en)¹² jedoch untersuchen zu

¹² Die hier genutzte Schreibweise von Männlichkeit(en) soll zum einen darauf verweisen, dass Geschlechterkonstruktionen pluralisiert sind, zum anderen ist jedoch zu fragen, ob und welche „gemeinsamen Strukturen von Männlichkeit“ (Meuser 2000, 55) es gibt. Ziel ist es Macht- und Herrschaftsverhältnisse in den Blick zu nehmen und nicht einer „Faszination der Differenz“ (ebd.) aufzusitzen.

können, sind soziologische Entwürfe notwendig, die dezidiert Macht- und Herrschaftsverhältnisse einbeziehen. Im zweiten Abschnitt formuliere ich mein Konzept von Männlichkeit, welches in vielen Aspekten an das Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“ von Raewyn Connell¹³ und Pierre Bourdieus Theorie „männlicher Herrschaft“ anschließt. Herausgearbeitet werden die Vorzüge, aber auch die widersprüchlichen Aspekte dieser Männlichkeitstheorien. Vorgeschlagen wird eine Erweiterung von Connells Konzept hin zu hegemonialer Männlichkeit als „generalisierendes Prinzip“ des Doing Masculinity und als „institutionalisierte Praxis“. Diskutiert wird eine Erweiterung von Bourdieus Konzept männlicher Herrschaft als paradigmatische Form symbolischer Herrschaft.

Ausgehend von meinem theoretischen Konzept von Männlichkeit gehe ich im dritten Abschnitt der Frage nach, wie der soziale Wandel von Männlichkeiten empirisch erforscht werden kann. Ich schlage vor, Männlichkeit als eine „analytische Kategorie“ (Scott 1994; Dölling 1999) zu konzeptionalisieren und qualitativ zu erforschen. Dabei knüpfe ich an die rekonstruktive Sozialforschung an, erläutere deren theoretische Prämissen, zeige meine eigenen empirischen Zugänge auf und argumentiere für eine subjekttheoretisch fundierte Erforschung des sozialen Wandels von Männlichkeit(en) und männlicher Herrschaft.

Im vierten Abschnitt werden zentrale Ergebnisse meiner empirischen Analysen zusammengefasst. Die vorliegenden Untersuchungen zur sozialen Transformation von Männlichkeit(en) sind bisher vorrangig auf Zweierbeziehungen und Familie bezogen. Mein Ziel ist es, den sozialen Wandel von Männlichkeit(en) und männlicher Herrschaft in gesellschaftlichen Machtbereichen zu untersuchen, insbesondere im Erwerbssystem, in der Politik und im Militär. Analysiert werden die Transformationsprozesse in der bundesdeutschen Gesellschaft seit den 1990er Jahren bis zur Gegenwart. Gezeigt wird, dass der Wandel durch eigenlogische Entwicklungen in den genannten gesellschaftlichen Bereichen ausgelöst wird und teilweise konträr verläuft. Abschließend und fünftens fasse ich die zentralen Entwicklungslinien zusammen, setze sie in Bezug zu Wandlungsprozessen in Osteuropa und formuliere Thesen zum Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit und männlicher Herrschaft.

¹³ Vgl. Fußnote 11.

1. Modernisierungstheoretischer Rahmen: Von der organisierten Moderne zur erweitert liberalen Moderne

Ausgangspunkt von Wagners historischer Neubeschreibung der Moderne sind die Krisentendenzen moderner Gesellschaften seit den 1970er Jahren (Wagner 1995). Um die aktuellen Umbrüche verstehen und soziologisch untersuchen zu können, ist aus seiner Sicht eine neue Perspektive auf die Moderne notwendig. Im Anschluss an Karl Marx und Max Weber rekurriert Wagner deshalb auf einen „Doppelbegriff von Freiheit und Disziplin“ (Wagner 1995, 13), der Ambivalenz und Mehrdeutigkeit als wesentliche Charakteristika der Moderne einschließt. Darüber hinaus stützt sich Wagner auf Anthony Giddens Konzept von der Dualität der Strukturen, im Sinne einer Dualität von Struktur und Handeln (Kahlert 2006), und versteht seinen Versuch der historischen Neubeschreibung der Moderne als eine erweiterte Reflektion der Giddens'schen Begriffe „Ermöglichung“ und „Beschränkung“ von Handeln (Wagner 1995, 16). Wagner legt großen Wert auf die interpretativen Eigenleistungen der Individuen in der Ausgestaltung und Aneignung der gesellschaftlichen Verhältnisse und ist auch aus diesem Grund konzeptionell für meine Untersuchung besonders geeignet (vgl. Kapitel 3).

Die Entwicklung moderner Gesellschaften

Wagner gliedert die Entwicklung der Moderne in drei Phasen (ebd., 41ff.): Die „restriktiv liberale Moderne“ konstituiert sich am Ende des 18. Jahrhunderts und dauert das ganze 19. Jahrhundert an. Die „organisierte Moderne“ entfaltet sich ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und erlebt ihren Höhepunkt nach dem 2. Weltkrieg bis in die 1970er Jahre. Die „erweitert liberale Moderne“, deren Entwicklung in den 1970er Jahren beginnt, dauert noch an. Diese Gliederung folgt der Idee, dass die moderne Gesellschaft von einem Grundkonflikt gekennzeichnet ist: So gründete das Projekt der Moderne auf der Vorstellung von Autonomie und Freiheit aller Individuen. In der praktisch-politischen Realisierbarkeit erwies sich dieses Projekt jedoch als sozial gefährlich offen. Der Anspruch aller auf Teilhabe am gesellschaftlichen Individualisierungsprozess gefährdete die Macht der gesellschaftlichen Eliten, weshalb das Moderneprojekt zunächst auf bestimmte soziale Schichten beschränkt wurde. Die Eindämmung erfolgte durch intellektuelle Mittel (insbesondere kulturelle Deutungsmuster), institutionelle Formen und Praktiken (Allokation, Herrschaft, Bedeutungsgebung/symbolische Repräsentation) und substanzielle Ausschließungen. Im Zusammenwirken der drei Dimensio-

nen entstehen soziale Dynamiken, die als Modernisierungsschübe oder als Krisen der Moderne beschrieben werden können.

Für meine Darstellung konzentriere ich mich im Folgenden auf den Umbruch von der organisierten Moderne hin zur erweitert liberalen Moderne. Dazu ist es notwendig, die organisierte Moderne genauer zu beschreiben, da sie den Hintergrund für die aktuellen Transformationsprozesse bildet. Entsprechend meines formulierten Anliegen, die post-sozialistischen Transformationen einzubeziehen, gehe ich auf die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen der sozialistischen und der kapitalistischen organisierten Moderne ein.

Die organisierte Moderne selbst ist das Resultat der ersten Krise der Moderne. Nach Wagner wurde das Grundproblem der Moderne, ihre sozial gefährliche Offenheit, gelöst, indem sich nur bestimmte soziale Gruppen individualisieren konnten, während andere ausgeschlossen wurden. Dies betraf insbesondere die sozial niedrigen Klassen und die Frauen. Während der Ausschluss der (bürgerlichen) Frauen aus Bildung, Politik und Erwerbsarbeit durch die biologische, vermeintlich unhintergehbare Geschlechterdifferenz legitimiert wurde und das Modell der bürgerlichen Ehe und romantischen Liebe genug Integrationskraft besaß, diesen Ausschluss zu rechtfertigen, beriefen sich die niedrigen Klassen auf das Projekt der Moderne und forderten ihre Teilhabe. Diese „soziale Frage“ konstituierte um die Wende zum 20. Jahrhundert eine Krise, die in einem jahrzehntelangen Kampf zwischen bürgerlichen Eliten und der sich formierenden Arbeiterklasse in einem „postliberalen Kompromiss“ (ebd., 113) gelöst wurde, der für die Entstehung der organisierten Moderne zentral war. Er beinhaltete die Idee, dass „die Ziehung von Grenzen und die Schaffung von Gewissheiten generell über das liberale Ansinnen nach der unbegrenzten Autonomie des Einzelnen gestellt wird“ (ebd.). Insofern spricht Wagner auch von einer „Schließung der Moderne“, weil dieser Konsens „den Begriff der individuellen Freiheit im Namen des Kollektives“ (ebd.) beschränkte.

Es entstanden kollektive Arrangements, die die Unsicherheit reduzierten: ökonomisch in Form von Monopolbildungen, politisch durch repräsentative Demokratien und intermediäre Massenorganisationen, wie die politischen Klassenparteien und sozial durch wohlfahrtsstaatliche Absicherungssysteme. Der Sozialstaat wies seinen Bürgerinnen und Bürgern nach Alter, Beruf, Familienstand etc. variierende, wohl definierte Kollektive zu. Der Taylorismus standardisierte die Produktionsprozesse und Produkte, und der Massenkonsum förderte die Homogenisierung von Biographien und Verhaltensweisen.

Die organisierte Moderne konstituierte sich in einer kapitalistischen und in einer sozialistischen Variante, denn auch die sozialistischen Bewegungen und die Errichtung des Staatssozialismus waren „kollektivistische Antworten auf das Scheitern der restringiert liberalen Moderne“ (ebd., 158). Die zentralen Charakteristika der organisierten Moderne lassen sich für die alte BRD und die DDR wie folgt zusammenfassen (vgl. Dölling 2003, 85): Die Institutionen und Praktiken waren im Kapitalismus um Nation und Klasse organisiert, im Sozialismus nur um das Konstrukt Klasse, der Bezug zur Nation blieb für die Staatsführung und auch große Teile der Bevölkerung ambivalent. Anzumerken ist, dass die Klassenkonzepte in den beiden Staaten unterschiedlich waren. So hatte die DDR-Führung eine spezifische Ideologie von der herrschenden Arbeiterklasse entworfen, der sich die anderen sozialen Klassen (Bauern, Intelligenz) unterzuordnen hatten. Politisch bildeten die kapitalistisch organisierten Gesellschaften repräsentative plurale Demokratien mit Mehrparteiensystemen aus, in sozialistisch verfassten Gesellschaften hingegen organisierte ein Einparteiensystem die allokativen Praktiken. Während sich die soziale Strukturierung im Kapitalismus durch das meritokratische Leistungsprinzip legitimierte, wurde im Sozialismus der Gleichheitsgedanke radikalisiert und politisches Kapital zum Allokationsmodus. Im Kapitalismus funktionierte die Gesellschaft, verstanden als bürgerliche Öffentlichkeit, als kollektive Vermittlerinstanz zwischen Staat und Individuum. Im Sozialismus wurde der Staat zum „Egalisierer“ und zugleich „Individualisierer“ (ebd.), indem er bisherige kollektive Identitäten, religiöse Bindungen und Familienformen auflöste. Während im Kapitalismus öffentliche und private Sphäre weitgehend getrennt waren, verwischte sich diese Grenze in der sozialistischen Planwirtschaft.

Nach Wagner unterscheiden sich die kapitalistischen und die sozialistischen Gesellschaften nur im Ausmaß der Organisation. Im Sozialismus war die Parallelität von Überwachung, Fürsorge und Homogenisierung offensichtlicher, das Maß der Kollektivierung und der Begrenzung von Autonomie war rigider als in der westlichen Moderne. Insofern ist der Staatssozialismus für Wagner der Inbegriff der organisierten Moderne. Ebenso wie die kapitalistisch organisierte Moderne, gerieten die sozialistischen Gesellschaften ab den 1970er Jahren in die zweite Krise der Moderne. Während die kapitalistischen Gesellschaften sich allmählich wandelten und sich noch im Übergang zu einer erweiterten liberalen Moderne befinden, konnten die sozialistischen Gesellschaften sich nicht reformieren und brachen Ende der 1980er Jahre radikal zusammen. Sie müssen nun die Transformation in eine neue Phase der Moderne bewältigen und erzeugen durch ihren Zusammenbruch eine Dynamik, die auf die westlichen Gesellschaften zurück wirkt.

Im Folgenden werden zentrale Merkmale des Umbruchs zur erweitert liberalen Moderne beschrieben. Nach Wagner verändert sich die Form der staatlichen Kontrolle und die allokativen Praktiken werden restrukturiert, was mit einem Bruch der bisherigen sozialen Konventionen einhergeht, die sich im Zuge des postliberalen Kompromisses herausgebildet hatten (Wagner 1995, 188ff.) Die „Vereinbarung“, industrielle Beziehungen im nationalstaatlichen Rahmen zu regeln, wird nicht mehr eingehalten und der keynesianische Konsens, eine nationale protegierte Wirtschaft zu entwickeln, erodiert. Statt Gebrauchsgüter entstehen nun spekulative Währungsmärkte. In diesem Prozess verlieren Staat und Gewerkschaften weitgehend die Kontrolle über wirtschaftliche Prozesse; in einer entnationalisierten Ökonomie können sie nur noch selektiv intervenieren und Krisenmanagement betreiben. Organisatorische Regeln, die die Positionen und Aufgaben jedes Individuums bestimmt und gesichert haben, werden umgestellt. Dies betrifft etwa die betriebliche Organisation weg von hierarchischen hin zu flacheren Entscheidungsstrukturen und mehr Eigenverantwortung der Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen. Technische Innovationen, deren Anwendung bisherige gesellschaftliche Konventionen zu brechen drohen, breiten sich weiter aus. So finden Prozesse der Destandardisierung von Produkten statt, die Vorherrschaft der Größenrationalität und der Orientierung an Homogenisierung und Standardisierung scheint an ihr Ende gekommen zu sein.

Die bisherigen Grenzen verschieben sich in Hinblick auf die Möglichkeiten politischer Interventionen, die Ausübung von Politik und die politische Ordnung. Die in der organisierten Moderne legitimierten Eingriffe des Staates in die Wirtschaft und das Leben der Bürger und Bürgerinnen werden nun in Frage gestellt. Verbunden mit einer „Krise des bürokratischen Wohlfahrtsstaates“ (ebd., 199) gehen die staatlichen Interventionen deutlich zurück, was auch zu einer neuen Unbestimmtheit der Grenzen zwischen privater und öffentlicher Regulierung führt. Die Wahlinstitutionen erodieren und vielfältige Formen außerinstitutionellen Protestes entstehen, welche sich gegen die Konventionen der organisierten Moderne, etwa die staatlichen Eingriffe in das Leben von Bürgerinnen und Bürger, richten. Damit verbunden lockern sich die Bindungen an die Volksparteien, entstehen neue Parteien und politische Gruppierungen. Die repräsentative Demokratie und ihre Institutionen verlieren an Legitimation.

Zugleich verliert der Nationalstaat an Macht. Es findet eine „kulturelle“ Entnationalisierung“ (ebd., 203) statt, die Bürger und Bürgerinnen orientieren sich nicht mehr nur an der Nation. Der Nationalstaat und die Regierung haben große Teile ihrer Souveränitätsrechte an internationale Ordnungen und Institutionen abgegeben. Auf die gegensätzli-

chen Forderungen der unterschiedlichen sozialen Bewegungen reagiert der Staat mit Rückzug und der Wiederbelebung liberaler Selbststeuerungsmechanismen als Grundlage der sozialen Ordnung.

Dezidiert beschäftigt sich Wagner mit den Folgen dieser Umbrüche für die Einbindung der Individuen in die Gesellschaft, insbesondere hinsichtlich der Identitätskonstruktionen. Generell geht Wagner davon aus, dass das Projekt der Moderne mit der Idee verknüpft ist, „das wir unsere eigene soziale Identität konstruieren“ (ebd., 231). Wiederum unterscheiden sich die Phasen der Moderne in Bezug auf die Reichweite dieses Individualisierungskonzeptes. In der organisierten Moderne waren die Identitätskonstruktionen kollektive Konstrukte, die sich im Kapitalismus vorrangig um Klassen und Nation organisierten, im Sozialismus nur um Klassen. Damit waren hohe individuelle Sicherheiten verknüpft, aber wenig Selbstbestimmung möglich. Diese kollektiven Identitäten verlieren ihre Bindekraft zum einen durch die neuen sozialen Protestbewegungen, zum anderen durch die wirtschaftlichen Umstrukturierungen, die nun ein „unternehmerisches Selbst“ fordern, welches „sein eigenes Leben wie ein Kleinunternehmen führt“ (ebd., 242; vgl. dazu auch Pongratz/Voß 1998). Mit dem gegenwärtigen Individualisierungsschub verknüpft sind neue Anforderungen an die Individuen, aber auch neue Möglichkeiten der Selbstverwirklichung, die von den Einzelnen unterschiedlich gut genutzt werden können und mit Verunsicherungen und Ängsten einhergehen (können).

Die derzeitige gesellschaftliche Entwicklung ist für Wagner von einer Pluralisierung der Praktiken und einer Wiederkehr der Ambivalenz gekennzeichnet. Aus seiner Perspektive zeichnet sich die derzeitige Gesellschaft durch starke Parallelen mit der ersten Phase der Moderne aus, etwa hinsichtlich des Anspruches auf Freiheit und Autonomie sowie in Bezug auf die Rolle des Staates und die Funktion der Wirtschaft. Fragen stellen sich für ihn insbesondere hinsichtlich der Möglichkeit von Politik. Er setzt auf die Formierung einer neuen Zivilgesellschaft, die an die starke Gesellschaft als Assoziation freier und gleicher Individuen der restringiert liberalen Moderne anschließt, jedoch eben mit einer erweiterten Reichweite.

Die Transformation moderner Geschlechterverhältnisse

In Wagners Konzept hat das Geschlechterverhältnis keinen systematischen Ort, gleichwohl lassen sich nach Irene Dölling (2003, 2005a) Anschlussstellen zwischen Wagners Modernekonzept und Theorien moderner Geschlechterverhältnisse finden. Dabei rekur-

riert Dölling insbesondere auf das strukturtheoretische Konzept von Ursula Beer (1990; auch Beer/Chalupsky 1993). Das moderne Geschlechterverhältnis ist durch eine ökonomisch fundierte und rechtlich manifestierte Trennung von Produktion und Reproduktion gekennzeichnet. Diese Trennung kann nach Dölling auch als Eindämmung des Projektes der Moderne verstanden werden, die sich in den verschiedenen Phasen der Modernisierung unterschiedlich gestaltet. So wurden über diese Grenzziehung in der restringiert liberalen Moderne die (bürgerlichen) Frauen, wie bereits erwähnt, aus dem Projekt der Moderne und damit von Erwerbsarbeit, Bildung und Politik weitgehend ausgeschlossen und dem Familienbereich zugewiesen. Wiederum konzentriere ich mich in der Darstellung auf die organisierte Moderne in ihrer kapitalistischen und sozialistischen Variante sowie die aktuellen Umbrüche.

Im Folgenden gehe ich auf die Unterschiede zwischen den kapitalistischen und sozialistischen Geschlechterverhältnissen ein und konzentriere mich auf die BRD bis 1989 und die DDR (zu den anderen sozialistischen Ländern vgl. Aufsatz 11). Stärker als in der BRD dominierte in der DDR das politisch-administrative System gegenüber der Wirtschaft und allen anderen Teilsystemen. Diese Dominanz wurde durch spezifische politische Ideologien legitimiert wie etwa die Vorstellung, dass Erwerbsarbeit der wichtigste gesellschaftliche Integrationsmodus sei und das emanzipatorische Potential enthalte für den Abbau bestehender sozialer Differenzierungen und geschlechtsspezifischer Ungleichheiten. Während in der BRD eine recht strikte Trennung zwischen dem Produktions- und dem Reproduktionsbereich und damit zwischen Öffentlichkeit und Privatheit bestand, verschob in der DDR die politisch veranlasste Aufhebung der Trennung von Wirtschaft und Politik das Verhältnis von Produktion und Reproduktion: Vorrang hatte tendenziell die Existenzsicherung und die Befriedigung der Bedürfnisse des Einzelnen, was sich in umfangreichen sozialpolitischen Maßnahmen im Rahmen der Frauen- und Familienpolitik manifestierte. Auf diese Weise wurden auch die Grenzen zwischen Produktions- und Reproduktionbereich unscharf, was sich auf das Geschlechterverhältnis auswirkte.

Die Geschlechterverträge zwischen BRD und DDR unterschieden sich hinsichtlich der Integration der Geschlechter in die Gesellschaft.¹⁵ Während in der DDR beide Ge-

¹⁵ Der Geschlechtervertrag (zum Konzept vgl. auch Pfau-Effinger 1993) organisiert die Integration der beiden Genusgruppen in die Gesellschaft mittels kultureller Leitbilder und rechtlicher Normen. Diese Leitbilder geben Regeln und Verhaltensmuster vor hinsichtlich der Fragen, welche gesellschaftlichen Bereiche die hauptsächlichen Sphären der Integration von Frauen bzw. Männern in der Gesellschaft sind; inwieweit Gleichheit, Ungleichheit oder Komplementarität die Lebensbereiche der Ehepartner bestimmen; welcher gesellschaftlichen Sphäre die Kindererzie-

schlechter in die Erwerbssphäre integriert waren, waren in der BRD die Frauen zunächst weitgehend aus der Erwerbssphäre ausgeschlossen. Im Laufe der DDR-Geschichte verlor das Familienmodell der Versorgungsehe, das für die westliche organisierte Moderne typisch ist und auf einem männlichen Familienernährer und einer weiblichen Hausfrau beruht, an Bedeutung, es formierte sich das Doppel-Verdiener-Modell. Dieses beruht auf der Vollzeitbeschäftigung beider (Ehe-)Partner. Gleichwohl blieben auch in der DDR die Frauen für die Regeneration der Familienmitglieder und die generative Reproduktion zuständig, was zu Ambivalenzen des Geschlechtervertrages führte (vgl. dazu ausführlich Dölling 2003; 2005a).

In der BRD setzte ab den 1970er Jahren im Zuge der zweiten Krise der Moderne ein allmählicher Wandel des Geschlechterverhältnisses ein, der die Entwicklungen in der DDR teilweise nachgeholt hat¹⁶, teilweise aber auch überholte. So wurden auch in der alten BRD die Frauen zunehmend in das Projekt der Moderne integriert und partizipierten am Erwerbssystem. Das Modell der Versorgungsehe verschob sich hin zu einer modernisierteren Form mit dem Mann als Haupternährer und der teilzeitarbeitenden Ehepartnerin, welche zugleich für die Familienarbeit zuständig war. Kinderbetreuung galt im Gegensatz zur Auffassung in der DDR als eine „private“ Angelegenheit der Familie. Dieser Geschlechtervertrag korrespondierte zum einen mit einer entsprechenden Sozial- und Familienpolitik, die auf eine Stärkung der Familie setzte und bspw. die Hausfrauenehe steuerlich begünstigte. Zum anderen ging er mit einem in Vergleich zur DDR stark ausgebauten Dienstleistungssektor in der Wirtschaft einher, der die meisten Teilzeitarbeitsplätze für Frauen zur Verfügung stellte.

In den 1990er Jahren zeigen sich im vereinten Deutschland hinsichtlich der Erwerbsintegration zwischen Ost- und Westdeutschland unterschiedliche Tendenzen. Während sich in Westdeutschland die Erwerbsintegration der Frauen in die beschriebene Richtung fortsetzt und immer mehr Frauen an höheren beruflichen Positionen partizipieren, verlieren in Ostdeutschland viele Frauen (und Männer) ihre Arbeitsplätze. Dort setzt ein Prozess der sozialen Differenzierung unter Frauen entlang von Qualifikationen ein. Trotz der Umstrukturierungsprozesse des Erwerbssystems bleibt die Integration von Frauen in Ostdeutschland höher als in Westdeutschland. Sie zeichnet sich zudem durch einen entschieden höheren Anteil an Vollzeitarbeit aus. Nicht nur aus diesem Grund, sondern auch als Folge fortwirkender habitueller Dispositionen (vgl. dazu insbesondere Dölling 2005a) bleiben bis in die Gegenwart Unterschiede zwischen den Geschlechter-

hung vorrangig zugeordnet wird; und welchen gesellschaftlichen Stellenwert die Familie im Vergleich zu anderen Lebensformen hat.

¹⁶ Vgl. dazu Geißlers (2002) These vom Modernisierungsvorsprung ostdeutscher Frauen.

ordnungen in Ost- und Westdeutschland bestehen: In Ostdeutschland ist immer noch das Doppelverdiener-Modell die am weitesten verbreitete Lebensform, öffentliche Betreuung von Kleinkindern hat eine höhere gesellschaftliche Akzeptanz, nicht-eheliche Geburten sind ein weit verbreitetes Phänomen. Dagegen ist in Westdeutschland das modernisierte Versorgermodell die stärker akzeptierte Lebensform, werden Kinder häufiger im Rahmen von Ehen geboren, erfolgt die Betreuung von Kleinkindern durch Mütter in privaten Arrangements.

Gleichzeitig bricht jedoch in beiden Teilen Deutschlands die starre Grenzziehung zwischen privat und öffentlich auf, Familie und Arbeit befinden sich seit den 1990er Jahren in einem mehrschichtigen Prozess der Entgrenzung, der neue komplexe Anforderungen an die Arbeitskräfte und an die Organisation des privaten Lebens stellt (Jurczyk/Voß 2000; auch Jurczyk/Oechsle 2008). Die bisherigen geschlechtlichen Konnotationen von Bereichen und Tätigkeiten verlieren allmählich an Bedeutung, und auch die Vorstellung einer unhintergehbaren biologischen Grenze zwischen den Geschlechtern wird durch die seit den 1990er Jahren sich verbreitende Idee von der kulturellen oder sozialen Konstruiertheit der Geschlechter abgelöst (Dölling 2003). Zwar haben biologistische Deutungsmuster aus der Neurologie und Genetik durchaus Konjunktur, dennoch wird nicht mehr von Männern und Frauen als jeweils homogene Gruppe mit kollektiven Interessen ausgegangen (vgl. auch Dölling 2004). Die für das Projekt der Moderne so zentrale Idee von der Selbstkonstruktion der Identität erlangt in der erweitert liberalen Moderne auch Bedeutung in Bezug auf das Geschlecht und vergrößert ihre Reichweite in diese Richtung. Für beide Geschlechter stellt sich damit auch die Reproduktionsfrage sowohl der eigenen Arbeitskraft als auch der Gattung neu (vgl. Lohr/Nickel 2005).

2. Soziologische Konzeptionalisierung von Männlichkeit(en)

In diesem Abschnitt wende ich mich der theoretischen Konzeptionalisierung von Männlichkeit zu, die für eine Analyse des Wandels von Männlichkeitsimages und männlicher Herrschaft grundlegend ist. In den 1980er Jahren entstanden im Rahmen der sich konstituierenden Men's Studies verschiedene Konzepte, von denen sich der von Tim Carrigan, R. W. Connell und John Lee formulierte Ansatz, der unter dem Namen *hegemoniale Männlichkeit* firmiert, im Laufe der Jahre als dominant durchsetzte. Dadurch traten Konzepte, wie die von Jeff Hearn in die Diskussion gebrachte Männlichkeit als Geschlecht der Unterdrückung (Gender of Oppression), in den Hintergrund der Debatten (vgl. auch Bereswill/Meuser/Scholz 2007b). Neben der hegemonialen Männlichkeit

spielt in der Männlichkeitsforschung ab Mitte der 1990er Jahre auch die von Pierre Bourdieu formulierte Männlichkeitstheorie *männliche Herrschaft* eine zentrale Rolle. Für mein eigenes Konzept von Männlichkeit(en) sind die Arbeiten von Connell und Bourdieu, aber auch die von Michael Meuser, der Ende der 1990er Jahre eine Verknüpfung beider Ansätze vorlegte (Meuser 1998; vgl. auch Meuser 2006a und 2006b) grundlegend. Im Folgenden fasse ich meine in den nachstehenden Aufsätzen dokumentierte Auseinandersetzung mit den vorliegenden Konzepten und meine eigene Weiterentwicklung zusammen: *Hegemoniale Männlichkeit. Innovatives Konzept oder Leerformel?* (2004/Aufsatz 1); *Männliche Herrschaft. Review Essay* (2006/Aufsatz 2); *Sozialistische Helden. Hegemoniale Männlichkeit in der DDR* (2008/Aufsatz 3) und *Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Zusammenfassung und Diskussion* (2008/Aufsatz 11; gemeinsam mit Weertje Willms).

Sowohl Connells Ansatz als auch Bourdieus Konzept sind unmittelbar anschlussfähig an Peter Wagners modernisierungstheoretisches Konzept. Beide gehen in ihren theoretischen Konzeptionalisierungen von der sozialen Praxis aus, richten ihren Blick auf die Praktiken und Handlungsmuster der Individuen und untersuchen davon ausgehend die Herstellung, Reproduktion und Transformation von sozialen Strukturen. Sie gehören damit zu den „praxeologischen“ (Bock/Dölling/Krais 2007) Ansätzen in der Soziologie. Mit beiden Konzepten lassen sich Phänomene männlicher Herrschaft analysieren, die in Wagners Modernetheorie keine Rolle spielen. Zwar geht es Wagner dezidiert um eine Herrschaftsanalyse, jedoch hat er das Phänomen der geschlechtlichen Herrschaft nicht explizit im Blick. Zwar beschreibt er wie Ausschlüsse der Frauen aus dem Projekt der Moderne hergestellt und legitimiert werden, jedoch markiert er sie nicht als männliche Herrschaftsphänomene.

Im Hinblick auf die dargelegte moderne Geschlechtertheorie ist durch ein soziologisches Männlichkeitskonzept insofern eine Erweiterung und Vertiefung der Analyse zu gewinnen, als sich der Blick der Frauen- und Geschlechterforschung vorrangig auf die Auswirkungen männlicher Herrschaftsphänomene auf Frauen richtet. Dies führt zum einen dazu, dass empirische Studien vor allem die Handlungsbeschränkungen und teilweise auch die Handlungsermöglichkeiten (vgl. dazu die Kritik von Kahlert 2006) für Frauen untersuchen. Werden Männer empirisch einbezogen, so richtet sich der Fokus meist darauf, wie die Handlungsbeschränkungen für Frauen beseitigt werden können (vgl. exemplarisch für die alten Bundesländer Metz-Göckel/Müller 1986; für die DDR Diemer 1994). Auch theoretische Konzeptionalisierungen gehen von der Situation von Frauen aus, wie etwa die Theorie der doppelten Vergesellschaftung (Becker-Schmidt

2004) oder das Konzept des weiblichen Arbeitsvermögens (Beck-Gernsheim/Ostner 1978). Mit einem soziologischen Männlichkeitskonzept kann die Beteiligung von Männern an der Reproduktion männlicher Herrschaft, die daraus folgenden Ermöglichungen, aber auch die Beschränkungen des Handelns analysiert werden. Denn, so drückt es Bourdieu aus, auch Männer sind „Gefangene und auf versteckte Weise Opfer der herrschenden Vorstellungen“ (Bourdieu 1997, 187).

Im Folgenden stelle ich zunächst die wichtigsten Prämissen der Konzepte von Connell und Bourdieu vor, welche die zentrale Grundlage meines Männlichkeitskonzeptes sind. Beide Ansätze haben jeweils eine Reihe von Kritiken evoziert, auf deren Darstellung ich im Rahmen der Zusammenfassung verzichte; sie sind in den einzelnen Aufsätzen enthalten. Ich konzentriere mich auf meine Erweiterungen und Verknüpfungen der Konzepte, die teilweise in gemeinsamen Diskussionen mit Michael Meuser entstanden sind (vgl. Meuser/Scholz 2005). In einem ersten Schritt differenziere ich das Konzept der hegemonialen Männlichkeit in zwei Dimensionen begrifflich aus. In einem zweiten Schritt gehe ich dem aktuellen Wandel männlicher Herrschaft nach und schlage vor, Bourdieus Ansatz von männlicher Herrschaft als einem exemplarischen Fall von symbolischer Herrschaft dahingehend fruchtbar zu machen, die Verflechtung verschiedener Herrschaftsphänomene in den Blick zu nehmen.

Hegemoniale Männlichkeit als „institutionalisierte Praxis“ und „generatives Prinzip“

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit (vgl. Carrigan/Connell/Lee 1995; Connell 1987; Connell 1999; Connell/Messerschmidt 2005)¹⁷ entstand mit Bezug auf feministische und neomarxistische Theorien, welche die fundamentale Bedeutung der geschlechtlichen Arbeitsteilung und der gesellschaftlichen Kontrolle und kulturellen Konstruktion der Sexualität für die historische Grundlegung und Reproduktion männlicher Herrschaft herausgearbeitet haben. Dementsprechend versteht Connell es als Teil einer Theorie der Geschlechterverhältnisse (Connell 1986) und unterscheidet in Bezug auf die Organisation moderner Geschlechterverhältnisse drei Dimensionen: Macht, Produktion/Arbeit und Sexualität (Connell 1987). Zugleich ist das Konzept Teil einer umfassend konzipierten „Soziologie der Männlichkeit“ (Carrigan et al. 1996). Die Kernaussage in dieser Hinsicht lautet, dass es verschiedene Konstruktionen von Männlichkeit in einer Gesellschaft gibt, die in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stehen. Nur eine,

¹⁷ An dieser Stelle werden nur die zentralen Werke genannt, auf weitere Texte wird in den entsprechenden Aufsätzen eingegangen.

jeweils historisch konkrete, Männlichkeit ist hegemonial, alle anderen stehen in spezifischen Relationen zur ihr. Diese Beziehungen können durch „Hegemonie, Dominanz/Unterordnung und Komplizenschaft einerseits, Marginalisierung und Ermächtigung [andererseits]“ (Connell 1999, 102) bestimmt sein. Das Verhältnis zu Weiblichkeit ist durch Dominanz und Unterordnung bestimmt. Die Konstruktion von Männlichkeit folgt also einer doppelten Dominanz- und Abgrenzungslogik: gegenüber Weiblichkeit(en) und gegenüber Männlichkeit(en). Hierarchie und Dominanz reproduzieren sich im Modus der Hegemonie, durch eine gemeinsam geteilte Kultur, die jedoch immer wieder neu ausgehandelt werden muss und sich in sozialen Kämpfen transformieren kann.

Das Konzept hat den Anspruch, die Funktionsweise männlicher Herrschaft analytisch zu erfassen. Gleichzeitig dient es zur Untersuchung konkreter kulturell hegemonialer Muster von Männlichkeit. In dieser Hinsicht ist es wiederum doppelt strukturiert, denn hegemoniale Männlichkeit fungiert zum einen als kulturelle Orientierung und damit als Zielvorgabe und Norm; zugleich geht es aber auch um ihre alltägliche Rekonstruktion und Transformation in den sozialen Praxen. Diese zwei unterschiedlichen Analyseebenen, die von Connell nicht begrifflich unterschieden werden, haben zu erheblichen Unschärfen in der Anwendung des Konzeptes geführt.

Im Folgenden wird eine Ausdifferenzierung der beiden Analyseebenen vorgeschlagen. Die Dimension, dass es sich bei hegemonialer Männlichkeit um ein spezifisches kulturelles Muster und eine normative Zielvorgabe handelt, wird mit dem Begriff von hegemonialer Männlichkeit als „institutionalisierter Praxis“ gefasst. Dieses kulturelle, normative Ideal fungiert in den sozialen Praxen der Individuen als ein „generatives Prinzip“ der Konstruktion von Männlichkeit oder des Doing Masculinity. Im Zusammenspiel beider Ebenen erfolgt die gesellschaftliche Reproduktion männlicher Herrschaft. Beide begrifflichen Erweiterungen werden nun genauer ausgeführt.

Die Fassung von hegemonialer Männlichkeit als institutionalisierter Praxis zielt auf die Möglichkeit einer präziseren Rekonstruktion der historisch konkreten Formen hegemonialer Männlichkeit in einer Gesellschaft. Die vorliegenden Analysen enthalten bisher oft willkürlich anmutende Charakteristika hegemonialer Männlichkeit. Darin wird nicht expliziert, warum jeweils bestimmte inhaltliche Aspekte für konstitutiv gehalten werden (exemplarisch Schmale 2003; vgl. auch die Argumentation von Dinges 2005). Um von hegemonialer Männlichkeit sprechen zu können, müssen bestimmte Bedingungen gegeben sein (vgl. Aufsatz 3, Meuser/Scholz 2005). Voraussetzung ist eine sozial differenzierte Gesellschaft; neben Geschlecht ist mindestens eine zweite Achse der sozialen

Differenzierung notwendig, welche die männlichen Mitglieder der Gesellschaft in ein Verhältnis sozialer Ungleichheit setzt. Des Weiteren ist, und sei es nur in der gesellschaftlich herrschenden Ideologie, eine minimale Durchlässigkeit zwischen den sozialen Gruppen notwendig, denn nur so können sich verschiedene Männlichkeiten in ein Verhältnis setzen, in dem sich eine von ihnen als hegemonial durchsetzt. Hegemoniale Männlichkeit wird in den sozialen Bereichen gestiftet, in denen, historisch variabel und von Gesellschaft zu Gesellschaft verschieden, die zentralen Machtkämpfe ausgetragen und gesellschaftliche Einflusszonen festgelegt werden. Sie wird durch die soziale Praxis der gesellschaftlichen Elite bzw. gesellschaftlicher Eliten definiert, also durch eine zahlenmäßige Minderheit der Bevölkerung. Es sind ferner nicht einzelne Mitglieder der Elite, welche in einem intentionalen Akt bewusst und gezielt definieren, was hegemoniale Männlichkeit ausmacht; in der sozialen Praxis der Elite bildet sich ein Muster von Männlichkeit aus, das kraft der sozialen Position der Elite hegemonial wird. Hegemoniale Männlichkeit ist an gesellschaftliche Macht und Herrschaft gebunden.

Anhand der DDR habe ich rekonstruiert, wie hegemoniale Männlichkeit als institutionalisierte Praxis durch die politische Elite geschaffen wurde (vgl. Aufsatz 3). In den sozialistischen Gesellschaften lassen sich klare Machtzentren bestimmen, die politische, wirtschaftliche und kulturelle Macht konzentrierte sich in der Hand einer kleinen politischen Elite von Männern. Für westlich-kapitalistische Gesellschaften sind diese Zusammenhänge, wie weiter unten diskutiert wird, wesentlich komplexer und schwieriger zu identifizieren. Ich werde anhand der DDR-Gesellschaft zeigen, wie hegemoniale Männlichkeit in einem asymmetrischen Kommunikationsprozess zwischen Herrschern und Beherrschten ausgehandelt wurde und wie sie sich im Laufe der DDR-Zeit wandelte. Der Zusammenbruch des Sozialismus wird von mir als Resultat einer Krise politischer Herrschaft, aber auch ihrer spezifischen hegemonialen Männlichkeit interpretiert.

Meine Analyse zeigt zugleich, dass das Konzept der hegemonialen Männlichkeit, welches für kapitalistische Gesellschaften entwickelt wurde, sich auf sozialistische Gesellschaften übertragen lässt. Der Sozialismus unterscheidet sich in Bezug auf Männlichkeit, wie in anderen Bereichen (siehe Abschnitt 1), nur im Maß der autoritären Setzung gegenüber den kapitalistischen Gesellschaften. Mit Connells Konzept können die Kontinuitäten und Brüche zwischen sozialistischen, kapitalistischen und postsozialistischen Männlichkeiten theoretisch und empirisch erfasst werden (vgl. dazu Aufsatz 11; Scholz/Willms 2008a).

In der alltäglichen Praxis der sozialen Konstruktion von Männlichkeit fungiert hegemoniale Männlichkeit als ein „generatives Prinzip“. Diese Idee wurde mit Rekurs auf Bour-

dieus Konzept des männlichen Habitus (Bourdieu 1997; 2005) entwickelt, welches Bestandteil seiner Theorie männlicher Herrschaft ist, die ich im nächsten Abschnitt genauer darstellen werde. Der männliche Habitus realisiert sich nach Bourdieu vor allem im homosozialen Raum. In dieser homosozialen Dimension ist die Konstruktion von Männlichkeit durch eine kompetitive Logik geprägt, sie wird in den „ernsten Spielen des Wettbewerbs“ (Bourdieu 1997) erzeugt, die zugleich aber auch Kameradschaft und Solidarität unter den Männern herstellen. In diesen männlichen Spielen streben die Männer nach Dominanz gegenüber Frauen und anderen Männern, Bourdieu nennt dies die „libido dominandi“ (ebd., 215). Dabei beziehen sich die Männer auf das jeweilige Leitbild von Männlichkeit. Die hegemoniale Männlichkeit fungiert somit als generatives Prinzip der Erzeugung des männlichen Habitus. In ihrer Strukturlogik entspricht hegemoniale Männlichkeit der „libido dominandi“, dem Wunsch andere Männer und Frauen zu dominieren. Diese Strukturlogik konkretisiert sich in einem historisch fassbaren hegemonialen Männlichkeitsideal. So ist etwa in Ostdeutschland der 1980er Jahre (vgl. Aufsatz 1) der Bezugspunkt von hegemonialer Männlichkeit das Ideal des sozialistischen Arbeitshelden, das in dem konkreten untersuchten Fall jedoch als Negativfolie fungiert. Eben weil die herrschenden Männer selbst dem Ideal nicht entsprechen, es mit ihrem Verhalten desavouieren, so das Argument des Interviewten, konstruiert er in seinem Arbeitsbereich gemeinsam mit den anderen Angestellten ein eigenes berufliches Ideal.

Damit ist ein weiterer Aspekt angesprochen. Obwohl die Konstruktion von Männlichkeit einem übergreifenden generativen Prinzip folgt, ist das Ergebnis des Herstellungsprozesses *nicht* die Konstitution von hegemonialer Männlichkeit, diese wird meist verfehlt. Denn die Machtrelationen unter Männern sind immer mit anderen sozialen Zugehörigkeiten verwoben. Die Konstruktion von Männlichkeit muss demnach im Zusammenhang mit der Konfiguration sozialer Lagen bzw. mit „Intersektionalität“ (vgl. dazu Klinger/Knapp/Sauer 2008) analysiert werden. Der mittlerweile zentrale Begriff Intersektionalität verweist auf die Überschneidungen verschiedener sozialer Differenzierungssachen. Soziale Ungleichheit und Herrschaft vermitteln sich demnach in unterschiedlichen Dimensionen und Logiken.

Wie ich in den folgenden empirischen Analysen zeigen werde, reduziert sich angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Transformationen für einen großen Teil der Männer die „patriarchale Dividende“ (Connell 1999), so dass sich die Frage stellt, wieso Männer sich noch immer an hegemonialer Männlichkeit orientieren. Deshalb habe ich mich mit der emotionalen Fundierung der sozialen Konstruktion von Männlichkeit auseinander-

gesetzt (vgl. Aufsatz 9). Der Zusammenhang von Männlichkeit und Emotionen ist bisher wenig untersucht¹⁸, die Analyse zeigt, dass die Durchsetzung der herrschenden Männlichkeitsnorm mit komplexen Gefühlssituationen einhergeht. Insbesondere durch die Emotionen Scham und Angst wird hegemoniale Männlichkeit und damit die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern und unter Männern reproduziert. Eine Erweiterung des Konzeptes hegemoniale Männlichkeit um die emotionale Fundierung, die bisher von mir nur angedacht ist, verspricht einen tieferen Einblick in die Art und Weise der Reproduktion männlicher Herrschaft. Dies gilt auch unter dem nun folgenden Aspekt, dass sich die Struktur männlicher Herrschaft in den gegenwärtigen gesellschaftlichen Prozessen wandelt.

Männliche Herrschaft als paradigmatischer Fall symbolischer Herrschaft

Ende der 1980er Jahre, also zu einem rechten späten Zeitpunkt in seinem Schaffen, analysiert Bourdieu angeregt und sensibilisiert durch die feministische Forschung das Phänomen der männlichen Herrschaft. Er setzt dafür seine in früheren Arbeiten entfaltenen Schlüsselkonzepte ein: den Habitus, die Produktion symbolischer Güter und die Funktion symbolischer Herrschaft (Bourdieu 1997; 2005). Männliche Herrschaft, so seine Kernaussage, ist eine symbolische und somatische Herrschaft, die sich im Wesentlichen durch zwei Mechanismen reproduziert: Sie wird erstens durch das Prinzip des Sehens und Einteilens (Visions- und Divisionsprinzip), verbunden mit spezifischen Wahrnehmungs- und Deutungsmustern, in der soziale Welt objektiviert und im Habitus der Individuen inkorporiert. Zweitens beruht sie auf der Zustimmung der Beherrschten, wird demnach nicht mit physischer Gewalt und Zwang durchgesetzt. Sie richtet sich drittens auch gegen die Herrscher, denn diese unterliegen ebenso den entsprechenden Wahrnehmungs- und Deutungsmustern.

In *Reflexive Anthropologie* bestimmt Bourdieu gemeinsam mit Wacquant männliche Herrschaft als „die paradigmatische Form von symbolischer Herrschaft“ (Bourdieu/Wacquant 1996, 208). Zur Analyse aktueller Herrschaftsphänomene scheint es mir sinnvoll, an diesen Gedanken anzuknüpfen, denn er ermöglicht, die Verflechtungen verschiedener Dimensionen von Herrschaft in den Blick zu nehmen (vgl. dazu auch Dölling 2004; Bock/Dölling/Krais 2007). Bourdieu selbst nimmt eine solche Verbindung nicht vor, seine anderen nicht-geschlechtersensiblen Herrschaftsanalysen, etwa über das Fernsehen (Bourdieu 1998a) oder den Diskurs des Neoliberalismus (Bourdieu

¹⁸ Generell spielt das Feld der Emotionen in der Soziologie bisher eine untergeordnete Rolle (vgl. dazu Flam 2002; Lenz 2006).

1998b), stehen unverbunden neben seiner Analyse männlicher Herrschaft. Diese ist wiederum durch bestimmte Engführungen gekennzeichnet (vgl. Aufsatz 2). Für Bourdieu ist männliche Herrschaft „seit Jahrtausenden in die Objektivität der sozialen Strukturen und in die Subjektivität der mentalen Strukturen eingeschrieben“ (Bourdieu 1997, 157). Ausgehend von seinen empirischen Studien über die Kabylen, ein traditionales algerisches Bergvolk, analysiert er, wie es zu dieser dauerhaften Reproduktion in modernen Gesellschaften kommt. Scharfsinnig beschreibt er die Beharrlichkeit männlicher Herrschaft auch in den intimen Beziehungen der Geschlechter. Den Gestaltwandel und die Ambivalenzen im Geschlechterverhältnis nimmt Bourdieu jedoch kaum in den Blick.

Nimmt man hingegen die Idee von männlicher Herrschaft als eine unter anderen Formen symbolischer Herrschaft auf, so können aktuelle Machtphänomene analysiert werden. Zum einen gewinnt symbolische Gewalt in modernen Gesellschaften „in dem Maße an Bedeutung [...] in dem der Anwendung physischer Gewalt und offener politischer Repressionen aufgrund erreichter zivilisatorischer Standards Grenzen gesetzt werden“ (Peter 2004, 48). Zum anderen wandelt sich gegenwärtig die Struktur männlicher Herrschaft selbst. Um diese zu analysieren, greife ich erneut auf Connells Arbeiten zurück. Anders als Bourdieu geht es Connell dezidiert um den Wandel männlicher Herrschaft in den aktuellen globalen Transformationsprozessen. Männliche Herrschaft reproduziert sich nach Connell im Modus der Hegemonie. Sie beruht auf dem bewussten Einverständnis der Beherrschten, das in einem kulturellen Konsens seinen Ausdruck findet. Dass auch ein kultureller Konsens mit symbolischer Gewalt verknüpft sein kann, spielt für Connell nur eine untergeordnete Rolle. Insofern ist durch eine Verknüpfung beider Konzepte auch in dieser Dimension wiederum mehr Tiefenschärfe für die Analyse männlicher Herrschaft zu gewinnen.

In den jüngeren Analysen setzt Connell die Analyse männlicher Herrschaft in einen globalen Rahmen (Connell 2005; Connell/Messerschmidt 2005). Unter den Bedingungen der Globalisierung hat sich, so die zentrale These, eine „world gender order“ (Connell 2005, 72) herausgebildet, die einerseits über die Wege der internationalen Kommunikation mit den lokalen Genderordnungen interagiert, andererseits werden aber auch neue Räume und Felder jenseits der einzelnen Länder und Regionen kreierte. Dazu gehören die trans- und multinationalen Kooperationen, wie die Öl-, Auto- und Computerindustrie, Industrien der Telekommunikation, der „internationale Staat“ (Europäische Union, Vereinte Nationen etc.), die internationalen Medien und der globale Markt. Das Resultat der Verbindung beider Interaktionsformen ist ein in sich widersprüchliches Set

von Geschlechterrelationen mit globaler Reichweite, aber ungleichen lokalen Auswirkungen.

In den transnationalen Feldern konstituiert sich eine globalisierte Männlichkeit, für die Connell den Begriff „globalizing masculinity“ (Connell 2005, 74) benutzt, um auf den *Prozess* der Globalisierung zu verweisen. Im Gegensatz zu früheren Arbeiten differenzieren Connell und Messerschmidt nun zwischen verschiedenen Ebenen hegemonialer Männlichkeit (Connell/Messerschmidt 2005: 849): die lokale, die regionale und die globale Ebene. Diese Ebenen können sich wechselseitig beeinflussen. Die Autoren betonen dabei einerseits, dass die Dominanz der Globalisierung nicht überschätzt werden sollte, es könne auf der lokalen Ebene durchaus unterschiedliche hegemoniale Männlichkeiten geben. Dennoch gehen Connell und Messerschmidt andererseits von der Singularität hegemonialer Männlichkeit aus. Denn die verschiedenen Formen sind aus ihrer Perspektive im Sinne Wittgensteins familienähnlich („family resemblance“, Connell/Messerschmidt 2005, 850). So ist ihrer Ansicht nach die beschriebene „transnational business masculinity“ sowohl auf einem regionalen als auch auf einem weltweiten Level hegemonial.

Die genutzten Begrifflichkeiten: „lokal“, „regional“ und „global“ sind meines Erachtens nicht hinreichend ausdifferenziert. Mit lokal sind unmittelbare Interaktionsbeziehungen etwa in der Familie gemeint, regional ist nationalstaatlich gefasst und unter global verstehen sie weltweite Interaktionen. Ich nutze im Folgenden nur den Begriff global, während ich die Begriffe lokal und regional wegen ihrer Unschärfe nicht verwende.¹⁹ Mein Ziel ist es, die Spannungen zwischen nationalstaatlich verfassten und globalen Genderordnungen in den Blick zu nehmen.

Die von Connell und Messerschmidt vorgenommene Zentralsetzung der transnationalen Unternehmerrmännlichkeit widerspricht ihrer Einsicht, dass sich die Herrschaftsphänomene vervielfältigt haben (ebd.). Zunächst hatte Connell die Dominanz von Männern über Frauen als zentrale Achse der Macht bestimmt, von der sich eine zweite Achse, die Machtbeziehungen unter Männern differenzieren ließ, die aber als weniger bedeutsam für moderne Geschlechterverhältnisse angesehen wurde (Connell 1999). Angesichts der aktuellen Entwicklungen haben sich die Herrschaftsverhältnisse dynamisiert, man kann nicht mehr von Männlichkeit als „one single power on the top“ (Connell/Messerschmidt 2005) ausgehen.

¹⁹ Eine Ausnahme bildet der Aufsatz 11, dort wird der Begriff lokal im Sinn von nationalstaatlich benutzt.

Abschließend fasse ich die Eckpunkte meines Männlichkeitskonzeptes zusammen. Ich schließe an Connells Begriff der hegemonialen Männlichkeit und Bourdieus Begriff der männlichen Herrschaft an. Männlichkeit wird somit als eine soziale Relation bestimmt, die sich in einer doppelten Dominanz- und Distinktionslogik bestimmt: gegenüber Weiblichkeit(en) und anderen Männlichkeiten. Analytisch wird zwischen zwei Dimensionen differenziert: hegemoniale Männlichkeit als institutionalisierte Praxis und als generatives Prinzip. Durch die Reproduktion hegemonialer Männlichkeit in diesen beiden Dimensionen konstituiert sich männliche Herrschaft. Sie reproduziert sich durch das Einverständnis der meisten Individuen (Männer und Frauen) im Rahmen einer hegemonialen Kultur, aber auch durch symbolische Gewalt, die in diese hegemoniale Kultur eingeschrieben ist. Ich gehe davon aus, dass männliche Herrschaft in spätmodernen Gesellschaften nicht mehr die wichtigste Machtachse ist, sondern in Bezug zu anderen Herrschaftsphänomenen analysiert werden muss. In diesem Zusammenhang untersuche ich, ob in den aktuellen Transformationsprozessen eine oder mehrere, miteinander konkurrierende hegemoniale Männlichkeiten konstituiert werden. Dieser Frage wird in den folgenden Analysen nachgegangen, doch zunächst wird geklärt, wie ausgehend von der dargelegten Konzeptionalisierung Männlichkeit(en) praktisch untersucht werden können.

3. Männlichkeit(en) empirisch erforschen

Bei der empirischen Analyse von Männlichkeit(en) stellen sich aus meiner Perspektive zwei zentrale Probleme, die ich als „Differenzierungsproblem“ und als „Entschlüsselungsproblem“ bezeichnen möchte und im Folgenden erläutern werde. Das „Differenzierungsproblem“ bezieht sich auf eine notwendige Unterscheidung zwischen Männern und Männlichkeit. Nicht alles was Männer tun, konstituiert Männlichkeit. Der mittlerweile im Wissenschaftsbetrieb gängige Begriff Männlichkeitsforschung, statt Männerforschung, zeigt bereits an, dass sich der Blick der Forschenden auf die soziale Konstruktion und Konstitution von Männlichkeit richtet. Mit Connell bestimme ich Männlichkeit als „eine Position im Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen; und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeiten und Kultur“ (Connell 1999, 91). Beide Geschlechter können demnach als männlich angesehene Verhaltenweisen und Tätigkeiten ausüben und sie können gesellschaftliche Positionen einnehmen, die als „männlich“ gelten. Mit dieser Bestimmung ist eine theoretische Differenzierung zwischen Männern und Männlichkeit(en) gesetzt.

Um diese Differenzierung in der Forschung umsetzen zu können, benutze ich den Begriff Männlichkeit im Anschluss an und in Erweiterung von Irene Döllings Konzept als eine „analytische Kategorie“ (Dölling 1999). Dölling plädierte Ende der 1990er Jahre mit Bezug auf die Arbeiten der Historikerin Joan W. Scott für einen begrifflichen Wechsel von Geschlecht als „Strukturkategorie“ hin zu einer „analytischen Kategorie“. Hintergrund für diesen Wechsel waren die Debatten der 1990er Jahre über die Relevanz der Kategorie Geschlecht im Umbauprozess moderner Gesellschaften (vgl. auch Dölling 2005b). Der soziale Wandel und die Modernisierung des Geschlechterverhältnisses sind gegenwärtig durch Widersprüche, Brüche und Ungleichzeitigkeiten gekennzeichnet. Deshalb muss *empirisch* untersucht werden, „wo, in welchen Bereichen, weshalb und in welchen konkreten Formen Modifizierungen in den Geschlechterbeziehungen und ‚rhetorische Modernisierungen‘ einerseits, das Geschlechterverhältnis als Strukturzusammenhang, seine Institutionalisierungen sowie Alltagsroutinen andererseits gleichzeitig-ungleichzeitig zusammenspielen“ (ebd., 45).

Mit einem Konzept von Männlichkeit als einer „analytischen Kategorie“ ist aus meiner Perspektive zum einen die Möglichkeit gegeben, zwischen Männern und Männlichkeit zu differenzieren und zu analysieren, welche Dimensionen ihres Handelns Männlichkeit(en) konstituieren. Zum anderen wird der Begriff den aktuellen Umbrüchen in modernen Gesellschaften gerecht. Es wird nicht mehr vorausgesetzt, dass Geschlecht eine überall und immerzu wirkende Strukturkategorie ist, die die sozialen Chancen der Individuen wesentlich bestimmt.

Aber auch mit einem solchen Konzept kommt man im Forschungsprozess nicht umhin, Männlichkeit zu dechiffrieren. Damit komme ich zum „Entschlüsselungsproblem“. Geschlechterkonstruktionen beruhen in hohem Maße auf einem impliziten Wissen und durch Handlungsroutinen (vgl. auch Behnke/Meuser 1999). Untersuchungen von Doing-Gender-Prozessen etwa zeigen, dass in den analysierten Situationen Geschlechtsdarstellungen im Zentrum der Handlung stehen, für die Handelnden aber „eigentümlich unaussprechbar“ (Kelle 2005, 52) sind. Zwar verfügen die Individuen über ein „Geschlechter-Wissen“ (Dölling 2005b), aber dieses Wissen wird von kollektiven Deutungsschemata und kulturellen Stereotypen dominiert und wird meist unreflektiert-unbewusst eingesetzt. Es enthält auch kognitive und reflexive Elemente, die sich aus dem popularisierten Expertenwissen über die Geschlechter speisen. Dieses Wissen kann in Interviews abgefragt werden und es kann für die Individuen zu einer Ressource für die Wahrnehmung von Geschlechterungleichheiten und für gender-sensible, verändernde Handlungsorientierungen und praktische Veränderungen werden. Der größte

Teil des Geschlechter-Wissens ist jedoch habitualisiertes und unbewusstes Wissen und muss von den Forschenden als solches identifiziert werden.

Für die Analyse von Männlichkeit verstärkt sich das Entschlüsselungsproblem noch, da sich hegemoniale Konstruktionen von Männlichkeit historisch oftmals im Modus des Allgemeinen konstituieren, also nicht geschlechtlich markiert und mithin auf den ersten Blick nicht sichtbar sind (vgl. Meuser/Scholz 2005). Hegemoniale Männlichkeit ist eine, so habe ich es gemeinsam mit Michael Meuser formuliert, „nicht markierte Männlichkeit“ im Unterschied zu untergeordneten und marginalisierten Männlichkeiten, die in ihrer Abweichung vom (schwer zu bestimmenden) hegemonialen Ideal als Besondere markiert und in ihren jeweiligen sozialstrukturellen Bezügen erkennbar sind – als sogenannte türkische, proletarische, schwule usw. Männlichkeit. Simmel hat als ein wesentliches Merkmal der Herrschaft der Männer über die Frauen beschrieben, dass ihr eine Hypostasierung des Männlichen zum Allgemein-Menschlichen zugrunde liegt – in welcher sie sich als Herrschaft unkenntlich macht und einer Wahrnehmung als geschlechtliche Macht entzieht.

Um (hegemoniale) Männlichkeit zu identifizieren, sind die Forschenden also auf ihr hoch spezialisiertes Geschlechter-Wissen verwiesen. Damit ist jedoch immer die Gefahr verbunden, die von den Interviewten oder Beobachteten vorgenommenen Klassifikationen mit dem eigenen Expertenwissen und dem professionellen gender-geschärften Blick in einer bestimmten Weise als Vergeschlechtlichungen zu deuten und so unter der Hand nicht allein die eigene Sicht zu verallgemeinern, sondern damit zugleich auch den Deutungsgehalt von Geschlechterklassifikationen zu reifizieren (vgl. Dölling 2005b, 47). Das Reifizierungsproblem, darüber ist in der Frauen- und Geschlechterforschung viel debattiert worden, ist nicht endgültig zu lösen. Dennoch ist es einzuholen mittels einer rekonstruktiv vorgehenden Forschungsmethode, welche die Rolle der Forschenden im Forschungsprozess immer wieder reflektiert und bestimmte methodische Instrumente nutzt, die Reifizierungen reduzieren.

Meine Forschungsarbeiten sind, ausgehend von diesen Prämissen, in der rekonstruktiven Sozialforschung angesiedelt, die vielfältige methodische Zugänge umfasst. Gemeinsame Basis der verschiedenen rekonstruktiven Verfahren ist die Annahme, dass die soziale Wirklichkeit auf gesellschaftlichen Konstruktionen beruht, welche die Individuen in und mit ihren Handlungen vollziehen (Bohnsack et al. 2003). Aufgabe der empirischen Forschung ist es, diese Konstruktionen der Wirklichkeit zu rekonstruieren. Analysiert werden auch die impliziten Wissensbestände und Regeln des sozialen Handelns sowie die lebensweltlichen und sozialstrukturellen Hintergründe. Wie jedes sozia-

le Handeln beruhen auch Geschlechterkonstruktionen in hohem Maße auf einem impliziten Wissen und Handlungsroutinen (vgl. auch Behnke/Meuser 1999). Um diese Dimensionen zu erfassen, sind offene, nicht standardisierte Erhebungs- und Auswertungsverfahren notwendig. Die Analyse der Daten richtet sich auf einen verstehenden Nachvollzug der Relevanzstrukturen, die dem Handeln der Individuen zugrunde liegen und die Rekonstruktion der Wissensbestände und Regeln sozialen Handelns.²⁰

Die subjektiven Relevanzstrukturen sind immer von kulturellen Leitbildern und Deutungsmustern von Männlichkeit präfiguriert, die zu den individuellen Dispositionen vermittelt werden müssen. Zu untersuchen ist, „wie sich die Männer selbst nach den Leitbildern modellieren, diese sich aneignen, sich ihnen widersetzen, sich entlang den Leitbildern in unterschiedliche Männlichkeiten ausdifferenzieren, und wie die Leitbilder umgekehrt geformt und inszeniert, wie sie verändert und ersetzt, als Fiktionen und normative Vorgaben stets neu produziert wurden“ (Erhart 2005, 199).

Die Analyse von Leitbildern legt das Forschungsparadigma der Diskursanalyse nahe, welches in meinen Untersuchungen nicht genutzt wird. Zwar entspricht meine Vorgehensweise in weiten Teilen einer wissenssoziologischen Diskursanalyse, wie sie von Reiner Keller (vgl. exemplarisch 2005) formuliert wurde, mir geht es jedoch um den wechselseitigen Zusammenhang zwischen kulturellen Leitbildern und individuellen Aneignungen, der auf einer subjekttheoretischen Fundierung beruht. Die Diskursanalyse richtet zum einen den Blick nur auf die kulturellen Konstrukte und hat zum anderen einen untertheoretisierten Subjektbegriff. Foucault (1994), auf den sich die Diskursanalyse wesentlich bezieht, hat den modernen Subjektbegriff kritisiert und das Subjekt in seinen frühen Analysen weitgehend verabschiedet. Zwar gibt es in den vergangenen Jahren Bemühungen, die Diskursanalyse mit der Biographieforschung zu verknüpfen, diese Versuche sind aus meiner Perspektive aber noch nicht weit genug gediehen (Völter et al. 2005). Deshalb wird im Rahmen dieser Arbeit auf den Diskursbegriff verzichtet, auch wenn sich ein Teil der folgenden Beiträge (insbesondere Aufsatz 5, 6 und 10) durchaus im Sinne einer Diskursanalyse lesen lassen. Im Folgenden stelle ich zunächst meinen subjekttheoretischen Ansatz vor und gehe anschließend auf konkrete Erhebungs- und Auswertungsmethoden ein.

²⁰ Vgl. zu den allgemeinen Regeln einer qualitativen, rekonstruktiv verfahrenen Sozialforschung auch Bohnsack 2000; Lamnek 2005; Rosenthal 2005.

Subjekttheoretische Prämissen

Die folgenden subjekttheoretischen Prämissen nehmen den Faden des oben dargestellten modernisierungstheoretischen Rahmens auf und formulieren ihn weiter aus (vgl. auch Scholz 2004a). In modernen Gesellschaften erfolgt die Vergesellschaftung der Individuen durch das Medium der Biographie. Durch Biographien werden gesellschaftliche Ordnung und individuelle Orientierung hergestellt. Dieser Vergesellschaftungsmodus hat sich im Laufe des 18. Jahrhunderts zunächst in der männlichen bürgerlichen Elite herausgebildet, sich im Laufe der folgenden zweihundert Jahre im Zuge gesellschaftlicher Modernisierungs- und Individualisierungsprozesse allmählich, wenn auch nicht linear und flächendeckend, verbreitet (vgl. dazu u. a. Wagner 1995; Alheit/Dausien 1990; Beck 1996). Ab den 1970er Jahren umfasst die „Biographisierung“ (Alheit 1990) alle Gesellschaftsmitglieder westlicher moderner Gesellschaften. Das Individuum wird zum Handlungszentrum, dem eine eigenständige Lebensorientierung sozial ermöglicht, aber auch abverlangt wird. Damit verbunden sind Prozesse der Selbstbeschreibungen, Selbstdarstellungen und Selbstvergewisserungen.

Als zentrale gesellschaftliche Strukturgeber für Biographien gelten der institutionalisierte Lebenslauf, das Geschlechterverhältnis, die sozioökonomische Lebenssituation und die Lage im Generationenverhältnis. Diese Strukturdimension ist jedoch nur eine Seite der Biographie, sie enthält immer auch emergente Phänomene; biographisches Handeln geht nicht im Nachvollzug gesellschaftlich vorgegebener Strukturmuster auf. Mit Bettina Dausien (1996) verstehe ich Biographie als ein generatives Prinzip, mit dem sich die Gesellschaftsmitglieder im Rahmen vielfältiger wechselseitiger Interaktionsprozesse zu einer sich verändernden sozialen Welt in Bezug setzen. Dabei wird die soziale Welt reproduziert, aber auch verändert, denn gesellschaftliche Strukturen sind nicht starr, sie werden durch die eigenlogischen Aneignungen der Individuen produziert und transformiert.

Biographien sind als soziale Konstruktionen zu verstehen, die in vielfältigen Interaktionsprozessen nach kontextgebundenen Regeln hergestellt werden. In modernen Gesellschaften mit ihrer kulturellen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit sind sie immer auch geschlechtsgebundene Konstruktionen. Der Begriff der Geschlechtsgebundenheit (vgl. Dausien 1996) verweist darauf, dass biographische Erfahrungen durch die soziale Positionierung im Geschlechterverhältnis mitbestimmt sind. Dabei handelt es sich bei Geschlecht jedoch nur um eine Dimension des sozialen Raums, die individuellen Erfahrungen sind auch durch die Generationslage, die Zugehörigkeit zu sozialen Schichten bzw. Milieus, regionale Bezüge und ethnische Zugehörigkeiten präfiguriert. Auf Grund

dieser Verwobenheit unterschiedlicher Dimensionen ist die Relation von Biographie und Geschlecht nicht kategorial determiniert, sondern im konkreten Fall individuell gestaltet.

Um nun die Komplexität der gesellschaftlichen Produktion von Männlichkeits-(leit-)bildern, ihre individuelle Aneignung und ihre Reproduktion, aber auch Transformation angemessen erforschen zu können, werden von mir unterschiedliche qualitative Methoden eingesetzt.

Erhebungs- und Auswertungsverfahren

In den hier vorliegenden empirischen Analysen benutze ich eine Kombination von drei Methoden. Diese Methodenkombination erlaubt es, den Forschungsgegenstand von mindestens zwei Seiten in den Blick zu nehmen. Eine solche Triangulation ist ein „Weg zu mehr, umfassenderer oder vielschichtigerer Erkenntnis“ (Bohnsack et al. 2003, 161). Dabei ist jedoch zu beachten, dass jede Methode spezifische theoretische Hintergründe hat, die einbezogen werden müssen. Im Folgenden stelle ich als verwendete Methoden das problemzentrierte Interview, die qualitative Inhaltsanalyse, die rekonstruktive Textanalyse und die dokumentarische Bildanalyse mit ihrer jeweiligen theoretischen Fundierung kurz dar. Forschungsmethodologisch sind die drei Methoden von den Prämissen der Grounded Theory geprägt, die von Barney Glaser und Anselm Strauss ab den 1960er Jahren begründet wurde (Strauss 1998; auch Dausien 1996; Kelle/Kluge 1999). Das Ziel der Grounded Theory ist, im Gegensatz zur quantitativen Forschung, in der deduktiv gewonnene Hypothesen am empirischen Material überprüft werden, theoretische Ideen aus dem empirischen Material heraus zu generieren. Empirie hat die Funktion, die Basis für eine gegenstandsbezogene Theoriebildung zu sein, die soziales Handeln in konkreten Interaktionsfeldern verstehen und nachvollziehbar machen soll.

Die Konstruktionsprinzipien des problemzentrierten Interviews zielen auf eine möglichst unvoreingenommene Erfassung individueller Handlungen sowie subjektiver Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realität (Witzel 2000, Abs. 1; vgl. auch Witzel 1989). Dabei spielen Narrationen eine zentrale Rolle, wird doch mit dem Mittel der Erzählung der Selbst- und Weltbezug von den Individuen konstruiert (u. a. Keupp et al. 2002). Stärker als das von Fritz Schütze (1977) entwickelte narrative Interview, welches in der Biographieforschung als Erhebungsmethode dominiert, strebt das problemzentrierte Interview von Anfang an die Generierung von Reflexionsprozessen an und geht von einer aktiven und eingreifenden Rolle des Interviewers aus (zur

Kritik des narrativen Interviews vgl. Scholz 2004, 73ff.). Es erlaubt der Interviewerin, das Interview auf ihren Forschungsgegenstand, das „Problem“, zu zentrieren und eignet sich auch für Interviewte, die sich durch die sehr offene Form des narrativen Interviews überfordert fühlen, etwa weil sie keine stark ausgeprägte Erzählkompetenz haben.

Methodologisch lehnt sich das problemzentrierte Interview an das theoriegenerierende Verfahren der Grounded Theory an. Die Erkenntnisgewinnung wird sowohl in der Erhebungs- als auch in der Auswertungsphase als „induktiv-deduktives Wechselverhältnis“ (Witzel 2000, Abs. 3) organisiert. Das Interview ist als ein „diskursiv-dialogisches Verfahren“ (ebd., Abs. 12) angelegt. Der Befragte wird als Experte seiner Orientierungen und Handlungen verstanden und das Erkenntnisinteresse offengelegt. Das Interviewverfahren benutzt einen offenen Leitfaden, der die zentralen Aspekte des Forschungsthemas enthält und die Vergleichbarkeit der Interviews sichert. Er enthält Frageideen zur Einleitung der Themenbereiche und eine vorformulierte Eingangsfrage. Es werden unterschiedliche Gesprächstechniken eingesetzt. Mittels erzählgenerierender Kommunikationsstrategien wird das Gespräch auf das zu untersuchende Problem zentriert. Durch erzählgenerierende Nachfragen erfolgt eine sukzessive Offenlegung der subjektiven Problemsicht. Davon zu unterscheiden sind verständnisgenerierende Kommunikationsstrategien. Die Interviewerin stützt etwa durch eine Zurückspiegelung von Äußerungen des Befragten dessen Selbstreflexion und ermöglicht ihm, seine Sichtweise zu behaupten und Unterstellungen der Interviewerin zu korrigieren. Klärende Verständnisfragen werden bei ausweichenden und widersprüchlichen Antworten verwendet. Konfrontationen können weitere Detaillierungen von Sichtweisen des Befragten fördern, müssen aber sehr vorsichtig eingesetzt werden.

Die Interviews werden aufgezeichnet und vollständig transkribiert. Im Anschluss an das Interview wird ein Postskript angefertigt, welches eine Skizze der Gesprächsinhalte, Anmerkungen zu den situativen und nonverbalen Aspekten sowie die Schwerpunktsetzung des Interviews enthält. Außerdem werden thematische Auffälligkeiten und Interpretationsideen notiert. Die Postskripte bilden die Grundlage für die Auswertungsarbeit, die als Einzelfallanalyse erfolgt. Diese Fallanalyse umfasst eine biographische Chronologie, Besonderheiten des Falls, interpretative Unsicherheiten und außergewöhnliche Ereignisabläufe. Die fallspezifisch zentralen Themen stellen erste Ergebnisse des theoriegewinnenden Interpretationsschrittes dar und werden zu prägnanten Aussagen verdichtet. Auf der Grundlage mehrerer Einzelfallanalysen erfolgt ein systematischer Fallvergleich, er zielt auf die Erarbeitung fallübergreifender zentraler Themen. Dazu wer-

den die Einzelfälle nach dem Prinzip der maximalen und minimalen Kontrastierung miteinander verglichen, Ähnlichkeiten und Gegenevidenzen gesucht, Problembereiche und Querverbindungen herausgearbeitet. Das Ziel ist die Bildung von Schlüssel- bzw. Kernkategorien.

Die qualitative Inhaltsanalyse nach Phillip Mayring (2000; Lamnek 2005) ist eine systematische, regel- und theoriegeleitete Methode wissenschaftlichen Fremdverstehens und eignet sich insbesondere zur Analyse großer Mengen von fixierten Kommunikationsinhalten. Mayring formulierte ein neunstufiges Ablaufmodell, das sichern soll, dass die Analyse systematisch und regelgeleitet durchgeführt wird und intersubjektiv nachvollziehbar ist. Dieses Ablaufmodell beinhaltet die Festlegung des Materials, die Analyse der Entstehungssituation, die formale Charakterisierung des Materials, die Festlegung der Analyserichtung und eine theoriegeleitete Differenzierung der Fragestellung. Der Kern der Mayringschen Inhaltsanalyse ist die Strukturierung des Materials, dabei unterscheidet Mayring zwischen formaler, inhaltlicher, typisierender und skaler Strukturierung. Bei der inhaltlichen Strukturierung, die von mir benutzt wird, werden bestimmte Inhaltsbereiche anhand eines theoriegeleiteten Kategoriensystems aus dem Material extrahiert und in Bezug auf die Forschungsfragen interpretiert. Dabei wird das theoretisch erarbeitete Kontextwissen einbezogen.

Obwohl sich die Inhaltsanalyse explizit als ein qualitatives Verfahren im Anschluss an die Grounded Theory versteht, geht sie stark quantifizierend vor. Die Methode wird teilweise nicht den Prinzipien der qualitativen Forschung gerecht, dies gilt besonders hinsichtlich der Rekonstruktivität und Sequenzialität. Denn durch die Einordnung von Textsegmenten in das Kategoriensystem werden die Texte neu strukturiert und die Segmente aus ihrem Entstehungszusammenhang herausgenommen und unter den von der Forscherin konstruierten Sinnzusammenhang subsumiert. Deshalb habe ich die qualitative Inhaltsanalyse zur inhaltlichen Strukturierung der Datenmenge genutzt und mit der rekonstruktiven Textanalyse nach Gabriele Rosenthal (1995) erweitert. Aus dem Gesamtkorpus an Texten, der in Kategorien strukturiert ist, wird eine „theoretische Stichprobe“ (ebd.; auch Strauss 1998) gezogen. Diese für die Forschungsfragen besonders aufschlussreichen Texte werden anschließend einer rekonstruktiven und sequenziellen Textauswertung unterzogen (vgl. Rosenthal 2005, 204 f.). Der Text wird zunächst losgelöst von seinem Kontext Zeile für Zeile interpretiert. So werden die einzelnen Textelemente im Gesamtzusammenhang des Textes betrachtet und ihre Interdependenz wird berücksichtigt. Erst in einem zweiten Schritt wird der äußere Kontext

rekonstruiert und in die Interpretation einbezogen. Durch einen solchen methodischen Zugriff können auch die latenten Sinnstrukturen eines Textes rekonstruiert werden.

Das Erkenntnisspektrum von Textanalysen erweitert sich, wenn enthaltene Bilder ebenfalls untersucht werden. Denn in Bildern sind vorreflexive, implizite oder vortheoretische Wissensbestände eingelassen, die für Individuen handlungsleitend sind (vgl. Bohnsack 2001a; Dölling 1991). Dies gilt auch für die Kategorie Geschlecht. Menschliche Darstellungen enthalten in der Regel stereotyp geformte Vorstellungen von Männlichkeit(en) und Weiblichkeit(en), welche die vermeintlich natürlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern in einer weitreichenden kulturellen Deutungsarbeit überhöhen und den Geschlechtern jeweils bestimmte Tätigkeiten, Eigenschaften und Machtbefugnisse zuweisen. Diese Muster wiederum werden durch die Bilder beiläufig und selbstverständlich vermittelt, sie können im Prozess ihrer Anwendung aber auch transformiert werden (vgl. Dölling 1991; 1993).

Für die Untersuchung von Bildern habe ich die dokumentarische Bildanalyse nach Ralf Bohnsack angewendet (Bohnsack 2001a; 2001b). In dieser Methode verbindet Bohnsack die von ihm im Anschluss an Karl Mannheim entwickelte dokumentarische Methode für Textanalysen mit kunstwissenschaftlichen Analysemethoden, um der Eigenlogik bildlicher Darstellungen gerecht zu werden. In dieser Hinsicht schließt Bohnsack an die von Erwin Panowsky entwickelte ikonologische Methode an und erweitert sie mit der von Max Imdahl formulierten ikonischen Analyse (vgl. ebd.). Das konkrete analytische Vorgehen knüpft an der methodologischen Leitdifferenz von immanentem Sinngehalt auf der einen und dokumentarischem Sinngehalt auf der anderen Seite an. Es findet seinen Ausdruck in zwei klar voneinander abgrenzbaren Arbeitsschritten. Die formulierende Interpretation richtet sich auf den immanenten Sinngehalt und analysiert das auf dem Bild Dargestellte unter Einbeziehung allgemeiner Wissensbestände. Die reflektierende Interpretation fokussiert den dokumentarischen Sinngehalt und nimmt in einem ersten Schritt eine Analyse der formalen Komposition des Bildes (planimetrische Komposition, szenische Choreographie, perspektivische Projektion) vor und rekonstruiert abschließend den durch das Bild vermittelten sozialen Sinn.

Die einzelnen beschriebenen Methoden kommen in einer unterschiedlichen Kombination in den jeweiligen Studien zum Einsatz. Problemzentrierte Interviews wurden für die Untersuchung des Wandels von Erwerbsarbeit verwendet. Zur Fundierung der Analysen wurde auch eine rekonstruktive Textanalyse verschiedener Dokumente vorgenommen (Aufsatz 4 und 5). Für die Analyse von Geschlechterkonstruktionen im Bundestagswahlkampfes 2005 wurden die qualitative Inhaltsanalyse und die rekonstruktive Text-

analyse verwendet (Aufsatz 6 und 7). Eine Methodenkombination aus Text- und Bildanalyse wurde für die Rekonstruktion hegemonialer Männlichkeit in der DDR (Aufsatz 3) und die Analyse von Veränderungsprozessen in der Bundeswehr angewendet (Aufsatz 10). Darüber hinaus wurde in drei Studien Material aus den im Rahmen meiner Dissertation erhobenen biographisch-narrativen Interviews verwendet und unter einem neuen Fokus interpretiert (Aufsatz 1, 8 und 9).²¹

4. Der soziale Wandel von Männlichkeit(en) und männlicher Herrschaft im vereinten Deutschland. Empirische Befunde

In dem folgenden Abschnitt fasse ich die Ergebnisse meiner empirischen Studien zusammen, die den sozialen Wandel von Männlichkeit(en) in drei sozialen Feldern analysieren: Erwerbsarbeit, Politik und Militär. Damit richtet sich der Blick auf zentrale gesellschaftliche Machtfelder, in denen sich gegenwärtig tiefgreifende Umstrukturierungen vollziehen, welche für den Bereich der Ökonomie und der Politik im ersten Kapitel in groben Zügen dargestellt wurden. Die Entwicklungen im militärischen Feld wurden von Wagner nicht analysiert, ich halte das Militär jedoch für einen gesellschaftlich zentralen Machtbereich, der angesichts der globalen Entwicklungen auch im bundesdeutschen Kontext wieder an Bedeutung gewinnt.

Den Begriff des sozialen Feldes nutze ich im Anschluss an Bourdieu (Bourdieu 1985; 1999). Der Feldbegriff ist mit der Idee verbunden, dass moderne Gesellschaften arbeitsteilig in funktionale Teilbereiche differenziert sind. Diese konstituieren verschiedene soziale Felder, in denen unterschiedliche Spielregeln herrschen. Sie sind jeweils mit einem spezifischen Habitus verknüpft. Dieser Habitus wird von den Individuen mit ihrem Eintritt in das jeweilige soziale Feld inkorporiert. Die einzelnen sozialen Felder sind in sich hierarchisch strukturiert, denn die soziale Position der Individuen hängt davon ab, wie gut sie die feldspezifischen Spielregeln beherrschen und inwieweit sie über ökonomisches, kulturelles, soziales und politisches Kapital verfügen. In den einzelnen Feldern sind die verschiedenen Kapitalsorten unterschiedlich stark gewichtet. Ein soziales Feld wird durch das praktische Handeln der Individuen reproduziert, kann seine Regeln mit dem Eintritt neuer Akteure aber auch verschieben.

Entsprechend meiner Ausgangsthese, dass sich männliche Herrschaft derzeit in einem Strukturwandel befindet, werden im Folgenden die eigenlogischen Entwicklungsprozesse

²¹ Zur Erhebung und ersten Auswertung des Interviewmaterials vgl. Scholz 2004a, insbesondere Kap. 4.

se in den drei sozialen Feldern rekonstruiert und analysiert. Ich untersuche, ob und wie sich kulturelle Konstruktionen von Männlichkeit(en) verändern und in welchem Zusammenhang diese Transformationen mit männlichen Herrschaftsphänomenen stehen. Darüberhinaus richtet sich der Blick, insbesondere in den Feldern Arbeit und Militär auch auf die Frage, wie Männer mit den gesellschaftlichen Umbrüchen umgehen, wie sie diese individuell-biographisch be- und verarbeiten und durch ihre Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsweisen am gesellschaftlichen Wandel von Männlichkeit(en) teilhaben. Entsprechend meines qualitativen Forschungszugangs werden in den drei Feldern ausgewählte Phänomene in den Blick genommen. Im Vergleich der Felder lässt sich die Frage bearbeiten, ob sich in allen drei Bereichen eine übergreifende Form hegemonialer Männlichkeit rekonstruieren lässt, oder ob unterschiedliche Formen nebeneinander stehen. Diese Ergebnisse werden anschließend in Bezug zu meiner Untersuchung über Wandlungsprozesse in Osteuropa gesetzt (Scholz/Willms 2008a). Damit öffnet sich die Forschungsperspektive weiter auf postsozialistische Transformationsprozesse. Abschließend werden Thesen zum aktuellen Strukturwandel männlicher Herrschaft formuliert.

Im ersten Abschnitt zum sozialen Wandel von Männlichkeit(en) im Erwerbsbereich beziehe ich mich auf die Aufsätze *Der soziale Wandel von Erwerbsarbeit. Empirische Befunde und offene Fragen* (2007/Aufsatz 4) und *Männlichkeit und Erwerbsarbeit. Eine unendliche Geschichte?* (2008/Aufsatz 5). Im zweiten Abschnitt wende ich mich anlässlich des Bundestagswahlkampfes 2005 dem Wandel von Männlichkeitskonstruktionen im Feld der Politik zu und thematisiere Veränderungen im Politikerleitbild. Meine Ausführungen beziehen sich auf die Aufsätze *Geschlechterbilder und Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005. Eine Einleitung* (2007/Aufsatz 6) und „*Männer reden Merkel klein*“ – *Männlichkeitskritiken im Bundestagswahlkampf 2005* (2007/Aufsatz 7). Im dritten Abschnitt thematisiere ich Konstanz und Wandel von Männlichkeitskonstruktionen im Bereich Militär. Meine Darstellung beruht auf den Aufsätzen *Männliche Identität und Wehrdienst* (2005/Aufsatz 8), *Gewaltgefühle. Überlegungen zum Zusammenhang von Männlichkeit, Gewalt und Emotionen* (2008/Aufsatz 9) und „*Du willst Zukunft?*“ *Die Bundeswehr und ihre Soldatinnen* (2005/Aufsatz 10). In das Resümee wird der Aufsatz *Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Zusammenfassung und Diskussion* (gemeinsam mit Weertje Willms; 2008/Aufsatz 11) einbezogen.

Der Wandel von Erwerbsarbeit und die Herausforderung der industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion

In modernen Gesellschaften ist das Erwerbssystem der zentrale gesellschaftliche Bereich, über den Männer vergesellschaftet werden. Er bildet die Basis für ihre ökonomische Existenz und fundiert damit ihre Vormachtstellung in den privaten Beziehungen. Im Zuge der Entwicklung der organisierten Moderne hat sich eine spezifische „industriegesellschaftliche Männlichkeitskonstruktion“ herausgebildet, die sich mit Michael Meuser (2004) wie folgt charakterisieren lässt: eine Ausrichtung auf lebenslange, kontinuierliche und die materielle Existenz sichernde Erwerbsarbeit, eine hohe Identifikation mit dem Beruf, oft auch mit dem Betrieb bzw. der Firma. In ihrem Kern ist sie von der Berufsorientierung bestimmt, während die Familienorientierung sekundär ist. Gleichwohl sind aber Beruf und Familie über die Position des Familienernährers in einer hierarchisierenden Weise miteinander verknüpft. In Bezug auf die Erwerbsarbeit ist das Männlichkeitskonstrukt durch die Kriterien Rationalität, Kalkulation und Kontrolle bestimmt, die sich auch im Familienbereich niederschlagen. Emotionale und fürsorgliche Beziehungen zu Kindern gelten als weibliche Verhaltensweisen.

Diese Männlichkeitskonstruktion setzt sich als übergreifende hegemoniale Männlichkeit in der organisierten Moderne durch. Sie konkretisiert sich im historischen Zeitverlauf in spezifischen Leitbildern. So unterscheidet Connell (1998) zwischen einem Typus, der sich um interpersonale Dominanz organisiert und sich im Management findet, und einem zweiten Typus, für den Wissen und Sachverstand zentral sind und der sich im Bildungsbereich und in den klassischen Professionen findet. Beide Konstruktionen stehen in einem Konkurrenzverhältnis um die dominante Position. Diese Bestimmung hegemonialer Männlichkeit lässt sich, wie ich im ersten Aufsatz zeige, noch genauer ausdifferenzieren. Zentral ist für meine Untersuchung jedoch die übergreifende Verbindung von moderner Männlichkeit und Berufsarbeit.

Die aktuellen Transformationen des Erwerbsbereichs betreffen auch die industriegesellschaftliche hegemoniale Männlichkeit. Mit Bezug auf die Debatten und Untersuchungen der Industriesoziologie und der feministischen Arbeitsforschung wird zunächst die Eigenlogik des Transformationsprozesses im Erwerbsbereich genauer bestimmt (vgl. ausführlich Aufsatz 4). Die kapitalistische Verwertungslogik hat eine neue Stufe erreicht, die als „Ökonomisierung“ bzw. „Vermarktlichung“ bezeichnet werden kann. Seit Beginn der 1990er Jahre verändern sich die betrieblichen Rationalisierungsstrategien weg vom tayloristischen Koordinations- und Kontrollmodus hin zur Marktsteuerung. Die Beziehungen zwischen den Unternehmenseinheiten werden nun nach marktbezogenen

Richtlinien restrukturiert. Zugleich kehren die Subjekte in die Ökonomie zurück, ein Prozess, der mit dem Begriff „Subjektivierung“ gefasst wird. Er verweist auf einen neuen Modus der Rationalisierung und Vergesellschaftung der Arbeitskräfte. War das Ziel der betrieblichen Organisation in der organisierten Moderne, alle sogenannten subjektiven Faktoren bei der Nutzung der Arbeitskraft zu eliminieren, so führt die organisatorische Dezentralisierung in den Betrieben zu einer Re-Subjektivierung. Gerade die subjektiven Faktoren gelten nun als Potentiale der Rationalisierung. Dementsprechend werden hemmende Hierarchien und Bürokratien abgebaut, und den Individuen wird mehr Eigenverantwortung übertragen. So wächst auf der einen Seite die Chance der Arbeitskräfte, Subjektivität in den Arbeitsprozess einzubringen; auf der anderen Seite müssen die Arbeitskräfte mit den eigenen subjektiven Beiträgen den Arbeitsprozess aufrechterhalten und die Arbeit selbst strukturieren, rationalisieren und verwerten. Durch die Gewährung von Autonomie konstituiert sich eine neue, schwer zu durchschauende, effiziente Herrschafts- und Ausbeutungstechnik. Lohr und Nickel (2005) fassen diese Paradoxie mit dem Begriff der „riskanten Chancen“.

Meine empirischen Untersuchungen wenden sich zwei verschiedenen Arbeitnehmergruppen zu. Es handelt sich zum einen um fest angestellte, hoch qualifizierte männliche Arbeitnehmer im unteren Management in einem westdeutschen Großkonzern, der sich zum Untersuchungszeitpunkt in einem Transformationsprozess hin zur ergebnisorientierten Steuerung von Arbeit befindet. Zum anderen werden hoch qualifizierte Arbeitnehmer, die jedoch im Kultur- und Kunstbereich prekär beschäftigt sind, untersucht. Dabei lässt sich prekäre Beschäftigung in unterschiedliche Dimensionen differenzieren (vgl. Dörre 2005): In materiell-produktiver Hinsicht ist Erwerbsarbeit dann prekär, wenn die Vergütung nicht existenzsichernd oder das Arbeitsverhältnis befristet ist. In Bezug auf die sozial-kommunikative Dimension ist sie prekär, wenn sie eine gleichberechtigte Integration in soziale Netze ausschließt, die sich am Arbeitsort, vermittelt über die Arbeitsbeziehungen, ausbilden. In rechtlich-institutioneller Hinsicht ist Erwerbsarbeit prekär, wenn die Beschäftigten nicht in den vollen Genuss sozialer Rechte und Partizipationschancen (tarifliche Rechte, Mitbestimmungsrechte, Kündigungsschutz, betriebliche Rentenversicherung) kommen. Und in subjektiver Sicht muss Erwerbsarbeit als prekär bestimmt werden, wenn das Individuum die Arbeit selbst als unsicher wahrnimmt, was mit Sinnverlusten, Anerkennungsdefiziten und Planungsunsicherheiten einhergehen kann. Während die untersuchten Arbeitnehmer aus dem Kunst- und Kulturbereich dem Leitbild des unternehmerischen Selbst (Wagner 2005)

oder dem „Arbeitskraftunternehmer“ (Pongratz/Voß 1998) entsprechen, lassen sich die Befragten aus dem Konzern als „verbetrieblichte Arbeitnehmer“ (ebd.) kategorisieren.²²

Die Fallanalyse in dem Großkonzern (Aufsatz 4; vgl. auch Scholz 2008) zeigt zunächst die enormen Anforderungen, die im Zuge von Vermarktlichung und Subjektivierung an die Arbeitskräfte gestellt werden, und offenbart, dass für einen großen Teil der männlichen Arbeitnehmer dieser Prozess mit starken individuellen Verunsicherungen einhergeht. Die Untersuchung belegt weitergehend, dass sich im Zuge der Transformation des Managements und der Unternehmenskultur auch ein Wandel von Männlichkeiten vollzieht: vom „wissenschaftlichen Agrarmanager“ zum „marktorientierten Verkaufsmanager“ (zum Zusammenhang von Management und Männlichkeit vgl. Aufsatz 4). Der wissenschaftliche Agrarmanager kann als eine konkrete Ausformung der industriegesellschaftlichen hegemonialen Männlichkeit verstanden werden. Der typische Vertreter des alten Managers hatte Chemie studiert und war zunächst in der Landwirtschaft tätig, hatte im Laufe seiner Karriere einen kontinuierlichen Aufstieg vollzogen und besaß starke soziale Bindungen zu anderen Führungskräften, aber auch zu den Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Der neue Verkaufsmanager ist hingegen nicht mehr ein im Konzern groß gewordener Fachmann, sondern ein Quereinsteiger, dessen Arbeitsfeld der Verkauf ist. Er agiert ausschließlich gewinnorientiert und sein Ziel ist die Gewinnmaximierung und die Einnahme von neuen Märkten. Auf soziale Belange der Belegschaft kann unter den verschärften Konkurrenzbedingungen keine Rücksicht mehr genommen werden. Diese Orientierung zeigt sich besonders scharf in der Metapher vom Betrieb als einem Schiff, die den Angestellten auf einem Workshop zur Zukunft des Werkes vorgestellt wurde. Sie zeichnet das Chemiewerk als ein Schiff auf hoher See, das einer Reederei gehört, die den Kunden symbolisiert. Das Schiff sei aufgebrochen, um neue Märkte zu erobern und sich im Wettbewerb mit den anderen Schiffen zu messen, wobei die Besatzung sich nach den Wünschen der Reederei zu richten hätte. Alle Beschäftigten säßen in diesem Boot und seien den gleichen Fährnissen ausgeliefert und könnten sie nur gemeinsam bewältigen. Man müsse trotz der widrigen oder gerade wegen der widrigen Umstände zusammenhalten.

Mit dieser Schiffssymbolik, so meine Interpretation, will das Management legitimieren, dass es Leute entlassen muss und nicht sozial verträglich handeln kann, eben weil es sich zentral auf den Kunden beziehen *muss*. Zur absoluten Ausrichtung am

²² Nach Pongratz und Voß (1998) stellt der Arbeitskraftunternehmer idealtypisch die zukünftige Form der „Ware Arbeitskraft“ dar, während der verbetrieblichte Arbeitnehmer der Vergangenheit angehört. Diese gradlinige Entwicklung wird in der Forschung jedoch kritisch gesehen (Manske 2005; Lohr/Nickel 2005).

(Welt-)Markt scheint es somit keine Alternative zu geben. Gleichzeitig hat die Metapher vom Betrieb als Schiff auch eine sozialintegrative Funktion, sie betont die Gleichheit aller Beschäftigten, was wiederum dem neuen Leitbild von Eigenverantwortung und flachen Hierarchien entspricht. Dabei wird verschwiegen, dass ein großes Schiff streng hierarchisch organisiert ist, die Mannschaft hat den Befehlen des Kapitäns und seiner Offiziere zu folgen. Die von den Angestellten verwendete Metapher des „Feldherrn“ verweist genau auf diese (militärische) Rangordnung, auf die Konzentration von betrieblicher Macht in der Hand des Managers und den Anspruch auf Autorität.

Der Wandel des Managerleitbildes schlägt sich durch die Umstrukturierung des Konzerns auch auf der Ebene der unteren Führungskräfte nieder. Es entsteht ein neues Männlichkeitskonstrukt, welches sich an dem oben genannten Leitbild des „marktorientierten Verkaufsmanagers“ orientiert, das nun in Konkurrenz zu dem alten industriegesellschaftlichen Männlichkeitsideal tritt. Mit diesem Wandel ist auch eine Verschiebung der sozialen Positionierung unter den männlichen Angestellten verbunden. So zeigt sich, dass diejenigen Arbeitnehmer, die sich am industriegesellschaftlichen Ideal des „Prüfleiters“ orientieren, sehr stark von Verunsicherungen betroffen sind, sie thematisieren in den Interviews die Risiken des Wandels. Die individuellen Chancen stehen hingegen bei denjenigen Arbeitnehmern im Vordergrund, die die Veränderungen im Management und der Unternehmenskultur positiv bewerten und sich an der Person des leitenden Managers orientieren.

Der Blick meiner zweiten Untersuchung (Aufsatz 5) richtet sich auf gut qualifizierte Arbeitnehmer, die zunehmend von den Verwerfungen im Erwerbssystem betroffen sind. Von einem Teil dieses Arbeitnehmertypus werden die negativen Erfahrungen auf dem Arbeitsmarkt subjektiv bearbeitet, indem das Scheitern biographischer Pläne öffentlich thematisiert und positiv gewendet wird. Im Mittelpunkt der Analyse stehen zwei der Gruppen, die einen öffentlichen Diskurs über das Scheitern initiierten: die *Show des Scheiterns* und der *Club der Polnischen Versager*. Die Akteure der *Show des Scheiterns* sind in den neuen Medien- und Kommunikationsberufen tätig, die seit einigen Jahren in starkem Maße von Flexibilisierungs- und Prekarisierungsprozessen betroffen sind. Bei den Akteuren der *Clubs der Polnischen Versager* handelt es sich, wie der Name bereits nahe legt, um polnische Migranten, deren Chancen auf dem Arbeitsmarkt zusätzlich durch die ethnische Zugehörigkeit eingeschränkt sind. Auch diese Akteure sind in Kulturberufen tätig. Ich habe an beiden Gruppen untersucht, ob und welche Bedeutung Männlichkeit in den Reden über das Scheitern hat (vgl. auch Scholz 2005).

Die Analyse zeigt, dass sich die Kritiken beider Gruppen an der westlichen erfolgsorientierten Kultur auch als implizite Kritiken des hegemonialen industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktes lesen lassen. Beide Akteursgruppen grenzen sich auf unterschiedliche Weise von einem auf lebenslange und kontinuierliche Erwerbsarbeit zentrierten Leben ab, womit sie implizit auf dessen weiter bestehende Normativität verweisen, und entwerfen jeweils alternative Leitbilder: In der *Show des Scheiterns* gehen die Initiatoren und Teilnehmenden von ihren prekären Arbeitssituationen aus und kreieren das neue Leitbild des „Projektmachers“, der zugleich ein „Pionier des Scheiterns“ ist. Dabei findet, so meine These, eine Aufwertung und Maskulinisierung dieses neuen diskontinuierlichen Erwerbsmodells statt, welches eigentlich dem weiblicher Erwerbsarbeit entspricht. Dies geschieht mittels zweier Strategien: Der „organization man“ wird in den Shows als gescheitertes und veraltetes Lebensmodell postuliert, ihm wird der kreative Projektmacher als neues, positives Modell gegenübergestellt. Und dieser Projektmacher wird mit der männlich konnotierten Pioniermetapher aufgewertet, denn die Suche nach Abenteuer, die Eroberung fremder Territorien und ihre Beherrschung ist (immer noch) ein weitgehend männliches Geschäft.

Die Mitglieder des *Clubs der Polnischen Versager* erschaffen in ihren künstlerischen Produkten das alternative Leitbild „des künstlerisch kreativen, intellektuellen Versagers“. Es beruht ausdrücklich auf dem Abschied von einem Lebensentwurf, der auf berufliches Vorwärtkommen und berufliche Anerkennung ausgerichtet ist. Kritisiert wird die Entfremdung, die das Individuum bei der Erwerbsarbeit erfährt. Dem kühlen und kaltblütigen Spezialisten der westeuropäischen Erfolgskultur wird ein Wesen gegenübergestellt, das gefühlvoll und intellektuell ist, sich künstlerisch betätigt und das sich Zweifel erlaubt an seinen tiefen Überzeugungen und Weltanschauungen. Auch hier zeigt die Analyse, dass das alternative Leitbild implizit männlich vergeschlechtlicht ist und idealer Weise in einer homosozialen künstlerischen Gemeinschaft verwirklicht werden soll.

Insgesamt zeigt sich, dass aktuell eine Transformation von Männlichkeit(en) stattfindet, die jedoch weiterhin zentral mit Erwerbsarbeit verknüpft bleibt. Auch die alternativen Konstruktionen verweisen in ihren Abgrenzungen auf die bestehende Normativität der Ausrichtung eines männlichen Lebens auf Erwerbsarbeit. In den ökonomischen Zentren, wofür der Großkonzern ein exemplarisches Beispiel ist, erhält eine autoritär-aggressive Männlichkeit neuen Aufwind. In der visionären Metapher des Schiffs finden sich Elemente einer Männlichkeitskonstruktion, die Connell als „Front-Männlichkeit“ (Connell 1998, 97; 1999) bezeichnet, eine Männlichkeit, die sich zuerst bei der Eroberung

rung und Kolonialisierung der Neuen Welt im 15. und 16. Jahrhundert konstituierte, die selbst ein von Männern gelenktes Unternehmen war. Dieser erste kulturelle Typus moderner Männlichkeit ist durch Aggressivität, zügellose Gewalt, Gier nach Reichtum und einen egozentrischen Individualismus gekennzeichnet. Es lässt sich die These formulieren, dass die Globalisierung diesen Prozess weiter vorantreiben wird und Männlichkeit neu aufgefordert wird (vgl. auch Böhnisch 2006). Mit der neuen Marktideologie und dem „neuen Geist des Kapitalismus“ (Boltanski/Chiapelo 2003) geht eine Verflechtung des neuen Kapitalismus mit Androzentrismus einher, die möglicherweise das bekannte Maß überschreitet.

Zugleich entstehen in den Randbereichen des Erwerbssystems, wofür die neuen Kreativberufe beispielhaft stehen, alternative Männlichkeitsbilder, die jedoch in zentralen Aspekten altbekannten Männlichkeitsidealen verbunden bleiben. So vermännlichen die Akteure der *Show des Scheiterns* ihre diskontinuierlichen, feminisierten Erwerbsbiographien durch die kulturell männlich codierte Pioniermetapher und idealisieren die *Polnischen Versager* die homosoziale Künstlergemeinschaft. Auffällig ist, dass beide Gruppen keine neuen Ideen hinsichtlich des familialen Zusammenlebens entwickeln. Die Verknüpfung von Männlichkeit und Familie bleibt eine Leerstelle. In dieser Dimension zeichnet sich (noch) keine Transformation der industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion ab. Offen ist auch, inwieweit diese eher an der „Peripherie“ des Erwerbssystems formulierten Kritiken und Alternativen in das „Zentrum“ zurückwirken.

Delegitimierung männlicher Herrschaft im Bundestagswahlkampf 2005

Im Zuge der aktuellen Transformationen verändert sich auch das Feld des Politischen grundlegend. Mit Wagner (1995) habe ich verschiedene Dimensionen dieser Transformation kurz benannt: die Abnahme von staatlichen Interventionen in der Wirtschaft und in das Leben der Bürger und Bürgerinnen, die Erosion des Wohlfahrtsstaates, die Abgabe von Souveränitätsrechten an internationale Organisationen einhergehend mit einer Schwächung des Nationalstaates. Teil dieser Entwicklung ist auch eine Diffusion des demokratischen Mehrparteiensystems und des Wahlsystems. Diese Dimension wird nun empirisch in den Blick genommen.

Obwohl die parlamentarische Demokratie vom Anspruch her beide Geschlechter repräsentiert, hat sie sich doch historisch als ein männliches Feld entwickelt, welches zunächst unter Ausschluss der Frauen konstituiert wurde. In den vergangenen zwanzig Jahren sind Frauen allmählich in politische Spitzenfunktionen vorgedrungen. Unter-

sucht wird, inwieweit dieser Einzug von Frauen die Leitbilder vom idealen, implizit männlich gedachten Politiker verändert haben. Dieser Frage gehe ich anhand des Bundestagswahlkampfes 2005 nach (Aufsätze 6 und 7; vgl. auch Scholz 2007a), der sich insofern besonders eignet, kandidierte doch 2005 zum ersten Mal eine Frau für das Amt des Bundeskanzlers. Doch zunächst gehe ich auf die eigenlogische Entwicklung im Feld der Politik ein. Diese ist bestimmt durch eine zunehmende Verflechtung von Massenmedien und Politik, welche wiederum den Wandel von politischen Männlichkeitskonstruktionen wesentlich mitbestimmt.

Mit der Einführung des Privatfernsehens in den 1990er Jahren hat sich das Verhältnis von Medien und Politik grundlegend verändert (vgl. ausführlich Aufsatz 6). Beide Bereiche folgen unterschiedlichen Logiken: Während die Formulierung und Durchsetzung politischer Handlungsprogramme in einer Parteiendemokratie ein ausgesprochen zeitaufwendiger und kleinteiliger Prozess ist, folgen die Massenmedien Kriterien betriebswirtschaftlicher Rationalität. Ziel ist es, möglichst hohe Marktanteile zu erreichen. Dementsprechend erfolgt die Auswahl von politischen Ereignissen für die Berichterstattung nach ihrem zugeschriebenen Nachrichtenwert. Dieser folgt wiederum aus der Ereignishaftigkeit und dem Überraschungswert einer politischen Aktion. Der Nachrichtenwert erhöht sich, wenn die Aktion mit einem bekannten Politiker oder einer Politikerin in Verbindung gesetzt werden kann. Die ausgewählten Bruchstücke werden anschließend so zusammengesetzt und präsentiert, dass sie die größtmögliche Aufmerksamkeit erlangen.

Massenmedien entscheiden demnach in hohem Maße, welche politischen Themen und Personen relevant sind und worüber die Wähler und Wählerinnen informiert werden. Medien sind somit nicht nur Transporteure der (Parteien-)Politik, sondern gestalten den politischen Raum aktiv mit. Sie initiieren Ereignisse wie Meinungsumfragen, selektieren das Berichtswerte und vermitteln bestimmte Deutungen über Personen und Inhalte. Die Akteure und Akteurinnen im politischen Feld folgen zunehmend der medialen Logik, um in den Massenmedien wahrgenommen zu werden. Über ihre Präsenz in den Medien können sie ihre Wahlchancen verbessern. In diesem Prozess entsteht auch eine oft kritisierte wachsende Distanz zwischen Spitzenpolitikern und Politikerinnen und ihrer Parteibasis sowie der Bevölkerung insgesamt.

Die Medialisierung von Politik sehe ich als Voraussetzung dafür an, dass die erste Kandidatur einer Frau für das höchste Regierungsamt im 16. Bundestagswahlkampf 2005 eine derart hohe gesellschaftliche Aufmerksamkeit erlangte. Sie löste eine gesellschaftliche Debatte über den erreichten Stand der Gleichberechtigung aus und lenkte das

Augenmerk auf undemokratische männliche Rekrutierungsstrategien und Handlungsweisen in der Politik. Dass dieses Thema über Wochen in den Medien präsent war, resultiert jedoch nicht nur aus dem fortschreitenden Marsch der Frauen in politische Spitzenpositionen, sondern ist ebenso Resultat der Medialisierung. Denn dieses Ereignis hatte einen großen Nachrichtenwert und eignete sich damit wie kaum ein anderes Thema der vergangenen Jahre, Geschlechterfragen öffentlich zu verhandeln.

Durch die Kandidatur einer Frau für das höchste Regierungsamt wurde zugleich ein medialer Diskurs über den Zusammenhang von Männlichkeit und Politik ausgelöst und die bis zu diesem Zeitpunkt hegemoniale Männlichkeitskonstruktion in einem bisher unbekanntem Maß kritisiert (vgl. Aufsatz 7). Während die Geschlechtszugehörigkeit der beiden männlichen Kandidaten Schröder und Stoiber im Bundestagswahlkampf 2002 keine Rolle spielte, galt doch das Männliche in der Politik bisher als das Selbstverständliche, erfolgte im Wahlkampf 2005 in einer Reihe von Presseartikeln eine Demaskierung des Allgemein-Menschlichen als Männliches. In diesem Wahlkampf geriet das hegemoniale männliche Politikerleitbild immer mehr in die Kritik. Dieses Ideal umfasst immer noch die von Max Weber (1992) beschriebenen Kompetenzen: ein hohes Maß an Kampfbereitschaft, die Bereitschaft und Fähigkeit zur optimalen Nutzung jeglicher Machtchance, die Fähigkeit und Lust zur effektiven Selbstinszenierung und die Überzeugung emotionsfrei, also sachlich und mit der „Stimme der Vernunft“ zu sprechen. Dass diese Kompetenzen latent männlich kodiert sind, folgt aus dem historischen Ausschluss von Frauen aus diesem Bereich. Als männliche sichtbar wurden diese Zuschreibungen erst durch den Eintritt von Frauen in die politische Sphäre. So sorgten Merkels sogenanntes „GirlsCamp“ und die Vorgehensweisen der CDU-Mitglieder des männerbündischen „Andenpakts“ für Kritik an den männlichen Rekrutierungsstrategien in der Politik, weil sie einen hohen Nachrichtenwert hatten. Mit ihrer Kandidatur für das Kanzleramt löste Merkel eine neue Dynamik in diesem Prozess aus.

Zunächst richtete sich Kritik auf das aggressiv-männliche Auftreten von Bundeskanzler Schröder in verschiedenen Wahlkampfveranstaltungen. Nach seinem Auftritt am Wahlabend in der sogenannten Elefantenrunde, in der Schröder sowohl Merkel als auch die beiden Redakteure unverhältnismäßig stark angriff, weitete sich die Kritik mehr und mehr auf männliche Spitzenpolitiker aus, die als Verkörperung des hegemonialen Politikerideals angesehen werden können. Kritisiert wurden an der Politikermännlichkeit folgende Aspekte: persönliches Machtstreben vor politischen Inhalten und Parteieninteressen; undemokratischer Alleinvertretungsanspruch („Basta-Politik“); männliches Dominanzgebaren; selbstverliebte Medieninszenierung und Nichtakzeptanz von Politike-

rinnen. Zugleich wurde in diesem Prozess medial ein neues Leitbild eines Berufspolitikers kreiert, das insbesondere durch einen demokratischen Führungsstil, Pragmatismus und eine neue Sachlichkeit gekennzeichnet war. Zwar galt Angela Merkel seit der Übernahme des CDU-Parteivorsitzes im Jahr 2000 als Vertreterin eines neuen politischen Stils, sie konnte jedoch erst gemeinsam mit dem damaligen neuen SPD-Vorsitzenden Matthias Platzeck, dem „Anti-Basta-Mann“ (Berliner Zeitung), den neuen Typus verkörpern, was auf die immer noch bestehende männliche Codierung von Politik verweist.

Erstaunlich ist, dass die Kritiken vor allem von männlichen Journalisten formuliert wurden. Dieses Phänomen ließe sich als ein „männliches Spiel“ (Bourdieu) um Macht und Dominanz zwischen Journalisten und Politikern interpretieren. Aus meiner Perspektive lässt der Umfang der Kritik vermuten, dass sich ein weit reichender Wandel von kulturellen Männlichkeitskonstruktionen im Politikbereich anbahnt, der mit einer Delegitimierung männlicher Herrschaft verknüpft ist. Denn auch wenn es sich bei der Medienberichterstattung um Konstrukte handelt, die einer bestimmten Logik folgen, so verweisen die Presseberichte doch auch darauf, dass die konstitutive Spannung der modernen politischen Männlichkeitskonstruktion zwischen dem Ideal unabhängiger Männlichkeit und der geforderten Unterwerfung unter die Parteiführung und Parteidisziplin aufbricht (vgl. dazu genauer Aufsatz 7). Es waren gerade die (männlichen und weiblichen) Berufspolitiker der jüngeren Generationen, die die „Basta Politik“ und die Alleinvertretungsansprüche der Parteispitzen in Frage stellten und auf mehr demokratischem Mitspracherecht beharrten. Auch die öffentliche Kritik an der Intransparenz mancher politischer Karrierewege, die oft undemokratisch in Hinterzimmern entschieden werden und auf dem Prinzip der Unterwerfung und Anciennität beruhen, zielte in eine ähnliche Richtung. Mit der dezidierten Kritik an der Nichtakzeptanz von Politikerinnen und den immer wieder reproduzierten männlichen Rekrutierungsstrategien wird auch die männliche Herrschaft in Frage gestellt. Gleichzeitig tritt in den Vordergrund, dass eine gleichberechtigte Partizipation von Frauen und Männern an der parlamentarischen Demokratie bisher nicht realisiert ist. Darüber hinaus produziert das politische Feld auch Ausschlüsse gegenüber Männern, die alternative Politikstile vertreten.

Vervielfältigung von Kriegsformen und der Wandel militarisierter Männlichkeiten

Dem militärischen Feld kommt historisch eine entscheidende Rolle bei der Formierung des modernen Geschlechterverhältnisses zu. Zwei Aspekte sind dabei besonders be-

deutsam: Zum einen erfolgt die Verteilung gesellschaftlicher Macht zwischen den Geschlechtern durch die Verknüpfung von Wehrdienst und Staatsbürgerrechten zu Gunsten von Männern. Zum anderen hat das Militär an der Produktion kollektiver Definitionen von Männlichkeit(en), aber auch von Weiblichkeit(en) teil und damit auch eine „identitätspolitische Bedeutung“ (Seifert 2000, 60), die über das militärische Feld hinaus reicht. Es begründete die mit Gewalt verknüpfte moderne Männlichkeitskonstruktion und die Vorstellung von einer verletzbaren, schwachen und zugleich friedfertigen Weiblichkeit, die als unterlegen gilt. Im Laufe des 19. Jahrhunderts erlangte militariserte Männlichkeit einen hegemonialen Status. Auch wenn es in der Forschung Differenzen darüber gibt, ob eine einzige Form militarisierter Männlichkeit in allen gesellschaftlichen Bereichen dominierte oder ob sich verschiedene Varianten militarisierter Männlichkeit nachzeichnen lassen, hat sich doch der Konsens durchgesetzt, dass in Deutschland bis zum Ende des 2. Weltkrieges der Soldat oder Kämpfer die hegemoniale Männlichkeitsform war. Nach dem 2. Weltkrieg wurde militarisierte Männlichkeit diskreditiert und die oben beschriebene industriegesellschaftliche Männlichkeitskonstruktion wurde zum hegemonialen Leitbild. In dieser Konstruktion spielen militärische Elemente keine Rolle, dennoch sind militarisierte Männlichkeitsvorstellungen nicht verschwunden, sie spielten unter der Hand weiter eine wichtige Rolle für moderne Männlichkeitsvorstellungen, wie im Folgenden gezeigt wird.

In meinen Untersuchungen gehe ich der Frage nach, welche Bedeutung das Militär im vereinten Deutschland für gesellschaftliche Vorstellungen von Männlichkeit(en) hat, und untersuche den Wandel militarisierter Männlichkeitsvorstellungen innerhalb der Bundeswehr. Auch in diesem sozialen Feld gilt es zunächst, die eigenlogischen Entwicklungen seit den 1990er Jahren zu rekonstruieren (vgl. Aufsatz 8 und 10; sowie Mangold/Scholz 2000). Im Herbst 1989 wurde die Bundeswehr über Nacht zu einer Armee ohne Feind und verlor ihre legitime militärische Aufgabe: die Landesverteidigung vor dem sozialistischen Gegner. Im Laufe der 1990er Jahre wurden im Nordatlantischen Verteidigungsbündnis neue strategische Ziele formuliert, die den Kampf gegen Terroristen und gegen organisiertes Verbrechen, die Kontrolle von Flüchtlingsbewegungen, die Zufuhrsicherung wichtiger Ressourcen wie Wasser und Öl sowie die Eindämmung von Massenvernichtungswaffen umfassen. Parallel zu diesem Prozess veränderten sich in globalem Maßstab die Formen des Krieges vom bis dahin dominierenden zwischenstaatlichen Krieg hin zu unterschiedlichen Formen innerstaatlicher Kriege. Die neuen Formen sind bestimmt durch halb-reguläre oder irreguläre Kämpfe, die eine Herausforderung für reguläre Streitkräfte darstellen.

Bis zum Herbst 1989 war der Soldat der Bundeswehr nicht in erster Linie Kämpfer, sondern eine „symbolische Gestalt der Abschreckung“ (Seifert 1996) mit der Aufgabe, einen Angriff durch seine bloße Existenz abzuwehren. Angesichts der atomaren Aufrüstung galt es, die Kampfsituation eines „heißen“ militärischen Konfliktes auf jeden Fall zu verhindern, was das ursprüngliche Selbstverständnis des Soldaten ins Gegenteil verkehrte. Im Laufe der 1990er Jahre beteiligte sich die Bundeswehr zunächst an humanitären Einsätzen im Ausland, nahm aber zunehmend auch an Kriegen teil. Diese Entwicklung setzt sich im neuen Jahrtausend fort. Die sogenannten Frieden schaffenden Einsätze werden zunehmend mit einem „robusten Mandat“ ausgestattet, das Kampfhandlungen in das Aufgabenspektrum einschließt. Die militärische Sozialisation richtet sich deshalb verstärkt auf die „Kriegstauglichkeit“ des Soldaten aus.

Im ersten Aufsatz dieses Themenfeldes (Aufsatz 8) wende ich mich der Bedeutung des Wehrdienstes für männliche Identitätskonstruktionen zu. Dies geschieht anhand von Interviewmaterial aus meiner Dissertation mit Männern, die in der DDR geboren wurden und ihren Wehrdienst bei der nationalen Volksarmee (NVA) abgeleistet haben, da für die Bundeswehr bisher unter dem Männlichkeitsaspekt keine empirischen Untersuchungen zum Wehrdienst vorliegen (vgl. u. a. Apelt 2004; Gareis/Klein 2004). Die Analyse der Interviews, die Ende der 1990er Jahre geführt wurden, zeigt, dass der Wehrdienst neben der Berufsarbeit eine wichtige Bedeutung für die Konstruktion von Männlichkeit hat. In der Retrospektive traten insbesondere zwei Dimensionen in den Vordergrund: Der Wehrdienst wurde als eine „bewältigte Lebensphase“ dargestellt, in der der Nachweis erbracht wurde, den Anforderungen des Militärdienstes trotz aller Schwierigkeiten und Härten gewachsen zu sein. Diese Zeit „durchgestanden“ zu haben, gilt als impliziter Nachweis von Männlichkeit. Aus der Gegenwartsperspektive waren vor allem die „Erlebnisse männlicher Gemeinschaft“ und die „Stiftung von lebenslangen Bindungen unter Männern“ bedeutsam. Der Wehrdienst wurde als ein sozialer Raum gezeichnet, in dem intensive und dauerhafte Beziehungen zwischen Männern entstehen. Die Darstellungsweise folgt der historischen Bedeutung des Militärs als Ort, an dem männliche Gemeinschaft gestiftet wird, und schreibt diese fort. Pointiert lässt sich formulieren, dass die Armeezeit von den Interviewten in ihren Erzählungen weitgehend „entsozialistisch“ wurde, so dass sie auch nach der politischen Wende 1989 im vereinten Deutschland als eine Ressource der biographischen Konstruktion von Männlichkeit genutzt werden konnte.

Obwohl junge Männer in den alten Bundesländern seit den 1960er Jahren als Alternative zum Wehrdienst den Zivildienst wählen können und immer weniger Männer in ei-

nem Geburtenjahrgang den Militärdienst absolvieren, ist die Bedeutung der Wehrpflicht für gesellschaftliche Vorstellungen von Männlichkeit auch aktuell nicht zu unterschätzen. Diesem Aspekt wende ich mich in dem zweiten Aufsatz zu, der den Zusammenhang von Männlichkeit, Gewalt und Emotionen untersucht (Aufsatz 9). Eine gewisse Affinität zu Gewalt gehört zu den Sozialisationsanforderungen an Jungen und junge Männer. Sie wird sowohl im Kindes- und Jugendalter in homosozialen Gruppen eingeübt als auch im Wehrdienst. Ziel dieses Sozialisationsprozesses ist es, dass sich das männliche Individuum als verletzungsmächtig konstituiert. Obwohl es zu den zentralen kulturellen Vorstellungen gehört, dass das weibliche Geschlecht verletzungsoffen und schwach ist, ist auch jedes männliche Individuum offen für Verletzungen (wie auch jede Frau potentiell eine andere Person verletzen kann). Diese Verletzungsoffenheit muss von den Männern verdeckt werden, weil sie als weiblich gilt.²³

Wiederum anhand von Interviews aus meiner Dissertation gehe ich der Frage nach, wie die militärische Gewaltsozialisation erfolgt und welche Rolle Gefühle bei der Herstellung des verletzungsmächtigen Soldaten spielen. Die Analyse der ausgewählten Situationen zeigt, dass bei männlichen Gewaltphänomenen nicht nur Aggressionsaffekte eine Bedeutung haben, sondern eine Reihe weiterer Emotionen im Spiel sind wie Ekel und Verachtung auf der Seite der Verletzungsmacht und Angst, Furcht und Scham auf der Seite der Verletzungsoffenheit. Gerade die kulturell nicht als männlich geltenden Emotionen Angst, Furcht und Scham sind auf eine spezifische Weise an der Durchsetzung der hegemonialen Männlichkeit beteiligt. Im 2. Abschnitt hatte ich bereits darauf hingewiesen, dass die Einbeziehung von Emotionen in die Männlichkeitsforschung dazu beitragen kann, den Persistenzen von männlicher Herrschaft auf die Spur zu kommen.

Herausgefordert wird die militarisierte Männlichkeitskonstruktion seit Beginn des neuen Jahrtausends durch die Öffnung aller Laufbahngruppen der Bundeswehr für Frauen (vgl. Aufsatz 8 und 10). So ist auf der einen Seite festzustellen, dass sich die Motive von männlichen und weiblichen Soldaten, zur Bundeswehr zu gehen, kaum unterscheiden. Wichtigste Motive sind der Wunsch nach Kameradschaft und die sportliche Ausbildung sowie das Interesse an Waffen. Die Ähnlichkeiten der Motivationen können als ein Hinweis darauf verstanden werden, dass sich der Zusammenhang von Soldat und Männlichkeit langsam auflöst. Auf der anderen Seite zeigt eine Bild- und Textanalyse von gedrucktem Werbematerial, dem Internetauftritt der Bundeswehr und dem populären Y.-Magazin für Bundeswehrangehörige (vgl. Aufsatz 10), dass das Verhältnis der

²³ Zur Entwicklung der Begriffe Verletzungsmacht und Verletzungsoffenheit siehe Aufsatz 9.

Bundeswehr zu „ihren“ Soldatinnen durch Ungleichzeitigkeiten und Ambivalenzen geprägt ist: Mit der Rekrutierung von Frauen werden von der politisch-militärischen Führung vielfältige Hoffnungen verbunden, zum Beispiel die Verbesserung des Arbeitsklimas und eine größere Akzeptanz der Streitkräfte in der Gesellschaft. Dennoch bleibt die Kernkompetenz des Militärs, der professionelle Kampfeinsatz, weiterhin ein männliches Geschäft. Auf subtile Weise werden Frauen in den Bildern und Texten auf spezifische Frauenarbeitsplätze verwiesen und ihre „verführerische Attraktion“ als potentielles Risiko für die Effizienz der Streitkräfte thematisiert. Gleichzeitig legitimieren sie jedoch den militärischen Einsatz, wenn sie etwa in Friedensmissionen abgebildet werden.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass in den öffentlichen Präsentationen der Bundeswehr durch den Einzug der Frauen keine Veränderungen in der männlichen Konnotation des Soldaten und des Kampfes stattgefunden haben. Gleichzeitig jedoch wird in den Medien der Bundeswehr verhandelt, wie unter den aktuellen Bedingungen der „neuen Kriege“ (Münkler 2002) ein moderner Soldat auszusehen hat. Mit der Veränderung der Kriegsformen differenzieren sich auch die Krieger-Typen oder Kämpferfiguren aus. Neben den klassischen Soldaten treten der Partisan, der Guerillero und der Terrorist. Vermehrt entstehen Formen des halb-regulären und des irregulären Kämpfers, die eine Herausforderung für die regulären Streitkräfte darstellen. Parallel verändern auch die neuen Aufgaben der Bundeswehr, insbesondere die humanitären Einsätze, die Vorstellungen vom Soldaten. Maja Apelt und Cordula Dittmer (2007) kommen in ihrer empirischen Untersuchung in der Bundeswehr zu dem Resultat, dass derzeit verschiedene Soldatenleitbilder miteinander konkurrieren, also derzeit nicht von einer hegemonialen Männlichkeit in der Bundeswehr gesprochen werden kann. Dennoch ist festzuhalten, dass im globalen Kontext eine kriegerische militarisierte Männlichkeit im Zuge der „neuen Kriege“ an Bedeutung gewonnen hat und, so meine These, zunehmend noch an Einfluss gewinnen wird. Denn seit den 1990er Jahren werden Konflikte, die bis zu diesem Zeitpunkt traditionell zu den Aktivitätsbereichen der Diplomatie, der Polizei oder Wirtschaftspolitik gehörten, stärker als bisher militärisch gelöst. Damit verbunden ist die Tendenz einer „Verkriegerung von Konfliktlösungen“ (Welfens 1999, 95), die mit einem sich ausbreitenden Demokratiedefizit einhergehen kann.

5. Exkurs: Männlichkeitskonstruktionen und männliche Herrschaft in Osteuropa

Im Folgenden werden die Ergebnisse zum vereinten Deutschland in Bezug zu Entwicklungen in Osteuropa gesetzt. Hintergrund dieses Vergleichs ist die im ersten Teil ausgeführte Annahme, dass die Transformationsprozesse in Osteuropa beschleunigter verlaufen als in Westeuropa und sich auf die Entwicklungen in Westeuropa auswirken werden. Analysen zu diesen Wechselwirkungen zwischen Ost- und Westeuropa liegen meiner Kenntnis nach für das Geschlechterverhältnis bisher kaum vor. In verschiedenen Publikationen findet sich die empirisch nicht belegte Behauptung, dass die Entwicklungen in Osteuropa einen Rückschritt für Prozesse der Geschlechtergleichstellung in der Europäischen Union bringen werden (vgl. exemplarisch Fuchs/Hoecker 2004; Thiel 2006). Ich werde im Folgenden anhand von Ergebnissen des von mir publizierten Tagungsbandes über postsozialistische Männlichkeiten in Osteuropa zentrale Veränderungen von kulturellen Männlichkeitsimages und Geschlechterarrangements in den untersuchten Ländern Polen, Russland und Bulgarien darstellen (vgl. Aufsatz 11 und Scholz/Willms 2008a) und zeigen, dass die Transformationsprozesse im „fremden Osten“ (Dreke 2005) den Entwicklungen in Westeuropa oft ähnlicher sind als dies auf Grund der Einbindung in zwei unterschiedliche politisch-ökonomische Systeme zunächst zu vermuten wäre.

In den untersuchten osteuropäischen Ländern (Russland, Polen, Bulgarien) setzt sich erstens mit Einführung der kapitalistischen Marktwirtschaft und der Entstehung von Märkten und Privateigentum im ökonomischen Feld die beschriebene globale Unternehmergeit als hegemoniales Männlichkeitsmuster durch. Vorangetrieben wird diese Entwicklung durch die Ausbreitung einer neuen Form des Kapitalismus, dem Finanzkapitalismus. Zugleich bildet sich in den osteuropäischen Ländern eine spezifische Variante der globalen Unternehmergeit heraus. Sie ist durch eine Hypermaskulinisierung und durch den Einsatz militärischer Elemente (Kleidung, Sprache, Gesten) gekennzeichnet. Die Unternehmergeit weist darüber hinaus in den untersuchten Ländern spezifische nationalstaatliche Einfärbungen auf, die aus der jeweiligen historischen Entwicklung folgen. Die Untersuchungen zeigen weitergehend, dass zwischen der transnationalen Unternehmergeit und den jeweiligen nationalstaatlichen Varianten keine eindeutigen hierarchischen Beziehungen bestehen, beide Muster stehen nebeneinander oder vermischen sich.

Zweitens lässt sich durchgängig eine Aufwertung militarisierter Männlichkeitsmuster feststellen. In dieser Hinsicht ist nach dem Zusammenbruch des Militärbündnisses War-

schauer Pakt seit Anfang des neuen Jahrtausends ein erneutes Erstarren der nationalen Armeen zu konstatieren, was mit den beschriebenen globalen Entwicklungen zusammenhängt. Auch die postsozialistischen Armeen sind nach einer Phase des Prestigeverlustes in den 1990er Jahren zunehmend in die vielen neuen lokalen „heißen“ Konflikte involviert. Die Aufwertung militarisierter Männlichkeiten zeigt sich sowohl in der Populärkultur als auch in der Inszenierung von Unternehmern und Politikern. In Kinofilmen und Fernsehserien wird das Leitbild eines starken Kämpfers propagiert, der sich für die Nation einsetzt. Hohe Politiker greifen bei ihren Auftritten auf militärische Elemente (Uniform, Sprache) zurück und verknüpfen ökonomische, politische und militärische Männlichkeitskonstruktion. Die nationale Zugehörigkeit gewinnt ebenso an Bedeutung, die Beteiligung an militärischen Interventionen führt zu einer Stärkung des Nationalbewusstseins. Eine solche Remilitarisierung lässt sich für Deutschland nicht feststellen, im internationalen Kontext scheint Deutschland aber auf Grund seiner historischen Entwicklung eine Ausnahme zu bilden (vgl. Higate/Hopton 2005). Gleichwohl finden sich auch in Deutschland Tendenzen einer Veralltäglicung und Banalisierung des Militärischen im Alltag, etwa durch das Tragen von Uniformelementen oder die Nutzung militärischer Zeichen in der Popkultur (Thomas/Virchow 2005).

Parallel zu dieser Remaskulinisierung in den ökonomischen, politischen und militärischen Feldern osteuropäischer Transformationsgesellschaften findet drittens ebenso wie in Deutschland eine kritische Auseinandersetzung mit den hegemonialen Männlichkeitskonstruktionen statt. Insbesondere im künstlerischen Feld werden die jeweiligen nationalen militarisierten Männlichkeitsmythen dekonstruiert, wird die Unternehmermännlichkeit auf ihre individuellen Folgen hin befragt und alternative Vorstellungen von Männlichkeit und partnerschaftlichen Geschlechterarrangements formuliert. Zudem ist in allen drei untersuchten Ländern ebenso wie in Deutschland in den Medien die Rede von einer „Krise der Männlichkeit“. Diese Rede von der Krise bezieht sich darauf, dass viele Männer dem Leitbild des Unternehmers und Familienernährers nicht gerecht werden. Der Krisendiskurs lässt sich einerseits als eine „Resouveränisierungsstrategie“ (Forster 2006) von männlicher Herrschaft interpretieren, denn als unerreichtes Ideal gilt der autonome Privateigentümer (Russland), der engagierte Unternehmer (Bulgarien) oder der mutige Kämpfer samaritanischer Prägung (Polen). So soll mit der Anrufung der Krise die empfundene Schwäche überwunden werden. Andererseits enthält der Krisendiskurs aber immer auch Debatten über andere Formen von Männlichkeit, er folgt demnach einer doppelten Logik.

Eine vierte Erscheinung, die sich in Osteuropa abzeichnet und mit dem globalen hegemonialen Männlichkeitsmuster verknüpft ist, betrifft die Neudefinition von Zweierbeziehungen zwischen Männern und Frauen und der Familie. Verbunden mit der beschriebenen Remaskulinisierung im Erwerbsbereich und in der Politik verändern sich auch die privaten Geschlechterarrangements. In dieser Hinsicht muss man von einer ausgeprägten, wenn auch mit widersprüchlichen Tendenzen verbundenen Repatriarchalisierung sprechen, die sich in dieser Weise in den westlichen Ländern nicht finden lässt. Interessant ist, dass die Repatriarchalisierung auch mit dem Vorbild Westeuropas begründet wird. Das Ernährerkonstrukt, welches derzeit in Osteuropa in hohem Maße wieder belebt wird, gilt als westeuropäisches Männlichkeitsmuster und damit als „ideal“ und hegemonial. Freilich scheint in Osteuropa eine veraltete Vorstellung der westeuropäischen Geschlechterverhältnisse vorzuherrschen, unbestritten ist aber, dass in Mitteleuropa, insbesondere in Deutschland, immer noch ein starkes Ernährerkonstrukt vorherrschend ist. Darüber hinaus wird die Repatriarchalisierung von länderspezifisch jeweils unterschiedlichen Traditionen beeinflusst. So begründet sich beispielsweise der bulgarische Wandel vom strukturellen zum häuslichen Patriarchat mit Traditionen des bäuerlichen Bulgariens in der vorsozialistischen Zeit, in Polen hingegen steht die Renaissance des Patriarchats in Verbindung mit der Dominanz der katholischen Kirche. Dennoch – und dies sind die widersprüchlichen Tendenzen – ist die Aufgabe der Frauen nicht gänzlich auf die Familie festgelegt. Erwerbstätigkeit ist für einen großen Teil der Frauen postsozialistischer Länder nicht nur auf Grund der ökonomischen Notwendigkeit eine Selbstverständlichkeit. Trotz der Wiederbelebung der Vorstellung des Familienernährers halten über 50 Prozent der Männer und Frauen gleichzeitig an der Vorstellung einer gleichberechtigten Partnerschaft fest. Darüber hinaus lässt sich das Leitbild der jungen, ökonomisch selbständigen und erfolgreichen, nicht familiär gebundenen Frau finden. So muss insgesamt von in sich sehr widersprüchlichen Prozessen gesprochen werden, welche von den Individuen be- und verarbeitet werden müssen. Die wenigen empirischen Untersuchungen zeigen, dass diese Entwicklungen insbesondere für Männer der Mittelschichten mit einer Verunsicherung von Männlichkeit verknüpft sind.

Insgesamt zeigen die Ergebnisse, dass sich einerseits in Osteuropa ähnliche Entwicklungen wie in Deutschland vollziehen, was etwa den Wandel der hegemonialen Männlichkeiten betrifft, wobei jedoch Differenzen hinsichtlich des Grades der Remilitarisierung und einer Hypermaskulinisierung zu konstatieren sind. Die Etablierung der Marktwirtschaft und des Privateigentums führt zugleich zu einer starken Ausdifferenzierung unter Männern. Einem großen Teil der Männer gelingt es nicht (mehr), eine Er-

werbsposition einzunehmen, die es ermöglicht, eine Familie materiell angemessen zu unterhalten. Diese Entwicklung wird in den öffentlichen Diskursen als eine „Krise der Männlichkeit“ thematisiert. Die wenigen empirischen Untersuchungen verweisen jedoch darauf, dass die Transformationsprozesse in den einzelnen sozialen Schichten sehr unterschiedlich bearbeitet werden. Geht man vom Vorreitercharakter der osteuropäischen Länder aus, so sind in den nächsten Jahren auch in Deutschland starke soziale Differenzierungsprozesse zu erwarten. Die Prozesse in Osteuropa geben Anregungen, in welche Richtung die Forschung gehen könnte. Lohnend wäre es aus meiner Perspektive zu untersuchen, wie sich die Entwicklungen zwischen Ost- und Westeuropa gegenseitig beeinflussen und vorantreiben.

6. Resümee und abschließende Thesen

Abschließend fasse ich meine Ergebnisse zum Wandel von Männlichkeit(en) und männlicher Herrschaft im vereinten Deutschland seit Beginn der 1990er Jahre zusammen. In allen drei untersuchten Feldern lässt sich *erstens* ein Wandel von Männlichkeit(en) feststellen: die bisherige hegemoniale Form verliert in den Transformationsprozessen ihre Passfähigkeit und es konstituieren sich neue Männlichkeiten, die um die hegemoniale Position konkurrieren, die alte Form jedoch bisher nicht ablösen. Wie in anderen Dimensionen der gesellschaftlichen Transformationen sind auch hier die Umstrukturierungsprozesse nicht abgeschlossen. In den einzelnen Feldern gestaltet sich der Wandel wie folgt:

Im Erwerbsbereich zeigt sich, dass die industriegesellschaftliche Männlichkeitskonstruktion im gegenwärtigen Wandel von Arbeit immer weniger realisiert werden kann, da sich die strukturellen Bedingungen, auf denen das Männlichkeitskonstrukt beruht, radikal verändern. Mit der zunehmenden Flexibilisierung und Prekarisierung von Erwerbsarbeit entsteht auch ein neuer Typus der Ware Arbeitskraft: der Arbeitskraftunternehmer. Dieser ist bisher jedoch nicht männlich vergeschlechtlicht, wie dies für den verberuflichten Arbeitnehmer gilt. Ich habe gezeigt, mittels welcher Strategien Arbeitnehmer aus den Kreativberufen versuchen, diese neue Arbeitsform zu maskulinisieren. Ob sich diese Tendenz in einem größeren Umfang durchsetzen wird, ist eine offene Frage. Festzustellen ist, dass dieser neue Arbeitskrafttypus empirisch besonders häufig bei hoch qualifizierten Frauen zu finden ist (vgl. Voss/Weiß 2005). Die Studie in dem Großkonzern belegt, dass sich im Zuge der Internationalisierung von Wirtschaftsunternehmen ein neues Leitbild im Management herausbildet, welches in weiten Teilen der von

Connell beschriebenen globalisierten Unternehmerrmännlichkeit entspricht, die mit der Logik des unternehmerischen Selbst übereinstimmt und diese radikalisiert (Connell 2005; Connell/Wood 2005). In dieser Hinsicht zeigt sich deutlich, dass sich der Wandel von Männlichkeit(en) nicht mehr im nationalstaatlichen, sondern in einem globalisierten Rahmen vollzieht.

Im politischen Feld gerät im Zuge der zunehmenden Instabilität von Wähler- und Wählerinnenbindungen und Kritiken an der parlamentarischen Demokratie auch die bisher hegemoniale Politikermännlichkeit in die Kritik. Der 16. Bundestagswahlkampf 2005 kann als ein erster Höhepunkt einer kritischen Auseinandersetzung mit der Männlichkeit bestimmter Politiker, die diesen Typus verkörpern, aber auch mit politischen Praktiken und Rekrutierungsstrategien allgemein, die nun als männlich und männerbündisch demaskiert werden, betrachtet werden. Zugleich wurde im Zuge des Bundestagswahlkampfes medial ein neues Politikerleitbild kreiert, welches sich dezidiert vom Kampf um Macht, verbunden mit personaler Dominanz, abgrenzt und Pragmatismus, Sachverstand und Demokratiefähigkeit in den Vordergrund stellt. Dieses Leitbild ist deutlich weniger männlich codiert und deshalb offener für weibliche Politiker. Ob es sich empirisch jedoch durchsetzen wird, ist bisher nicht zu beantworten. Darüber hinaus zeigt sich im politischen Feld eine weitere Entwicklung: Bisher männlich codierte hohe politische Funktionen werden von Frauen übernommen. Connell schließt in die Definition von Männlichkeit Frauen explizit mit ein, auch sie können männliches Verhalten praktizieren und männliche Positionen einnehmen. Es ist eine weitere offene Frage, ob die Partizipation von Frauen an höchsten politischen Ämtern eine Entwicklung zu mehr Geschlechtergerechtigkeit bedeutet oder ob eine kleine Elite von Frauen zukünftig an hegemonialer Männlichkeit und männlicher Herrschaft partizipiert.

Auch im militärischen Feld stehen Frauen seit Jahrtausendbeginn formal alle Laufbahnen offen. Zwar zeigt sich, dass bisher der prestigeträchtige Kampfbereich weiterhin männlich codiert ist, jedoch befindet sich das militärische Feld insgesamt in einem tief greifenden Wandel, mit dem eine Transformation von militärischer Männlichkeit verbunden ist. Die Bundeswehr agiert als Teil der NATO zunehmend in Auslandseinsätzen in verschiedenen Teilen der Welt. Zwar gilt im globalen Kontext der Kämpfer oder Soldat als hegemonialer Männlichkeitstypus; auf Grund der deutschen Geschichte ist in der Bundeswehr jedoch auch eine andere Entwicklung möglich. So könnten etwa die Männlichkeitskonstruktionen, welche mit humanitären Einsätzen verknüpft sind, bedeutsamer werden als solche, die mit dem Kampfeinsatz verbunden sind. Derzeit ist keine der konkurrierenden Männlichkeiten im militärischen Feld hegemonial.

Die Ergebnisse zeigen *zweitens*, dass der Wandel von Männlichkeiten nicht mehr in einem nationalstaatlichen Rahmen hinreichend analysiert werden kann, sondern in einen globalen Rahmen gesetzt werden muss, um die Transformationen hinreichend erfassen zu können. Wie insbesondere im Exkurs über Entwicklungen in Osteuropa aufgezeigt, verflochten sich die jeweiligen nationalen Geschlechterordnungen immer mehr, entstehen zugleich neue transnationale Räume mit spezifischen Geschlechterkonstellationen. Beide Entwicklungen bedingen sich gegenseitig und wirken aufeinander ein. Bezogen auf eine meiner Ausgangsfragen, ob sich derzeit eine einzige Form von hegemonialer Männlichkeit durchsetzt oder ob von verschiedenen konkurrierenden Männlichkeiten ausgegangen werden muss, lässt sich festhalten, dass in den untersuchten Feldern bisher sehr unterschiedliche Konstruktionen von Männlichkeit hegemonial waren, die zunehmend in Konkurrenz zu sich neu konstituierenden Männlichkeiten treten. Sie lassen sich nicht, so Connells und Messerschmidts These, in einem Leitbild des transnationalen Managers zusammenführen, denn dies konstituiert sich nur im Erwerbsbereich. Außerdem weist es keine hinreichende „Familienähnlichkeit“ mit den Männlichkeitskonstruktionen im Militär und Politikbereich auf, so dass die These von der Singularität hegemonialer Männlichkeit gestützt würde. Stattdessen müssen verschiedene parallele Konstruktionen von hegemonialer Männlichkeit in unterschiedlichen gesellschaftlichen Machtfeldern und auf globaler und nationaler Ebene unterschieden werden. Wie diese hegemonialen Männlichkeiten miteinander interagieren, sich wechselseitig stärken oder auch miteinander konkurrieren, ist eine zentrale Frage für die weitere Forschung. Festzustellen ist in dieser Hinsicht, dass in der deutschsprachigen Männlichkeitsforschung länderübergreifende Vergleiche weitgehend fehlen. Auffällig ist auch, dass Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit zwar den zentralen Referenzpunkt fast aller Studien darstellt, aber die neueren Arbeiten zur Globalisierung bisher nicht rezipiert werden.

Obwohl also nicht von einer einzigen hegemonialen Männlichkeit ausgegangen werden kann, ist *drittens* festzustellen, dass Männlichkeit in den drei sozialen Feldern weiter bedeutsam bleibt und im Erwerbssystem und Militär neu herausgefordert wird. Auch andere Studien aus der Männlichkeitsforschung zeigen eine ähnliche Entwicklung auf (für das Erwerbssystem Böhnisch 2003; für die Andrologie Wöllmann 2007; für den Sport Brandes/Böhnisch 2006; Sülzle 2005; 2008; für Vaterschaft und Familie Matzner 2004; 2007; Bereswill/Scheiwe/Wolde 2006; Wolde 2007). Zugleich gerät Männlichkeit, hier verstanden als ein spezifisches Verhalten von bestimmten Männern, zunehmend in die öffentliche Kritik. Dies gilt nicht nur für den Politikbereich, sondern auch im Bereich

der Gesundheit (Meuser 2007a) und für den männlichen Körper (Meuser 2007b). Auch die seit den 1990er Jahren zunehmende öffentliche Rede von einer „Krise der Männlichkeit“ lässt sich in diesen Kontext setzen (vgl. Marschukat/Stieglitz 2005; Meuser 2006a; Forster 2006). In diesem Diskurs gelten bisherige männliche Verhaltensweisen als nicht mehr passfähig, der Wandel von Männlichkeitsimages führe zu einer Orientierungslosigkeit von Männern, die wiederum Ursache für gesundheitsschädigendes Verhalten sei (Alkoholmissbrauch, mangelnde Gesundheitsvorsorge, riskante Verhaltensweisen in Verkehr und Freizeit etc.), welches wiederum die geringere Lebenserwartung gegenüber dem weiblichen Geschlecht bedinge.

Durch die Thematisierung von Männern und Männlichkeit(en) in der Öffentlichkeit, aber auch in der Wissenschaft, wird – so meine These – Männlichkeit in der Gegenwartsgesellschaft zu einer zentralen Dimension der Kategorie Geschlecht. In den modernen kulturellen Wahrnehmungs- und Deutungsmustern wurde bisher Geschlecht mit Weiblichkeit und Frauen gleichgesetzt. Männer und Männlichkeit galten hingegen als das Allgemeine, von dem sich Weiblichkeit und Frauen unterschieden und als defizitär bestimmt wurden. Im Modus der Allgemeinheit wurde verdeckt, dass auch Männer geschlechtlich bestimmt sind und Frauen und Weiblichkeit nur als relationales Konstrukt zu Männern und Männlichkeit existieren. Dieser Verdeckungsmechanismus wird gegenwärtig aufgedeckt und Männer werden in der Öffentlichkeit und den wissenschaftlichen Debatten zunehmend als geschlechtliche Individuen entdeckt. Auf diese Weise verschiebt sich, zumindest in der Öffentlichkeit, die Wahrnehmung von Geschlecht weg von seiner weiblichen hin zu einer männlichen Codierung.

Diese Entwicklung wird auch durch die sich institutionalisierende Männlichkeitsforschung selbst vorangetrieben. Der Fokus der Männlichkeitsforschung liegt auf der sozialen Konstruktion von Männlichkeit, auf dem Doing Masculinity (vgl. exemplarisch die Studien in Bereswill/Meuser/Scholz 2007a; Baur/Lüdtke 2008). In der Frauen- und Geschlechterforschung hingegen wird das Doing Gender erforscht, der Blick richtet sich auf die Herstellung der Geschlechterdifferenz und weniger auf das Doing Femininity. In dieser Hinsicht ist ein Auseinanderlaufen von Frauen- und Geschlechterforschung und Männlichkeitsforschung zu konstatieren, was dazu beiträgt, dass Weiblichkeit in den Hintergrund und Männlichkeit in den Vordergrund der Geschlechterforschung tritt. Dies führt zu Ungleichzeitigkeiten in der Entwicklung des wissenschaftlichen Feldes, die teilweise eine Nichtvergleichbarkeit der Forschungsergebnisse mit sich bringt. Aus meiner Perspektive sind eine stärkere Annäherung und ein Austausch zwischen „Männlichkeitsforschung“ und „Frauen- und Geschlechterforschung“ oder „Gender Studies“, so

die dominierenden Begriffe, dringend geboten, um die aktuellen Transformationsprozesse angemessen bearbeiten zu können.

In Bezug auf die Ausgangsfrage zum Wandel von Männlichkeit(en) und männlicher Herrschaft gehe ich davon aus, dass die gegenwärtigen Transformationsprozesse zu einem Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit und männlicher Herrschaft führen können. Die Dimensionen dieses Strukturwandels werden abschließend in fünf Thesen zusammengefasst und zur Diskussion gestellt.

Thesen zum Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit und männlicher Herrschaft in der erweiterten liberalen Moderne

- In der erweitert liberalen Moderne findet ein Bedeutungsverlust und Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit statt. In den unterschiedlichen gesellschaftlichen Machtfeldern entstehen spezifische Konstruktionen von Männlichkeit, die nebeneinander stehen. Die Macht- und Herrschaftsverhältnisse in der erweitert liberalen Moderne werden nicht mehr entlang nur einer hegemonialen Männlichkeit gestaltet.
- Die Transformation hegemonialer Männlichkeiten vollzieht sich zunehmend in einem globalisierten Rahmen, insofern müssen globale Entwicklungen in die Analyse einbezogen werden. Dies gilt insbesondere in den sozialen Feldern Ökonomie und Militär, während sich die Politik weiterhin stärker in einem nationalen Bezugssystem befindet. Zu analysieren sind die Verflechtungen von globalen, nationalen und regionalen Entwicklungen, die vor jeweils spezifischen historisch-politischen Hintergründen erfolgen. Die Transformation von hegemonialen Männlichkeiten ist Bestandteil der Herausbildung einer globalen Geschlechterordnung, die mit den nationalen Geschlechterordnungen in vielfältiger Weise interagiert.
- Männliche Herrschaft ist nicht mehr „one single power one the top“ (Connell/Messerschmidt 2005), sondern eine von verschiedenen Herrschaftsstrukturen. In dieser Hinsicht gilt es zukünftig die Verflechtungen unterschiedlicher Herrschaftsphänomene (ökonomische, militärische, politische) mit männlicher Herrschaft in den Blick zu nehmen und Bourdieus Theorie der symbolischen Herrschaft für die unterschiedlichen sozialen Felder weiter auszuformulieren.
- Trotz des Bedeutungsverlustes einer singular gedachten hegemonialen Männlichkeit verliert Männlichkeit nicht als gesellschaftlicher Ordnungsfaktor an Ein-

fluss. Sie wird in den unterschiedlichen Machtfeldern, insbesondere im ökonomischen und militärischen Feld, neu aufgefordert. Dabei löst sich Männlichkeit zunehmend von realen Männern ab und wird zu einem Taktgeber der gesellschaftlichen Entwicklung.

- Der Strukturwandel von hegemonialer Männlichkeit geht mit einer Integration von Frauen einher. Das weibliche Geschlecht ist nicht mehr wie in der organisierten Moderne aus den gesellschaftlichen Machtfeldern ausgeschlossen. Frauen können an Machtpositionen partizipieren, wenn sie die entsprechende hegemoniale Männlichkeit, die den Zugang zu Macht und Herrschaft regelt, in ihren sozialen Praktiken umsetzen. Dabei ist es eine offene Frage, in welche Richtung die Partizipation von Frauen die jeweiligen Felder verändern (können).

Nachwort und Danksagung

Einen Kumulus zu schreiben, bedeutet einerseits die wissenschaftliche Arbeit der vergangenen Jahre zu reflektieren. Eine solche „Zusammenfassung“ zu schreiben, bietet die Chance, übergreifende Zusammenhänge hinsichtlich der theoretischen Fundierung, der methodologisch-methodischen Zugänge und inhaltlicher Ergebnisse herauszuarbeiten, die über die einzelnen Aufsätze hinausgehen. Andererseits muss entsprechend der Regeln des wissenschaftlichen Feldes eine „soziologische Erzählung“ (Bude 1995) formuliert werden, die in sich kohärenter ist, als die einzelnen Aufsätze, die in je unterschiedlichen Forschungskontexten entstanden sind, es sein können. So ist auch die Gliederung der Habilitationsschrift in einen theoretischen und einen empirischen Teil eine künstliche Aufteilung, da entsprechend meiner methodologischen Prämissen theoretische Weiterentwicklungen immer empirisch fundiert erfolgen. Die Aufsätze des theoretischen Teils enthalten also auch empirische Ergebnisse, diskutieren aber stärker als die Aufsätze des empirischen Teils theoretische Prämissen. Der Aufsatz des letzten Teils wiederum enthält eine theoretische Debatte zur Übertragbarkeit der westlichen Männlichkeitstheorien auf Osteuropa und empirische Ergebnisse, nimmt also die theoretischen Diskussionen wieder auf. Inhaltliche Redundanzen sind bei einer kumulativen Habilitation nicht zu vermeiden.

Noch ein Wort zur technischen Herstellung der Habilitationsschrift: Da es für das wissenschaftliche Publizieren keine einheitlichen Regeln des Zitierens und des Quellennachweises gibt, wird in den einzelnen Aufsätzen je nach den Regeln der jeweiligen Publikation vorgegangen. Es wurde jedoch ein Gesamtliteraturverzeichnis erstellt, in dem auch die in dieser Habilitationsschrift enthaltenen Aufsätze noch einmal aufgeführt sind, da ich mich in den einzelnen Aufsätzen auch auf eigene Arbeiten beziehe. Um keine Verwirrung zu stiften, wurden die Quellenangaben vereinheitlicht.

Am Zustandekommen dieser Habilitationsschrift sind viele Personen beteiligt. Zuvorderst bedanke ich mich bei meinen Gutachtern Prof. Karl Lenz und Prof. Michael Meuser sowie meiner Gutachterin Prof. Hildegard Maria Nickel, die auf unterschiedliche Weise mein Habilitationsvorhaben unterstützt und gefördert haben. Hildegard Maria Nickel verdanke ich auch eine dezidierte Auseinandersetzung mit den aktuellen Transformationsprozessen von Arbeit. Michael Meuser danke ich für eine anregende Zusammenarbeit und Diskussionen, die ihren fruchtbaren Ausdruck unter anderem in dem von uns gemeinsam mit Mechthild Bereswill herausgegebenen Band *Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit* gefunden hat. Mit Weertje Willms verbinden mich viele ergiebige Diskussionen, die während der gemeinsamen Herausgabe des

Tagungsbandes über den Wandel von Männlichkeiten in Osteuropa (Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt) erfolgten. Daphne Hahn danke ich (wie immer) für die Lektüre des ersten Versuches dieses Kumulus und die Begleitung bis zu seiner Fertigstellung. Durch die Diskussionen mit Maja Apelt, Mechthild Bereswill, Martin Dinges, Andreas Heilmann und Hilge Landweer hat die Arbeit in verschiedenen Dimensionen an Tiefenschärfe gewonnen.

I. Teil

Soziologische Konzeptionalisierungen von Männlichkeit(en) und männlicher Herr- schaft

1. „Hegemoniale Männlichkeit“ – Innovatives Konzept oder Leerformel?

Erst in den 1990er Jahren setzte im Rahmen der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung eine vermehrte Beschäftigung mit dem Thema Männlichkeit(en) ein. In ihren Anfängen konzentrierte sich Frauenforschung fast ausschließlich auf Frauen. Im Mittelpunkt standen Untersuchungen der spezifisch weiblichen Lebenserfahrungen und -situationen. Forscherinnen, welche die Diskriminierung und den Ausschluss von Frauen analysierten, haben sich jedoch auch schon damals – zwangsläufig – mit Männern und Männlichkeit(en) beschäftigt. Im Mittelpunkt dieser Untersuchungen zur Herrschaft von Männern über Frauen standen die physischen Gewaltverhältnisse.²⁴ Diese Studien kann man bereits als „Studien über Männer und Männlichkeiten [lesen] auch wenn es nicht im Titel steht“ (Armbruster 1993, 135).

Selbstverständlich war diese Beschäftigung mit Männern und Männlichkeit(en) in der Frauenforschung aber keineswegs: Zu Beginn der 1980er Jahre gab es in den feministischen Sozialwissenschaften noch harte Auseinandersetzungen darüber, ob Männer und Männlichkeit(en) Forschungsgegenstände sein sollen. Eine umfassende Diskussion zu diesem Thema wurde 1984 durch den Vortrag von Lerke Gravenhorst: „Private Gewalt von Männern und feministische Sozialwissenschaften“ auf dem Soziologenkongress der DGS in Dortmund ausgelöst.²⁵ Die Diskussionen über die Notwendigkeit und mögliche Inhalte einer „feministischen Männerforschung“ wurden jedoch nachdem die ersten Wellen der Empörung abgeklungen waren, nicht fortgesetzt. Erst im Kontext (de)konstruktivistischer Ansätze wurden Frauen und Weiblichkeit immer stärker „als relationale Kategorien zu Männern und Männlichkeit begriffen, die zutiefst aufeinander bezogen und voneinander abhängig“ (Stein-Hilbers 1994, 69) sind. Diese Erkenntnis initiierte eine Reihe von empirischen Untersuchungen.²⁶

Parallel begannen sich auch männliche Wissenschaftler mit diesem Thema auseinander zu setzen: „Männer“, „Männlichkeit(en)“, „männliche Identität“ etc. wurden explizit zum Gegenstand sozialwissenschaftlicher Publikationen.²⁷ Damit vollzog sich auch im deutschsprachigen Kontext allmählich eine Entwicklung, die im nordamerikanischen Raum

²⁴ Vgl. dazu bspw. den Überblick in Engelfried 1996.

²⁵ Der Vortrag und die sich anschließende Diskussionen sind in dem Sammelband "FrauenMännerBilder" (Rerrich/ Hagemann-White, 1988) dokumentiert.

²⁶ Vgl. u. a. Behnke 1997, Engelfried 1996, Franzke 1997, Rothe 1997 und Seifert 1996.

²⁷ Vgl. u. a. Bartjes 1996; Böhnisch/ Winter 1993 Hollstein 1992; Kersten 1997 und Meuser 1997.

sehr viel früher eingesetzt hatte: In den USA haben sich bereits ab Mitte der 1980er die Men's Studies als eigenständiges Forschungsgebiet etabliert.²⁸ Davon kann jedoch auch heute in der deutschen Genderstudies-Landschaft noch nicht die Rede sein. Seminare zum Thema Männlichkeit(en) sind immer noch eine Ausnahme und nicht die Regel.

Die publizierten Analysen lassen sich in drei Kategorien systematisieren²⁹: Erstens eine sogenannte Männerforschung, welche die Subjektivität männlichen Daseins und männlicher Erfahrung unter dem Gesichtspunkt einer Neubestimmung von Männlichkeit in der heutigen Gesellschaft untersucht. Davon zu unterscheiden sind zweitens Forschungen, in denen durch Sensibilisierungs- und Bewusstwerdungsprozesse die eigenen theoretischen Entwürfe und empirischen Arbeiten um die Kategorie Geschlecht erweitert werden. Diese Arbeiten finden sich insbesondere in den Bereichen Familiensoziologie, Sozialstrukturanalyse, Organisationssoziologie, aber auch Wissenschafts- und Techniksoziologie. Ein Teil der Forschungen – und dies ist die dritte Kategorie – analysiert Männlichkeit(en) in Bezug auf das Geschlechterverhältnis und strebt eine grundlegende Revision soziologischer Theorien an. Quantitativ überwiegen die Forschungen der ersten Kategorie, während theoretische Konzeptionalisierungen von Männlichkeiten immer noch rar sind.

Wohl auch auf Grund dieser Mangelsituation haben die Arbeiten des Australiers Robert W. Connell und sein Begriff der hegemonialen Männlichkeit eine solche Popularität erlangt. In fast allen vorliegenden Publikationen zum Gegenstand Männlichkeit(en) trifft man auf diesen Begriff (vgl. auch Janshen 2000; Rudlof 2002). In diesem Rezeptionsprozess ist der Begriff schon fast zu einer inhaltsleeren Formel geworden, denn in den verschiedensten Untersuchungen folgt der Anwendung des Begriffes allzu häufig keine inhaltliche Bestimmung (Scholz 2001b). Dieses Phänomen ist jedoch, wie zu zeigen sein wird, teilweise durch Connells Ansatz selbst bedingt. Connells Schriften sind durch eine „undifferenzierte multiple Verwendung des zentralen Begriffs“ (Rudlof 2002, 47) gekennzeichnet.

Ich werde in einem ersten Schritt kurz Connells zentrale Prämissen darlegen und darauf aufbauend im zweiten und Hauptteil meine Kritik an seinem Konzept formulieren

²⁸ Vgl. dazu Walter 1996.

²⁹ Ich beziehe mich auf eine Systematisierung, welche Mitte der 1990er Jahre von Marlene Stein-Hilbers (1994) und Christoph L. Armbruster (1995) entwickelt wurde, sie hat bis heute ihre Gültigkeit behalten. Vgl. dazu auch den Überblick über die deutschsprachige Männlichkeitsforschung von Willi Walter (2000) und Peter Döge und Michael Meuser (2001).

und weitergehend ein anderes Verständnis von hegemonialer Männlichkeit vorstellen. In einem dritten und letzten Schritt ziehe ich ein Resümee hinsichtlich der Frage, ob hegemoniale Männlichkeit eine inhaltsleere Formel oder ein innovatives Konzept ist.

1. Die zentralen Prämissen des Konzeptes „hegemoniale Männlichkeit“

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit, welches Connell in den 1980er Jahren entwickelte, ist Teil einer umfassend konzipierten „Soziologie der Männlichkeit“ (Carrigan et al. 1996) und einer Theorie der Geschlechterverhältnisse (Connell 1986). Für die Organisation des Geschlechterverhältnisses sind nach Connell drei Dimensionen ausschlaggebend: Macht, Produktion/Arbeit und Sexualität. Connell orientiert sich in seiner Konzeptionalisierung des Geschlechterverhältnisses „an feministischen, neomarxistischen und strukturalistischen Theorien, die die fundamentale Bedeutung der geschlechtlichen Arbeitsteilung und der gesellschaftlichen Kontrolle und kulturellen Konstruktion der Sexualität für die historische Grundlegung und Reproduktion männlicher Herrschaft herausgearbeitet haben“ (Rudlof 2002, 25).

Männlichkeit konstituiert sich für Connell durch eine doppelte Relation: in Bezug auf Weiblichkeit und auf andere Männlichkeiten. Die Relation von Männlichkeit zu Weiblichkeit ist durch Dominanz und Überordnung bestimmt, die zu anderen Männlichkeiten durch ein hierarchisch strukturiertes Über- und Unterordnungsverhältnis. Die Annahme, dass es in einer Gesellschaft unterschiedliche Männlichkeiten gibt, die in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stehen, macht die Attraktivität des Ansatzes aus. Systematisch können nun Machtbeziehungen und soziale Ungleichheiten unter Männern ins Auge gefasst werden, was mit dem Patriarchatskonzept nicht möglich ist.³⁰

Während Connell in seinen älteren Schriften davon ausgeht, dass in einer Gesellschaft verschiedene *Formen* von Männlichkeit wie hegemoniale, komplizenhafte, untergeordnete und konventionelle konstruiert werden³¹, konzipiert er das hierarchische Verhältnis von Männlichkeiten in neueren Veröffentlichungen als „Typen von Relationen – Hege- monie, Dominanz/Unterordnung und Komplizenschaft einerseits, Marginalisierung und Ermächtigung andererseits“ (Connell 1999, 102).³²

³⁰ Vgl. auch die Argumentation von Michael Meuser (1998).

³¹ Vgl. bspw. Connell 1996 und die ausführliche Darstellung in Armbruster 1993.

³² In einem neueren Aufsatz betont Connell ausdrücklich, dass es ihm bei dem Konzept hegemoniale Männlichkeit nicht um Typen von Männlichkeiten gehe, sondern um Relationen unter den verschiedenen Männlichkeiten innerhalb einer Gesellschaft (Connell 2000).

Connells zentrale Annahme ist, dass jede Gesellschaft ein hegemoniales Männlichkeitsmuster ausbildet, dem Weiblichkeit und alle anderen Formen von Männlichkeit untergeordnet sind. Dieses Muster beinhaltet spezifische „Handlungsweisen, Stilmittel, institutionelle Arrangements und Beziehungsformen“ (Meuser 2000, 59). Zentral ist, dass Connell hegemoniale Männlichkeit nicht als starr und fix konzipiert, sondern als eine „historisch bewegliche Relation“ (Connell 1999, 102) versteht.

Bei der Formulierung seines Konzeptes greift Connell auf den Hegemoniebegriff von Antonio Gramsci zurück und geht dementsprechend davon aus, dass hegemoniale Männlichkeit nicht vorrangig durch gewaltförmige Herrschaft, sondern in sozialen Kämpfen

(re-)produziert wird. Grundlegend für ihre Rekonstruktion ist die Akzeptanz und das Einverständnis der meisten Männer mit dieser Männlichkeit, welches darin begründet ist, dass sie im Großen und Ganzen von der Unterdrückung und Abwertung von Weiblichkeit profitieren. Diesen Aspekt fasst Connell mit dem Begriff „patriarchale Dividende“ (ebd., 100), worunter eine Art Gewinn zu verstehen ist, den Männer aus der Dominanz und Unterordnung gegenüber Weiblichkeit ziehen. So erhalten Männer durchschnittlich einen höheren Lohn als Frauen, auch ihr Anteil an Führungspositionen ist deutlich höher als der von Frauen.

Connell geht nun davon aus, dass nur eine kleine Anzahl von Männern das hegemoniale Männlichkeitsmodell in der Praxis vollständig verwirklicht, es wirkt innerhalb einer Gesellschaft vor allem als verbindliches Orientierungsmuster, zu dem sich Männer (zustimmend oder abgrenzend) in Bezug setzen müssen. Die Tatsache, dass die Mehrzahl der Männer von der Vorherrschaft dieses Männlichkeitsmusters einen Nutzen hat, fasst Connell mit dem Begriff der „Komplizenschaft“. Darunter versteht er „Männlichkeiten, die zwar die patriarchale Dividende bekommen, sich aber nicht den Spannungen und Risiken an den vordersten Fronten des Patriarchats aussetzen“ (ebd., 100).

Männlichkeiten sind für Connell „materiell“. Das bedeutet, sie sind nicht nur auf der Ebene der Persönlichkeit der Individuen und ihrer Körper zu verorten³³, sondern auch auf den Ebenen Institution, Kultur, Milieu. Er konzipiert damit einen mehrdimensionalen Begriff von Männlichkeit und weitergehend von Geschlecht als Struktur sozialer und individueller Praxis. Insgesamt beinhaltet der Männlichkeitsbegriff bei Connell eine strukturelle, eine kulturell-symbolische und individuelle Dimension (vgl. auch Scholz

³³ Vgl. zur Bedeutung des Körpers und zum Begriff der „körperreflexiven Praxis“ Connell 1999, 81 ff.

2000). Die jeweiligen Ebenen haben spezifische Eigenlogiken, Entwicklungsprozesse können somit ungleichzeitig verlaufen.

Offen geblieben ist in meiner Darstellung bisher, was Connell „inhaltlich“ unter hegemonialer Männlichkeit versteht. Dies kommt nicht von ungefähr, denn die inhaltliche Bestimmung ist unterdeterminiert: Bisher legt er nur eher hypothetische Untersuchungen über die historisch verschiedenen Formen hegemonialer Männlichkeit vor (Connell 1995, 1996, 1998, 1999). Als neues Leitbild hegemonialer Männlichkeit moderner neoliberaler Gesellschaften bestimmt er den Manager im technokratischen Milieu, der auf globalen Märkten agiert (Connell 1998). Zu fragen ist aber, ob sich mit diesem Leitbild, das kaum ausformuliert ist, die (Re-)Produktion von männlicher Herrschaft angesichts der Pluralisierung geschlechtsbezogener Lebensformen und kultureller Deutungsmuster von Geschlecht angemessen untersuchen lässt.

Darüber hinaus legen Connells empirische Darstellungen der australischen Gegenwartsgesellschaft nahe, dass er entgegen seinem Postulat, dass es nur eine hegemoniale Männlichkeit gibt, doch von verschiedenen Versionen innerhalb einer Gesellschaft ausgeht. „Connells Ausführungen“, so lässt sich mit Michael Meuser feststellen, „informieren mehr über Verhältnisse und Beziehungsstrukturen zwischen Geschlechtern und unter Männern als darüber, was Männlichkeit bzw. was Männer als Geschlecht ausmacht“ (Meuser 1998, 104). Dies hat in der Rezeption des Konzeptes häufig recht fatale Folgen, denn statt diese Leerstelle zu füllen, wird der Begriff, so unterdeterminiert wie er in Bezug auf die inhaltliche Dimension ist, unhinterfragt benutzt.

Im Folgenden werde ich darlegen, dass man von verschiedenen Versionen hegemonialer Männlichkeiten in einer Gesellschaft ausgehen muss. In diesem Kontext werde ich ein anderes Verständnis von hegemonialer Männlichkeit vorschlagen, dass ich vor allem in Auseinandersetzung mit einer eigenen empirischen Untersuchung gewonnen habe.

2. Hegemoniale Männlichkeit als ein generatives Prinzip der sozialen (Re-)Produktion von Männlichkeit

Umfangreiche Studien vor allem aus dem Bereich des Arbeitsmarktes und der Professionsen belegen, dass das, was jeweils als männlich bzw. weiblich gilt, nicht feststeht, sondern in Aushandlungsprozessen begründet wird (Maruani 1997, Neusel/ Wetterer 1999). Gildemeister und Wetterer bezeichnen diese Aushandlungsprozesse als „Umschrift der Differenz“ (Gildemeister/ Wetterer 1992, 223). In der Regel gehen sie mit

einer Hierarchisierung zu Gunsten von Männlichkeit einher.³⁴ Zugleich zeigen diese Untersuchungen, dass innerhalb der einzelnen Professionen von den Männern spezifische Männlichkeitsideale entworfen werden.

Dies werde ich im Folgenden anhand eines Beispiels aus meiner Untersuchung lebensgeschichtlicher Narrationen ostdeutscher Männer aufzeigen (Scholz 2004a). Befragt wurden knapp 30 Männern, die zwischen Mitte der 1950er und Mitte der 1960er Jahre in der DDR geboren wurden. Sie wurden entsprechend der Methode des narrativen Interviews in einer sehr offenen Erzählaufforderung gebeten, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Der Fallvergleich zeigt, dass alle Interviewten ihre Berufsausbildung und ihre Berufsarbeit in den Mittelpunkt der lebensgeschichtlichen Erzählungen stellten und die eigene Familie und Freundschaften nur am Rande thematisiert wurden. Alle Lebensgeschichten sind inhaltlich durch eine Fokussierung der Berufsarbeit charakterisiert.

Die befragten Männer entwerfen in ihren Lebensgeschichten berufliche Identitäten, durch die sie lebensgeschichtliche Kontinuität herstellen. Dies gilt gerade auch für die Männer, die ausgesprochen diskontinuierliche Erwerbsbiographien haben. Des Weiteren konstruieren die befragten Männer spezifische berufliche Ideale. Diese Konstruktionen beinhalten die Idealvorstellung des befragten Mannes von der Ausübung seines Berufes.

Dieter Schulz beispielsweise, der 1954 geboren wurde, eine Berufsausbildung mit Abitur und anschließend ein Hochschulstudium zum Agraringenieur absolvierte, arbeitete im Staatsapparat der DDR als Leiter des Ratbereiches Landwirtschaft beim Rat des Kreises. Er entwirft ein berufliches Ideal, das – so legt es die Darstellung nahe – in seinem Arbeitskollektiv, welches er als „*Truppe*“³⁵ bezeichnet, als gemeinsam geteiltes Leitbild fungierte. Dieses lässt sich wie folgt charakterisieren: Realismus, Sachlichkeit, Verantwortungsbewusstsein, Eigenverantwortung und Fachlichkeit im Umgang mit dem Volkswirtschaftsplan der DDR. Mittels des gemeinsam geteilten Leitbildes wird eine Gemeinschaft hergestellt: die „*Truppe*“, die sich nach außen abgrenzt und die anderen Ratsbereiche ausschließt. Diesen Anderen schreibt Dieter Schulz im Interview die polaren Charakteristika seines beruflichen Ideals zu: Sie sind in Bezug auf den Volkswirt-

³⁴ Die Frage, ob Differenz und Hierarchie gleich ursprünglich sind, wie Gildemeister und Wetterer dies annehmen, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden. Einige neuere Studien zeigen, dass Differenzierungsprozesse nicht unbedingt mit Hierarchisierungen einhergehen (Neusel/Wetterer 1999). Vgl. zu diesem Aspekt auch die Argumentation von Gudrun-Axeli Knapp (1999).

³⁵ Alle Zitate aus dem Interview mit Dieter Schulz, der richtige Name ist selbstverständlich anonymisiert, sind in Anführungszeichen und kursiv gesetzt.

schaftsplan unrealistisch und unvernünftig, handeln nicht verantwortungsbewusst hinsichtlich der fachlichen Arbeit und reagieren außerdem noch cholerisch.

Während er und seine „Truppe“ *„nur das gemacht [haben], was wir wollten, was wir auch uns selbst, was wir auch, ich sag Ihnen, verantworten können persönlich gegenüber dem, was da ist“*, sind die anderen unverantwortlich, denn sie halten sich nicht an das, was da ist bspw. das verfügbare Futtermittel und die reale Anzahl der Schweine. Sie wollen stattdessen nur etwas, *„auf [dem] Papier ... sehen“* (26/13-16) und damit den Volkswirtschaftsplan zumindest formal erfüllen.³⁶

Auffällig ist, dass die Konstruktion des beruflichen Ideals und die Abgrenzung von den „anderen“ Männern durch Gegensatzpaare erfolgt: rational – emotional, vernünftig – unvernünftig etc. Viele dieser Oppositionen sind in der Kultur der modernen Zweigeschlechtlichkeit jeweils mit Männlichkeit bzw. Weiblichkeit konnotiert: So gelten Männer meist als rational bzw. vernünftig und Frauen eher als vom Gefühl bestimmt. Diese Zuschreibungen haben eine lange historische Tradition. Sie haben sich im Zuge der modernen Geschlechterordnung im Rahmen des philosophischen Diskurses der Aufklärung und des medizinisch-anthropologischen Diskurses herausgebildet und sind in die modernen Konzepte des sozialen Geschlechts wie bspw. die „Geschlechtscharakteren“ oder die „Geschlechterrollen“ eingeflossen (Hausen 1977, Mehlmann 1998, Frevert 1995). Auch wenn sich die Vorstellungen über die Geschlechter verändert haben, so ist es auch heute noch üblich, Tätigkeiten, Berufe, Handlungen, Kommunikationsstile, kognitive Fähigkeiten etc. in männlich und weiblich einzuteilen.

Schaut man sich die Zuschreibungen, die Dieter Schulz vornimmt, genau an, so sieht man, dass er sich und seiner „Truppe“ die männlich konnotierten Charakteristika zuschreibt, während er den Anderen die weiblich konnotierten Merkmale zuweist. Bei diesem beruflichen Ideal könnte es sich um das hegemoniale Männlichkeitsideal des Ratsbereiches Landwirtschaft handeln. Auf meine Nachfrage nach dem Verhältnis von Frauen und Männern im Ratsbereich stellt sich jedoch heraus, dass *„mehr als fünfzig Prozent, ja, mehr als fünfzig Prozent Frauen [waren]“*. Dieter Schulz betont, dass die *„Frauen nicht irgendwie Büroarbeit schlechthin gemacht haben, sondern richtig Sacharbeit bis hin die ganze Futterbilanzierung, Futterbewirtschaftung“*. Deutlich wird, dass

³⁶ Vgl. zum Umgang mit dem Volkswirtschaftsplan der DDR Pirker et al. 1990. Die Interviews, die von Pirker, Lepsius, Weinert und Hertle mit verschiedensten Wirtschaftsfunktionären unterschiedlicher Hierarchieebenen geführt worden sind, zeigen, dass allen Funktionären bewusst war, dass der Volkswirtschaftsplan der DDR in hohem Maße ein Fiktionsprodukt war und trotzdem als Ganzes nicht in Frage gestellt werden durfte. Der Plan fungierte als Befehl, den es ohne Widerspruch auszuführen galt.

die Frauen explizit seinem beruflichen Ideal entsprechen. Das heißt, Frauen sind aus dem beruflichen Ideal nicht ausgeschlossen, sondern werden eingeschlossen, solange sie wie die Männer „*Sacharbeit*“ leisten. Während die Frauen des Ratsbereiches von Dieter Schulz in das berufliche Ideal eingeschlossen werden, erfolgt die Abgrenzung gegenüber den Anderen durch weiblich konnotierte Zuschreibungen. Auf diese Art und Weise werden die anderen Männer abgewertet und feminisiert.

Die Konstruktion beruflicher Ideale dient also nicht vorrangig der Abgrenzung gegenüber Frauen, stattdessen werden durch den Bezug auf die Geschlechterdifferenz Gemeinsamkeiten und Differenzen unter Männern hergestellt.³⁷ Frauen sind solange eingeschlossen, wie sie die männlichen Normen und Werte mittragen und (re-)produzieren. Mittels dieses Abgrenzungsmodus werden also vor allem Hierarchien innerhalb der Genusgruppe Männer hergestellt.

Das jeweilige berufliche Ideal fungiert in der alltäglichen Praxis als „regulatorisches Ideal“ (Hark 1999, 70) für das Handeln des Mannes. Indem es im Handeln realisiert wird, wird Männlichkeit reproduziert. Derjenige Mann, der dem entsprechenden Ideal am nächsten kommt, hat innerhalb der Organisation das höchste Prestige und soziale Macht. Dass das berufliche Ideal ein Männlichkeitsideal ist, ist den befragten Männern in der Regel nicht bewusst, aus der Perspektive der Männer handelt es sich um ein allgemeines Ideal. Mit dieser „Desexuierung“ (Meuser 1998, 297) des eigenen Geschlechts wird jedoch die „Hypostasierung des Männlichen zum Allgemeinen“ (Meuser 2001, 8) fortgeschrieben, die für moderne Männlichkeit konstitutiv ist. Das zentrale Bestimmungsmerkmal moderner Männlichkeit ist ihre Unsichtbarkeit, was – dies sei an dieser Stelle angemerkt – es auch so schwierig macht, sie zu analysieren.

Die Perspektive, dass in ganz konkreten sozialen Praxen ein sehr spezifisches Männlichkeitsideal konstruiert wird, welches nur in diesem Kontext hegemonial ist, legen auch andere einschlägige Untersuchungen nahe. Verwiesen sei auf Cynthia Cockburns Untersuchung in einer Druckerei (Cockburn 1991), Frank Barretts in der Marine der US-Army (Barrett 1999), Stephan Höyngs und Ralf Pucherts in Berliner Verwaltungen (Höyng/ Puchert 1998) oder Stefanie Englers über das Selbstverständnis von Professoren (Engler 2000). Diese Männlichkeitskonstruktionen sind immer zugleich mit anderen

³⁷ In den Debatten zum Zusammenhang von Profession und Geschlecht wird immer wieder darauf verwiesen, dass Männer stärker als Frauen im beruflichen Alltagshandeln die Geschlechterdifferenz herstellen und sich von Kolleginnen abgrenzen (vgl. die folgenden Sammelbände Wetterer 1992; Wetterer 1995 und Nickel et al. 1999), meine Untersuchung zeigt hingegen, dass vor allem Differenzen unter Männern konstruiert werden.

sozialen Kategorien verknüpft wie Klassen bzw. Milieu, Generation, Nationalität/Ethnizität.

Ich gehe nun davon aus, dass der Entwurf eines spezifischen Männlichkeitsideals als ein *generatives Prinzip* der Konstruktion von Männlichkeit zu verstehen ist. Durch die Konstruktion eines spezifischen Ideals wird eine Gemeinschaft hergestellt, die sich nach „Außen“ abgrenzt und im „Inneren“ hierarchisch strukturiert ist. Michael Meuser benennt diesen Aspekt als „kompetitive Struktur“ (Meuser 2001, 9) von Männlichkeit.

Die jeweilige hegemoniale Männlichkeit ist in der entsprechenden sozialen Organisation in bestimmten kulturellen Vorstellungen und Leitbildern objektiviert. Damit einhergeht, dass männliche Interessen und Perspektiven in der Organisation dominant sind. Ich sehe das Zusammenspiel der verschiedensten sozialen Praxen in den Bereichen Erwerbsarbeit, Politik, Militär, Freizeit etc., in denen je spezifische Männlichkeitsideale (re-)konstruiert werden, welche jeweils die dargestellten Funktionen haben, als Ursache dafür, dass die Überlegenheit und Dominanz von Männlichkeit in modernen Gesellschaften immer wieder hergestellt wird. Die verschiedenen kontextgebundenen Versionen hegemonialer Männlichkeit konkurrieren miteinander und stehen innerhalb einer Gesellschaft wiederum in einem hierarchischen Über- und Unterordnungsverhältnis, die insgesamt eine männliche Hegemonie in der Gesellschaft (re-)produzieren.

Den Begriff männliche Hegemonie habe ich im Anschluss an Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit und mit Bezügen zu Bourdieus Theorie der männlichen Herrschaft (Bourdieu 1997)³⁸ und Birgit Rommelspachers Konzept der Dominanzkultur (Rommelspacher 1995) entwickelt und schlage vor, zukünftig statt von „männlicher Herrschaft“ von „männlicher Hegemonie“ zu sprechen. Denn die gesellschaftliche Dominanz von Männern und Männlichkeit(en) und damit verbunden die soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern wird in spätmodernen Gesellschaften weniger durch direkte Herrschaft konstituiert, sondern mehr durch Hegemonie. Darunter ist eine geistige und moralische Vorherrschaft von männlichen Wert- und Ordnungssystemen, Verhaltenslogiken und Kommunikationsstile etc. zu verstehen. Die Aufrechterhaltung der Hegemonie erfolgt durch die Produktion einer hierarchischen Kultur der Zweigeschlechtlichkeit. Das, was in spätmodernen Gesellschaften als männlich gilt, ist in den verschiedenen sozialen Praxen sehr unterschiedlich und kann sich teilweise sogar wi-

³⁸ Eine Verknüpfung zwischen Bourdieu und Connell wurden ebenfalls von Michael Meuser (1998), Holger Brandes (2002) und Matthias Rudlof (2002) vorgelegt. Ihre jeweiligen theoretischen Ansätze basieren im Gegensatz zu meinem Konzept auf Bourdieus Habituskonzept.

dersprechen, dennoch gibt es einen gemeinsamen Kern: das Männliche gilt als Norm und gegenüber dem Weiblichen als überlegen.

Zentral ist, dass die männliche Hegemonie auf dem Einverständnis der Beherrschten mit diesen Vorstellungen beruht. Dieses Einverständnis wird gerade *nicht* durch Repression, Gebote, Verbote und physische Gewalt – also Herrschaft – geschaffen, sondern durch die Bündelung von Interessen und die Herstellung von Konsens erzeugt. Gleichzeitig wird Zustimmung auch „über die sozialen Strukturen und die internalisierten Normen vermittelt“ (Rommelspacher 1995, 27).

Die Reproduktion der männlichen Hegemonie vollzieht sich auch durch symbolische Gewalt, so der zentrale Begriff bei Bourdieu³⁹, mit dem er die soziale Wirkmächtigkeit der hierarchischen symbolischen Zweigeschlechtlichkeit erfasst. Bourdieu zeigt, dass in die kognitiven Strukturen der Individuen die Zweiteilung der sozialen Welt in männlich und weiblich sowie die Vorstellung von der männlichen Überlegenheit bereits eingeschrieben ist. Diese Sichtweise erscheint den Individuen als natürlich und selbstverständlich, „weil sie kognitive Strukturen auf [die soziale Welt] anwenden, die aus eben diesen Strukturen der Welt hervorgegangen sind“ (Bourdieu/ Wacquant 1996, 204).

Mit Bezug auf Bourdieu lässt sich auch das Phänomen, dass die befragten Männer meiner Untersuchung vorrangig über ihre Berufsarbeit erzählen und berufliche Identitäten konstruieren, als Ausdruck von symbolischer Gewalt lesen. Die befragten Männer sind also „Gefangene und auf versteckte Weise Opfer der herrschenden Vorstellungen“ (Bourdieu 1997, 187), dass männliche Identität eine berufliche Identität ist, was dazu führt, dass der Entwurf alternativer männlicher Identitätskonzepte nachhaltig blockiert ist. Dieser Aspekt ist umso wichtiger, wenn man bedenkt, dass Erwerbsarbeit in spätmodernen Gesellschaften ein immer knapper werdendes Gut wird und damit verbunden sich das (männliche) Normalarbeitsverhältnis zunehmend auflöst.

3. Resümee: Plädoyer für eine weitere Arbeit am Konzept

Das Innovative zugleich aber auch Problematische an Connells Begriff der hegemonialen Männlichkeit ist, dass er sehr verschiedenes umfasst: Hinter dem Begriff hegemoniale Männlichkeit steckt einerseits der Versuch, die Funktionsweise männlicher Herrschaft analytisch zu erfassen. Andererseits dient der Begriff zur Untersuchung konkreter kulturell hegemonialer Muster von Männlichkeit bzw. gruppenbezogener männlicher

³⁹ Zum Begriff der symbolischen Gewalt vgl. neben Bourdieu 1997 auch Bourdieu/ Wacquant 1996 und Kraus 1993.

Sozialcharaktere. Diese verschiedenen Ebenen gilt es in der weiteren Arbeit an Connells Konzept genauer und vor allem auch begrifflich zu differenzieren.

Meine Annahme, dass es sich bei hegemonialer Männlichkeit um einen hierarchischen *Konstruktionsmodus* von Männlichkeit handelt, bedeutet, das Unterfangen aufzugeben, den Gehalt oder die Substanz einer historisch konkreten globalen oder nationalen hegemonialen Männlichkeit zu suchen. Stattdessen ist von jeweils unterschiedlichen Versionen von Männlichkeit auszugehen, die in konkreten sozialen Praxen hegemonial sind. Zu untersuchen ist, ob und in welchem Wechselverhältnis sie zueinander stehen: Steht die ökonomische, kulturelle und/oder symbolische Mächtigkeit bestimmter Institutionen wie bspw. Staat, Wirtschaft, Militär, die wiederum genau historisch zu rekonstruieren ist, in einem Zusammenhang mit der Hierarchie unter (hegemonialen) Männlichkeiten? Wie (re-)produziert sich die männliche Hegemonie, aber auch welche Brüche und Transformationen zeigen sich im Geschlechterverhältnis?

Hinsichtlich der drei von Connell beschriebenen Strukturen des Geschlechterverhältnisses gilt es die Machtdimension, die von ihm bisher nicht systematisch herausgearbeitet wurde (Meuser 1998), analytisch genauer zu erfassen. In dieser Hinsicht sehe ich eine weitere Differenzierung des Hegemoniekonzeptes als fruchtbar an. Als ein weiteres Arbeitsfeld stellt die Verknüpfung von Connells und Bourdieus Ansatz dar. Legt Connell in seinen Arbeiten sein Augenmerk auf den Wandel von Männlichkeit(en), so richtet sich Bourdieus Blick auf die permanente (Re-)Produktion von männlicher Macht. Eine Verbindung beider Ansätze verspricht sowohl die Prozesse der (Re-)Produktion als auch der Transformationen von Männlichkeit(en) und männlicher Hegemonie analysieren zu können.

2. Männliche Herrschaft. Review Essay

Bourdieu, Pierre (2005): Männliche Herrschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, 211 Seiten.

Budde, Jürgen (2005): Männlichkeit und gymnasialer Alltag. Doing Gender im heutigen Bildungssystem. Bielefeld: Trascript Verlag, 266 Seiten.

Connell, Robert W. (2006) [3. Auflage]: Der gemachte Mann. Männlichkeitskonstruktionen und Krise der Männlichkeit. Wiesbaden: VS Verlag, 304 Seiten.

Dinges, Martin (Hrsg.) (2005): Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag, 232 Seiten.

Steinrücke, Margareta (2004) (Hrsg.): Pierre Bourdieu. Politisches Forschen, Denken und Eingreifen. Hamburg: VSA Verlag, 166 Seiten.

Im vergangenen Jahr ist beim Suhrkamp Verlag nach langer Ankündigung Pierre Bourdieus Analyse männlicher Herrschaft als kleines, ansprechend in roten Leinen gebundenes Buch publiziert worden. Diese Analyse spielt zumindest in einem Strang der Soziologie, der Geschlechtersoziologie, seit längerer Zeit eine wichtige Rolle. Denn bereits acht Jahre zuvor erschien der im Französischen schon 1990 in der Zeitschrift *Actes de la recherche en sciences sociales* veröffentlichte Aufsatz „Männliche Herrschaft“ in einem Sammelband der Edition Gender Studies des Verlages, herausgegeben von Irene Dölling und Beate Kraus (1997). Zwar hatte Pierre Bourdieu als einer der wenigen „großen“ Soziologen von Anfang an einen Blick für die Geschlechterdifferenz, systematisch analysiert hat er sie aber erst spät. Bei dem nun veröffentlichten Buch handelt es sich um eine erweiterte Fassung des damaligen Aufsatzes, in dem Bourdieu zugleich die kontroversen Kritiken zu berücksichtigen sucht. Im Französischen ist dieses Buch bereits 1998 erschienen und löste eine breite Debatte aus, die englische Übersetzung folgte rasch. Das späte Erscheinen der deutschsprachigen Fassung wird hier nun zum Anlass genommen Bourdieus zentrale Thesen darzulegen und die Bedeutung seiner „Theorie männlicher Herrschaft“ in der Männlichkeitsforschung, einem jungen Zweig der Geschlechtersoziologie, anhand aktueller Publikationen nachzuzeichnen. Abschließend diskutiere ich mit Rekurs auf einen neuen Sammelband über Bourdieu den Erkenntnis-

wert seiner Theorie männlicher Herrschaft für moderne Herrschaftsphänomene insgesamt.

1. Die sanfte Gewalt der männlichen Herrschaft

Ausgangspunkt von Bourdieus Untersuchung ist das „Paradox der doxa“ (Bourdieu 2005: 7), also die Tatsache, dass sich „die bestehende Ordnung mit ihren Herrschaftsverhältnissen, ihren Rechten und Bevorzugungen, ihren Privilegien und Ungerechtigkeiten, von einigen historischen Zufällen abgesehen, letzten Endes mit solcher Mühelosigkeit erhält und dass die unerträglichsten Lebensbedingungen so häufig als akzeptabel und sogar als natürlich erscheinen können“ (ebd.: 7). Die männliche Herrschaft ist für ihn „das Beispiel schlechthin für diese paradoxe Unterwerfung“, sie gilt ihm als ein Effekt der „symbolischen Gewalt“ und damit als eine „sanfte, für ihre Opfer unmerkliche, unsichtbare Gewalt“ (ebd.: 8).

Bourdieus zentrales Anliegen ist es, „die Prozesse zu enthüllen, die für die Verwandlung der Geschichte in Natur, des kulturell Willkürlichen in Natürliches verantwortlich sind“ (ebd.: 8). Dafür nimmt er den „Standpunkt des Anthropologen“ (ebd.) ein und will über den Umweg über eine fremde Tradition, einem Bergvolk in Algerien, „das Verhältnis trügerischer Vertrautheit auf [...]brechen, das uns mit unseren eigenen Traditionen verbindet“ (ebd.: 11). Denn Bourdieu geht davon aus, dass die Strukturen der männlichen Herrschaft auch in modernen Gesellschaften permanent (re-)produziert werden, auch wenn sie sich nicht mehr mit der Evidenz des Selbstverständlichen durchsetzen können, wie dies in der kabyllischen Gesellschaft der Fall ist. In dieser Gesellschaft funktioniert die symbolische Ordnung „wie eine gigantische symbolische Maschine zur Ratifizierung der männlichen Herrschaft, auf der sie gründet“ (ebd.: 21). Er will die Invarianten, „die trotz aller erkennbaren Veränderungen der Situation der Frauen an den Herrschaftsverhältnissen der Geschlechter zu beobachten sind [...] zum vorrangigen Gegenstand machen“ (ebd.: 12) und damit zugleich Veränderungen im Kräfteverhältnis der Geschlechter initiieren.

Das Buch gliedert sich in drei Abschnitte: Im ersten und umfangreichsten Kapitel „Ein vergrößertes Bild“ zeichnet Bourdieu die Mechanismen der männlichen Herrschaft in der kabyllischen Gesellschaft nach. Im zweiten Kapitel „Die Anamnese der verborgenen Konstanten“ schlägt er den Bogen zwischen der traditionellen und den westlichen modernen Gesellschaften, indem er die Fortexistenz der männlichen Herrschaft anhand eines Romans von Virginia Woolf „To the Lighthouse“ aufzeigt. Dieser Rekurs auf ein

literarisches Werk bei der Beschreibung moderner Gesellschaften wurde verstärkt be-
anstandet und dieser Kritik ist wohl das dritte Kapitel „Konstanz und Wandel“ geschul-
det, wo Bourdieu nun mit einer Fülle von Daten aus feministischen Untersuchungen die
Fortexistenz der männlichen Herrschaft belegt. Im Wesentlichen bleibt Bourdieu aber
seiner im ersten Aufsatz niedergelegten Auffassung treu.

Im Folgenden will ich nun nicht den Inhalt der drei Kapitel einzeln beschreiben, son-
dern Bourdieus zentrale Thesen zur Funktionsweise der männlichen Herrschaft als ei-
ner symbolischen und somatisierten Herrschaft darlegen. Männliche Herrschaft (re-
)produziert sich durch zwei Mechanismen: Sie wird in der sozialen Welt „objektiviert“
und im Habitus der Individuen „inkorperiert“. Die Objektivierung resultiert aus dem
universellen Prinzip des Sehens und Einteilens, dem Visions- und Divisionsprinzip. Alle
Gegenstände und Praktiken werden in der kabyllischen Gesellschaft anhand des
Grundsatzpaares männlich – weiblich klassifiziert und dabei gilt das als männlich klassi-
fizierte immer als überlegen. Bourdieu argumentiert, dass die Einteilung von Dingen
und Tätigkeiten nach dem Gegensatzpaar männlich und weiblich für sich genommen
„willkürlich“ ist. Sie wird jedoch zur objektiv und subjektiv notwendigen Einteilung der
Welt durch ihre Einreihung in „ein System homologer Gegensätze: hoch/tief, o-
ben/unten, vorne/hinten, links/rechts, gerade/krumm [...]“ (ebd.: 18). Und diese auf
alle Dinge anwendbaren Denkschemata scheinen stets nur die in der „Natur der Dinge“
liegenden Unterschiede zu registrieren. Dabei handelt es sich allerdings um eine „voll-
ständige Verkehrung von Ursache und Wirkung“ (ebd.: 19): Denn die Einteilung in zwei
Geschlechter ist eine gesellschaftliche Konstruktion, da sie sich jedoch auf ein körperli-
ches, sprich „natürliches“ Merkmal, den anatomischen Unterschied zwischen den Ge-
schlechtsorganen bezieht, gilt sie als natürlich und legitimiert insbesondere die gesell-
schaftliche Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen.

Diese Einteilung der sozialen Welt wird nun durch eine permanente Formierungs- und
Bildungsarbeit in die Wahrnehmungs- und Deutungsschemata der Individuen einge-
schrieben, sie wird habitualisiert. Bourdieu zeigt die dazu notwendige „ungeheure kol-
lektive Sozialisationsarbeit“ (ebd.: 45) anhand der Einsetzungsriten der kabyllischen
Gesellschaft auf. Die soziale Welt konstruiert den Körper als eine vergeschlechtlichte
Wirklichkeit und zugleich als Aufbewahrer von vergeschlechtlichenden Wahrnehmungs-
und Bewertungskategorien. Ihre Wirkmächtigkeit erlangt die männliche Herrschaft,
weil diese Kategorien auf den Körper selbst angewendet werden. Und so lassen sich
zwischen den Geschlechtern zwei entgegen gesetzte komplementäre Klassen von Kör-

perhaltungen, Gangarten, Weisen des Auftretens, Gesten etc. unterscheiden, die Bourdieu als „körperliche Hexis“ (ebd.: 57) bezeichnet.

Männliche Herrschaft muss nicht mit Gewalt und Zwang durchgesetzt werden, sie beruht auf der Zustimmung der Beherrschten, die jedoch „nicht auf der freiwilligen Entscheidung eines aufgeklärten Bewußtseins beruht, sondern auf der unmittelbaren und vorreflexiven Unterwerfung der sozialisierten Körper“ (1997: 165). Durch die gesellschaftliche Produktion eines vergeschlechtlichen und vergeschlechtlichten Habitus erfolgt eine Somatisierung der Herrschaftsverhältnisse, welche die Basis für männliche Herrschaft ist, die sich vor allem durch symbolische Gewalt realisiert. Diese symbolische Gewalt nun kann nicht mit „Waffen des Bewusstseins und des Willens allein besiegt werden“ (2005: 73). Für Bourdieu ist deshalb eine Aufkündigung der männlichen Herrschaft „allein von einer radikalen Umgestaltung der gesellschaftlichen Produktionsbedingungen jener Dispositionen [zu] erwarten, die die Beherrschten dazu bringen, den Herrschenden und sich selbst gegenüber den Standpunkt der Herrschenden einzunehmen“ (ebd.: 77).

Aber nicht nur die Beherrschten sind von der männlichen Herrschaft beherrscht, sondern auch die Herrscher. Ausführlich zeigt Bourdieu mit Rekurs auf den bereits erwähnten Roman von Virginia Woolf, wie Männer zu Gefangenen und Opfern ihrer Vorstellungen von Männlichkeit werden. Denn jeder Mann muss sich der „illutio“ (ebd.: 132) – der Idee vom Mann – stellen und sie in seinem Handeln verwirklichen. Mann zu sein, bedeutet „ein Wesen [zu sein], dessen Sein ein Sein-Sollen impliziert, das im Modus dessen, was sich fraglos von selbst versteht, auferlegt ist“ (1997: 188). Dazu gehört die Beteiligung an und Investition in die für die menschliche Existenz als ernst angesehenen „Spiele“ wie Krieg und Politik, also die Spiele, „deren Einsatz irgendeine Form von Herrschaft ist“ (2005: 133). Als „Basis-illutio“ bezeichnet Bourdieu den Glaube der Männer an diese Spiele, die Überzeugung, dass die Spiele es verdienen, nach allen Regeln der Kunst bis zum Ende gespielt zu werden. Diese Spiele sind agonisch strukturiert, sie werden bestimmt von der „libido dominandi“, also dem Wunsch, andere Männer zu dominieren, und sie beruhen auf dem „Isometrieprinzip“, dem Prinzip der gleichen Ehre.

Anhand der Figur des Mr. Ramsay, der dabei ertappt wird, wie er lauthals den „Angriff der Leichten Reiterbrigade“ schmettert, zeigt Bourdieu die Lächerlichkeit und Kindlichkeit der männlichen Spiele auf. Dies wird jedoch nicht von den Männern selbst durchschaut, in dieser Hinsicht sind sie Opfer und Gefangene der männlichen Herrschaft, ihrer „kindlichen Idee vom Manne“ (ebd.: 123). Mrs. Ramsays „Scharfblick“ (ebd.: 136)

erkennt hingegen sogleich die Peinlichkeit der Unternehmung ihres Ehegatten. Denn die Frauen haben das „*gänzlich negative Privileg*“ (ebd.: 134) aus den Spielen ausgeschlossen zu sein, was ihnen ermöglicht, die Spiele zu durchschauen. Zugleich sind sie dazu verurteilt als emotionale Stütze der Männer und damit in außenstehender und untergeordneter Position daran teilzunehmen. Sie fungieren, so formuliert Bourdieu im Anschluss an einen Ausdruck von Virginia Woolf, als „schmeichelnde Spiegel“ (1997: 203), welche dem Mann ein vergrößertes Bild seines Selbst zurückwerfen, dem er sich angleichen soll und will.

Gerade auf Grund der scharfen Analyse der intimen Beziehungen zwischen den Geschlechtern verwundert es doch sehr, dass Bourdieu zum Abschluss seiner Herrschaftsanalyse ein „Postskriptum über die Herrschaft und die Liebe“ (2005: 186 ff.) folgen lässt, indem er die „reine Liebe“ als Ort frei von männlicher Herrschaft postuliert. Auf der Basis „reiner Liebe“ ist für ihn eine Beziehung frei vom egoistischen Kalkül und jeglicher Instrumentalisierung, in vollkommener Reziprozität und gegenseitiger Anerkennung möglich. Es kommt zu einem „wunderbaren Waffenstillstand“ zwischen den Geschlechtern, indem die Herrschaft und männliche Gewalt aufgehoben ist. Da ich es selbst nicht besser ausdrücken kann, sei an dieser Stelle eine Rezension von Ulla Bock zitiert: „Man wird den Verdacht nicht los, dass diese persönlichen Gedanken, aus einem Augenblick der ‚Verzauberung‘ geboren, seinen eigenen theoretischen Einsichten kaum länger standhalten können als eben diesen einen Augenblick“ (Bock 2005).

Ingesamt gibt Bourdieus Analyse einen aufschlussreichen Einblick in die Art und Weise, wie männliche Herrschaft als eine symbolische und somatisierte Herrschaft (re-)produziert wird. Er wendet für die Analyse der männlichen Herrschaft kein neu entwickeltes Analyseinstrument an, sondern setzt seine Schlüsselkonzepte ein, die er in früheren Untersuchungen entfaltet hat: Geschlecht wird unter dem Blickwinkel des Habitus, der Produktion symbolischer Güter und der Funktionsweise symbolischer Gewalt neu gelesen. Und wiederum ist für Bourdieu die Frage nach der Reproduktion zentral. Mit der Anwendung seines Analyseinstrumentariums und seiner spezifischen Perspektive sind jedoch bestimmte Engführungen verbunden. Sehr pointiert hat dies Michelle Perrot formuliert: Seine Analysemethode funktioniert wie eine „Maschine mit Gebrauchsanleitung ..., bei der man sich fragt, ob sie nicht auf eine unausweichliche Erklärung hin programmiert worden ist“ (Perrot 2002: 286).⁴⁰ Denn auch wenn Bour-

⁴⁰ Anlässlich der anstehenden Fußball WM will ich dies anhand einer Analyse von Gunter Gebauer (2004) aufzeigen, die zur Fußball EM 2004 veröffentlicht wurde. Mit Bezug auf Bourdieus Theorie männlicher Herrschaft konnte Gebauer an der in den Medien gepriesenen neuen Leidenschaft der Frauen am Fußball nichts Neues entdecken, sie wiederholt für ihn lediglich die

dieu sich im 3. Kapitel seinen Kritikerinnen⁴¹ in Bezug auf seine verkürzte Sicht auf moderne Geschlechterverhältnisse stellt, so sieht er doch immer wieder nur die Konstanzen, dies freilich in einer Schärfe, die beunruhigend ist. Bourdieus große analytische Stärke liegt in der Herausarbeitung dieser Konstanzen, das macht die Studie lesenswert. Dabei geht ihm jedoch der Blick für den Gestaltwandel und die Ambivalenzen im Geschlechterverhältnis verloren.

Den Blick auf Veränderungen hingegen fokussiert der australische Soziologe und Männlichkeitsforscher Robert W. Connell, dessen bereits 1995 erschienenen Buch „Masculinities“, welches 1999 erstmals auf Deutsch unter dem Titel „Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit“ publiziert und nun gerade vom VS Verlag neu aufgelegt wurde. Mit dem Konzept der „Hegemonialen Männlichkeit“ hat er die Leitkategorie der Männlichkeitsforschung kreiert. Grund genug, dieses Buch im Rahmen dieses Essay genauer zu besprechen.

2. Hegemoniale Männlichkeit

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit, welches Connell gemeinsam mit Carrigan und Lee in den 1980ern Jahren entwickelte, versteht sich als Teil einer umfassend konzipierten „Soziologie der Männlichkeit“ (Carrigan et. al. 1996) und einer Theorie der Geschlechterverhältnisse (Connell 1986). 1987 erschien Connells Hauptwerk „Gender and Power“, das bisher nicht ins Deutsche übersetzt wurde. Das Buch „Der gemachte Mann“ ist im Grunde nur eine Zusammenstellung verschiedener Aufsätze, die im Anschluss an „Gender and Power“ publiziert wurden. Es gliedert sich in drei Teile: einen

altbekannte Geschlechterordnung: Von den männlichen Zuschauer ist „jeder ein potenzieller Spieler“, für sie bedeutet die Repräsentation der deutschen Elf „ein stellvertretendes Handeln an der Stelle jener Millionen von imaginierten Spielern“. Die Frauen hingegen spielen *nicht* im Kopf mit, für sie ist „die Beziehung zu den Nationalspielern [...] die von Betrachterinnen“ und nicht wie die der Männer von Mitspielern. Sie sind in dieses „männliche Spiel“ emotional eingebunden: Sie stehen auf der Seite der Männer, sie wollen dass „ihre Jungs“ siegen, halten aber auch – ganz wie Mrs Ramsey in „Die Fahrt zum Leuchtturm“ – zu ihnen, wenn sie verlieren und sich lächerlich machen. Nach Gebauer ist die EM zugleich ein „Spiel um Frauen“, welches eine „mythische Dimension“ hat, denn das Fußballtor symbolisiert nichts anderes als das kabyliche Haus. Es geht um das immer Gleiche: Der Mann muss das Haus und die Frauen beschützen und seine und ihre Ehre bewahren, dafür lieben ihn die Frauen. Nicht dass diese Analyse keine interessanten Erklärungen bietet, worum es mir geht ist, dass in dieser Logik ein Interesse von Frauen an der Spieltechnik, ein imaginäres Mitspielen schlicht nicht möglich ist. Empirische Analysen über die weibliche Fans (vgl. u.a. Sülzle 2005) belegen jedoch, dass Frauen sich sehr gut mit Spieltechniken auskennen und ein großes Interesse daran haben.

⁴¹ Wie ein roter Faden zieht sich Bourdieus Kritik an der feministischen Forschung durch das Buch, die sich seiner Meinung nach zu sehr auf den häuslichen Bereich bezieht und deshalb zentrale Mechanismen des Herrschaftsverhältnisses verfehlt. Diese Kritik beruht auf einer recht selektiven Auswahl feministischer Literatur und ist bereits vielfach beanstandet worden (vgl. bspw. Perrot/Sintomer/Krais/Bourdieu 2002).

theoretischen, einen empirischen und einen historisch-politischen. Wiederum werde ich vorrangig die zentralen Thesen des Konzeptes darlegen.

Männlichkeit konstituiert sich für Connell durch eine doppelte Relation: in Bezug auf Weiblichkeit und auf andere Männlichkeiten. Die Relation von Männlichkeit zu Weiblichkeit ist durch Dominanz und Überordnung bestimmt, die zu anderen Männlichkeiten durch ein hierarchisch strukturiertes Über- und Unterordnungsverhältnis. Die Annahme, dass es in einer Gesellschaft unterschiedliche Männlichkeiten gibt, die hierarchisch geordnet sind, machte und macht die Attraktivität des Ansatzes aus. Denn systematisch können nun Machtbeziehungen unter Männern ins Auge gefasst werden, was mit dem Patriarchatskonzept nicht hinreichend möglich war. Connells zentrale Annahme ist, dass jede Gesellschaft ein hegemoniales Männlichkeitsmuster ausbildet, dem Weiblichkeit und alle anderen Formen von Männlichkeit untergeordnet sind. Dabei ist hegemoniale Männlichkeit eine „historisch bewegliche Relation“ (Connell 2006: 102), die in sozialen Kämpfen konstituiert wird und sich transformieren kann.

Bei der Formulierung seines Konzeptes greift Connell auf den Hegemoniebegriff von Antonio Gramscis Kapitalismuskritik zurück und geht dementsprechend davon aus, dass hegemoniale Männlichkeit nicht vorrangig durch gewaltförmige Herrschaft, sondern in sozialen Kämpfen (re-)produziert wird. Grundlegend für ihre Konstruktion ist die Akzeptanz und das Einverständnis der meisten Männer mit dieser Männlichkeit, welches darin begründet ist, dass sie im Großen und Ganzen von der Unterdrückung und Abwertung von Weiblichkeit profitieren. Diesen Aspekt fasst Connell mit dem Begriff „patriarchale Dividende“ (ebd.: 100), worunter Vermögens-, Macht- und emotionale Vorteile zu verstehen sind, die Männer aus ihrer gemeinsam gehaltenen Position als Männer beziehen.

Connell geht nun davon aus, dass nur eine kleine Anzahl von Männern das hegemoniale Männlichkeitsmodell in der Praxis vollständig verwirklicht, es wirkt innerhalb einer Gesellschaft vor allem als verbindliches Orientierungsmuster zu dem sich Männer (zustimmend oder abgrenzend) in Bezug setzen müssen. Ergänzend zur hegemonialen Form existieren für ihn komplizenhafte, untergeordnete und marginalisierte Männlichkeiten. Er argumentiert, dass es sich jedoch nicht um in sich konsistente Formen handelt, sondern eher um „Typen von Relationen – Hegemonie, Dominanz/Unterordnung und Komplizenschaft einerseits, Marginalisierung und Ermächtigung andererseits“ (ebd.: 102). Gerade dieser in sich nicht stimmige Aspekt, ob es sich um Formen oder Relationen handelt, hat in der Rezeption viel Verwirrung gestiftet. Weitere Schwierigkeiten resultieren daraus, dass Connell seinen zentralen Begriff undifferenziert und

multiple verwendet. Hinter dem Begriff hegemoniale Männlichkeit steckt einerseits der Versuch, die Funktionsweise männlicher Herrschaft analytisch zu erfassen. Andererseits dient der Begriff zur Untersuchung konkreter kulturell hegemonialer Muster von Männlichkeit bzw. gruppenbezogener männlicher Sozialcharaktere.

Offen geblieben ist bisher, was Connell „inhaltlich“ unter hegemonialer Männlichkeit versteht. Dies kommt nicht von ungefähr, denn die inhaltliche Bestimmung ist unterdeterminiert, dies betrifft sowohl die Darstellungen zur australischen Gegenwarts-gesellschaft im zweiten Teil des Buches als auch die historischen Analysen im dritten Teil. Auf der einen Seite bieten seine vier empirischen Untersuchungen über junge Arbeiter am Rande des Arbeitsmarktes, schwule Männer, Männer aus der Umweltbewegung, Mittelschichtmänner mit technischen Berufen einen wichtigen Einblick in aktuelle Wandlungsprozesse im Geschlechterverhältnis. Dabei grenzt sich Connell von der immer wieder beschworenen „Krise der Männlichkeit“ ab, hier legt der deutsche Titel „Männlichkeitskonstruktionen und Krise der Männlichkeit“ eine falsche Fährte, sondern geht von einer „Krisentendenz der modernen Geschlechterordnung“ (ebd.: 105) aus. Anschaulich zeigt er, wie in den jeweiligen untersuchten Gruppen von Männern, deren Konstruktionen von Männlichkeit durch gesellschaftliche Veränderungen, insbesondere die Frauenbewegung, aber auch den Wandel des Arbeitsmarktes unter Druck geraten und wie die Männer darauf jeweils reagieren. Aufschluss darüber, was jedoch genau unter hegemonialer Männlichkeit zu verstehen ist, geben die Analysen nur bedingt.

Im Gegensatz zu Bourdieu, der von einer weitgehenden Invarianz männlicher Herrschaft ausgeht, zeigt Connell im dritten Teil des Buches, dass Männlichkeit erst im 18. Jahrhundert eine kulturelle Form in der Gesellschaft wird. Dies hängt für ihn zum einen mit der Entstehung von Nationalstaaten und der damit verbundenen Institutionalisierung männlicher Macht zusammen, zum anderen damit dass Familie und Heterosexualität sich als Lebensformen zunehmend durchsetzten. Zugleich gewann die persönliche Identität als Frau oder Mann gegenüber der bisherigen Verortung im Gefüge sozialer Beziehungen an Bedeutung. Connell zeichnet nun recht grobkörnig nach, wie langsam ab 1450 eine erste hegemoniale Männlichkeit entstand, die durch Ehre und Gewalt gekennzeichnet war (zur Kritik s.u.). Diese Form wurde von Männern des niedrigen Adels praktiziert, der die politisch vorherrschende Klasse in den meisten Teilen Nordeuropas bildete. Diese Männlichkeitsform wurde laut Connell in den letzten 200 Jahren abgelöst und aufgesplittert in einen Typus, der um Dominanz und einen der um technisches Expertentum organisiert ist. Beide Formen konkurrieren miteinander und müssen sich seit den 1970er Jahren mit den Herausforderungen des Feminismus und der

Schwulenbewegung auseinandersetzen. Dabei kam es seit den 1980er Jahren zu einer erneuten Bekräftigung der dominanz-basierten Männlichkeit.

Connells historische Darstellung ist stets politisch motiviert und nicht umsonst ist der dritte Teil als historisch-politischer überschrieben. Seine zentrale Frage ist, wie soziale Gerechtigkeit im Geschlechterverhältnis zu erreichen, wie männliche Macht zu überwinden ist. Er untersucht die verschiedenen Formen von Männer- bzw. Männlichkeitspolitik und weist der Schwulenbewegung eine zentrale Bedeutung für den Wandel im Geschlechterverhältnis zu, weil „homosexuelle Männlichkeit“ für ihn „die wichtigste Alternative zur hegemonialen Männlichkeit in der jüngsten Geschichte der westlichen Zivilisation“ (ebd.: 238) ist.

Sehr pointiert könnte man also Robert Connell als Theoretiker des Wandels und Pierre Bourdieu als Theoretiker der Konstanz bezeichnen. Dabei sind sich beide Konzepte in vielen Aspekten sehr ähnlich: Beide Autoren gehen von der sozialen Praxis aus und vertreten einen praxeologischen Ansatz. Männliche Herrschaft bzw. Hegemonie konstituiert sich weniger durch physische Gewalt, sondern wird vor allem durch das Einverständnis der sozialen Akteure (re-)produziert. Dieses Einverständnis ist jedoch bei Bourdieu unfreiwillig und ein Resultat der somatisierten Herrschaftsbeziehungen; für Connell ist es hingegen Ergebnis eines Konsenses unter Männern, der in den sozialen Kämpfen hergestellt wird. Auf Grund seines Subjektbegriffes, der sich vor allem an Sartre orientiert und von einer freiheitsbasierten Verantwortung des Subjektes für seine Lebensentscheidungen ausgeht (vgl. Connell 1987) „verkennt“⁴² er seinerseits die symbolische Gewalt männlicher Herrschaft. Mit Rekurs auf Bourdieu wird deutlich, dass es den Männer eben nicht freisteht, die Unterdrückung von Frauen einfach sein zu lassen.

Will man „Konstanz und Wandel“ im Geschlechterverhältnis angemessen erforschen, liegt es nach dem Dargelegten alles in allem nahe, beide Konzepte aufeinander zu beziehen, auch wenn Connell persönlich das Bourdieusche Werk ablehnt, eben weil es seiner Ansicht nach zu sehr auf die Reproduktion der sozialen Strukturen rekurriert. Bourdieu hingegen äußert sich dazu nicht, er scheint Connells Werk schlicht nicht wahrgenommen zu haben.⁴³ In der deutschsprachigen Männlichkeitsforschung wird eine Verknüpfung beider Ansätze seit einigen Jahren mit unterschiedlichen Schwerpunkten und Gewichtungen geleistet, wobei zu konstatieren ist, dass dies unter dem Leitbegriff

⁴² Verknüpfung hier verstanden im Sinne von Bourdieu (vgl. Bourdieu/Wacquant 1996: 204).

⁴³ Bourdieu kritisiert an einer Stelle des ersten Aufsatzes die Men's Studies nur sehr kurz und allgemein (vgl. Bourdieu 1997: 214).

„hegemoniale Männlichkeit“ geschieht.⁴⁴ Ein Beispiel stellt die im vorherigen Jahr von Jürgen Budde publizierte Studie über männliche Gymnasiasten dar. Sie gibt zugleich Aufschluss über Veränderungen im Geschlechterverhältnis in der Institution Schule, die sowohl Bourdieu (2005: 155 ff.) als auch Connell (2006: 261) für eine zentrale Institution in Bezug auf den Wandel halten.

3. Männlichkeit im gymnasialen Alltag

Obwohl die Ausrichtung des Bildungssystems auf Jungen und die Vernachlässigung der Mädchen ein Allgemeinplatz in der Pädagogik ist, so Jürgen Budde, gibt es ein Defizit an empirischen Untersuchungen „der alltäglichen sozialen Praxis von Jungen, sowie in der Verknüpfung von Männlichkeit und Schule“ (Budde 2005: 8). Anhand der Auswertung einer nicht vom Autor durchgeführten dreijährigen ethnographischen Studie an einem Gymnasium soll dieses Defizit behoben werden, gleichzeitig will Budde untersuchen, inwieweit sich Transformationsprozesse von Männlichkeit hin zu einer „Enthierarchisierung“ (ebd.: 54) in der Schule finden lassen und Anregungen für die pädagogische Praxis in Richtung einer geschlechtergerechten Schule geben.

Theoretisch knüpft Budde vor allem an die Männlichkeitskonzepte von Bourdieu und Connell an und kreiert in Erweiterung den Begriff „System der hegemonialen Männlichkeiten“ (ebd.: 60). Damit versucht er die für ihn zentralen Dimensionen von Connells Konzept analytisch genauer zu fassen: hegemoniale Männlichkeit als Beschreibung einer übergeordneten Position und als generelles Strukturmerkmal von Männlichkeit. Mit dem Systembegriff will es deutlich machen, dass es sich um relationales Geflecht von einzelnen Männlichkeiten zueinander und zu Weiblichkeiten handelt, welches dem Machtmodell der Hegemonie folgt. Er kritisiert an Connell, das „weder hinreichend geklärt werden [kann], wie die Vermittlung zwischen dem System hegemonialer Männlichkeiten und den Individuen vonstatten geht, noch wie deren gesellschaftliche Situiertheit zustande kommt“ (ebd.: 30).

An dieser Stelle führt er Bourdieus Habitus- und Feldkonzept ein. Er begreift das Gymnasium als ein soziales Feld, das nach spezifischen Regeln funktioniert, einen eigenen, nämlich „gymnasialen Habitus“ generiert und eine von allen AkteurInnen gemeinsam geteilte spezielle Illusio, „die Anerkennung der Bedeutung schulischen Wissens und formaler Bildungsabschlüsse“ (ebd.: 41). Geschlechtlicher und gymnasialer Habitus

⁴⁴ Als ein erster und immer noch gültiger Versuch kann Michael Meusers (1998) Untersuchung über kollektive Deutungsmuster von Männlichkeit gelten. Zu weiteren Ansätzen siehe Scholz 2004a.

überschneiden sich. Hintergrund dieser Doppelperspektive, die eine Stärke der Studie ist, ist die Frage, ob Geschlecht in jeder Situation „omnipräsent“ (ebd.: 25) ist, oder ob es auch in den Hintergrund treten kann bzw. nicht aktualisiert wird.

Mit Bezug auf Bourdieus geht er davon aus, dass „Geschlecht insbesondere als symbolisches Kapital wirkt“ (ebd.: 47). Verwirrend ist, dass Budde Bourdieu eine zu starke ökonomische Fundierung seines Kapitalkonzeptes unterstellt, auch verwundert, dass laut Bourdieu „alles Handeln strategisch motiviert [sei], gemessen am Interesse der Kapitalvermehrung“ (ebd.: 40). Budde selbst vernachlässigt nun das ökonomische Kapital der Schüler vollständig mit dem Argument, dass sie noch nicht über ein „eigenständiges ökonomisches Kapital verfügen“ (ebd., 58). Des Weiteren geht er davon aus, dass auf Grund der Herkunft der Schüler aus „der Mittel- und Oberschicht“ eine „relative[n] Homogenität“ (ebd.: 57) in Bezug auf das ökonomische und kulturelle Kapital vorliegt. Diese Vernachlässigung des ökonomischen und kulturellen Kapitals führt jedoch zu Erklärungsdefiziten, wobei die Verknüpfung der Ansätze insgesamt schlüssig ist.

Das zentrale Analyseraster bilden die vier Connellschen Männlichkeiten, die hier als „Handlungsmuster“ begriffen werden. „Als hegemoniale Männlichkeit gelten hier jene Handlungsmuster, die ihre Absichten weitestgehend unangefochten realisieren können. [...] Unter Komplizenhafter Männlichkeit werden jene Handlungsmuster gefasst, die für die Durchsetzung ihrer Absichten auf Aushandlungsprozesse zurückgreifen. [...] Als untergeordnete Männlichkeit werden diejenigen Handlungsmuster bezeichnet, die an der Durchsetzung ihrer Absichten gehindert werden. [...] Als marginalisierte Männlichkeit gelten im folgenden jene Handlungsmuster von Männlichkeit, bei denen eine Form der Dramatisierung auftritt, die darauf abzielt, den symbolischen Rahmen hegemonialer Männlichkeit zu verlassen.“ (ebd.: 82ff.). „Männlich“ sind diese Handlungsmuster deshalb, weil Budde die Absicht als eine „männliche Absicht“ (ebd.: 81) versteht und „als generelle männliche Absicht wird im folgenden alles betrachtet, was die patriarchale Dividende sichert und erweitert“ (ebd.).

Im ersten der drei empirischen Kapitel zeigt Budde detailliert, wie die Binnenrelation unter den männlichen Gymnasiasten immer wieder (re-)produziert wird. Im Großen und Ganzen gelingt es den Schülern, die hegemoniale Männlichkeit verkörpern, mittels spezifischer Strategien (Entwertung, Suprematie und Souveränität) ihre Absichten immer wieder durchzusetzen, während diejenigen, die in der Klasse eine untergeordnete Position innehaben, ihr Ziel nicht erreichen können und immer wieder von Marginalisierungen im Sinne einer Verweiblichung bedroht sind. Obwohl diese Rekonstruktionen

schlüssig sind, stellen sich doch weitergehend zwei zentrale Fragen: Wie gelangten die Schüler zu ihrer hegemonialen bzw. untergeordneten Position? Fundieren möglicherweise doch die unterschiedliche Verfügbarkeit über ökonomisches und kulturelles Kapital der Herkunftsfamilien diese Positionierungen? Möglicherweise sind es andere Prozesse, die zu den Positionierungen führen, da die Studie aber vorab das symbolische Kapital zentral setzt, bleibt dieser Aspekt letztendlich offen. Auch frage ich mich, ob es hinreichend ist, Männlichkeit ausschließlich als Handlungsmuster, als soziale Praxis, zu begreifen. In Connells Konzept ist hegemoniale Männlichkeit immer auch als kulturelles Orientierungsmuster, als ein „Sein-Sollen“, konzipiert. Buddes Rekonstruktionen legen nahe, dass die Gymnasiasten recht klare Vorstellungen davon haben, was als „männlich“ gilt, bspw. Sportlichkeit, ein sehr kurzer Haarschnitt, eine bestimmte Art des Sprechens. Er klagt zu Recht ein, dass das, was als „männlich“ gilt, nicht vorab festgelegt werden kann, sondern empirisch rekonstruiert werden muss. Mit der Setzung der Absicht als „männlich“ und der Fokussierung auf die Durchsetzung der Absicht, tritt eine solche Rekonstruktion jedoch zu stark in den Hintergrund. Gibt es in dem untersuchten Feld ein Männlichkeitsideal, das in diesem und zunächst nur in diesem Feld hegemonial ist?

Im zweiten empirischen Kapitel fragt der Autor nach den Verschränkungen von gymnasialem und geschlechtlichem Habitus und zeigt, dass Männlichkeit nicht jederzeit omnipräsent ist, sondern auch als „ruhende Ressource“ (ebd.: 152) in den Hintergrund treten kann. Beispielweise in der Unterrichtspraxis dominiert die Erfüllung des Arbeitsauftrages, welcher in die institutionellen Anforderungskontexte eingelassen ist wie die Lernende-Lehrkraft-Relation, die Benotung und Leistungsanforderungen. Auch bei den Interaktionen Zettelschreiben und Abschreiben ist das Geschlecht nicht bedeutsam, es handelt sich um „doing student-Prozesse“ (ebd.: 156). Zugleich wird die männliche Hegemonie durch Gymnasiastinnen und auch die Lehrerinnen in Frage gestellt wird, sie kann sich eben nicht mehr im Modus des fraglos Gegebenen durchsetzen.

Abschließend geht Budde der Frage nach dem Wandel von Männlichkeit nach. Er argumentiert einerseits, dass sich das System hegemonialer Männlichkeiten kaum verändert hat, jedoch unter stärkerem Legitimationszwang steht. Andererseits kann er mit Rekurs auf Butlers Konzept der Performativität darstellen, wie die Jungen selbst hegemoniale Männlichkeitsinszenierungen „verwirren“ und „ironisieren“. Insgesamt kommt er zu dem Resultat, dass weniger eine Transformation von hegemonialer Männlichkeit stattfindet als das „der geschlechtliche Ausweisungs- und Inszenierungszwang im Kontext der Schule nicht omnipräsent ist, sondern von doing student-prozessen überlagert

wird. [...] In Zusammenhang mit dem gymnasialen Habitus findet also eine Entdramatisierung und Bagatellisierung von Männlichkeit statt“ (ebd.: 246). Buddes Resultat reiht sich damit in eine Reihe von geschlechtersoziologischen Untersuchungen ein, die darauf verweisen, dass Geschlecht in den Gegenwartsgesellschaften zunehmend an Bedeutung verliert und andere Kategorien sozialer Zugehörigkeit in den Vordergrund treten. Offen bleibt die spannende Frage, ob die Gymnasiasten in ihrem späteren Ausbildungs- und Berufsleben wieder stärker auf männliche Handlungsmuster rekurrieren und männliche Herrschaft (re-)konstruieren oder ob weiterhin andere Handlungsmuster wie eben das doing student im Vordergrund stehen. Wäre dem so, so käme dem Bildungssystem die von Bourdieu und Connell zugeschriebene Transformationskraft zu.

4. Historische Transformationen von (hegemonialen) Männlichkeiten

Ein weiteres im letzten Jahr erschienenenes Buch, der von dem Historiker Martin Dinges herausgegeben Sammelband „Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute“, setzt an der bisherigen Unschärfe hinsichtlich der historischen Transformation von hegemonialer Männlichkeit an. Das Buch leistet damit auch einen wichtigen Beitrag zu der von Bourdieu eingeforderte Aufgabe, „die männlichen Herrschaftsverhältnisse *mehr oder weniger vollständig der Geschichte zu entziehen*“ (Bourdieu 2005: 146), obwohl die „konkrete heuristische Verwertbarkeit von Connells Konzept im Vordergrund [steht]“ (Dinges 2005: 22). Der Sammelband ist Resultat der 3. Tagung des Arbeitskreises für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung⁴⁵ zum Thema „Hegemoniale Männlichkeiten“ und umfasst vor allem geschichtswissenschaftliche, aber auch Aufsätze aus Literaturwissenschaft, empirischer Kulturwissenschaft und Soziologie, die sich unterschiedlich umfassend auf Connells Konzept beziehen und teilweise interessante Modifizierungen diskutieren. Martin Dinges selbst bietet mit seinem in der Einleitung entwickelten „Entwurf eines dreistufigen Modells für Leitbilder von Männlichkeiten sowie die dadurch angeleiteten Praktiken“ (ebd.: 18) ein anregende Lektüeranleitung, der auf den ersten Blick thematisch unterschiedlichen Artikel.

Auch Dinges verweist zunächst auf die Unschärfe des Begriffs hegemoniale Männlichkeit. Die Schwierigkeiten in der Anwendung des Konzeptes sieht er in der doppelten Ausrichtung: Hegemoniale Männlichkeit fungiert zum einen als „kulturelle Orientierung“

⁴⁵ Der Arbeitskreis wurde 2000 gegründet und führt im eineinhalbjährigen Rhythmus Tagungen durch; weitere Informationen zu Mitgliedern und Tagungen finden sich unter: <http://www.ruendal.de/aim/gender/html>.

und damit „Zielvorgabe“; zum anderen wird darunter die „alltägliche Praxis“ bzw. „gelebte Realität“ ihrer (Re-)Konstruktion verstanden, denn Hegemonie ist nie auf Dauer gestellt, sondern muss immer wieder errungen werden. Dinges nimmt nun diese Doppelung in seinem heuristischen Modell bewusst auf, ihm geht es um die Verknüpfung beider Perspektiven.

Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist Connells Annahme, dass hegemoniale Männlichkeit erst seit ca. 1450 entstanden sein soll und die damit verbundene Frage, „welche Art oder welche Arten von Männlichkeit in früheren Jahrhunderten als Leitbilder gewirkt haben könnten“ (ebd.: 14). Dinges verweist auf die erheblichen Widersprüche in Connells Ausführungen, so gilt ihm einerseits die spezifische Gewalttätigkeit der Konquistadoren als konstitutiv für die Entstehung hegemonialer Männlichkeit, andererseits die stark an den Haushalt gebundene Männlichkeit des englischen Niedrigadels (s.o.). Und er zeigt die zentrale Bedeutung von Heterosexualität verbunden mit der Abgrenzung von „homosexuellen“ Verhalten in Connells Konzept auf, an die er anknüpft. Mit Rekurs auf verschiedene Analysen von HistorikerInnen unterscheidet Dinges: Erstens Modelle „dominanter Männlichkeit“, die weder zwingende Bezüge auf Heterosexualität enthalten, noch den Anspruch erheben, dass sie auf Männer aus allen Ständen und Schichten übertragbar sind, zweitens Modelle „frühmoderner hegemonialer Männlichkeiten“, die Heterosexualität für alle Lebensphasen normativ vorgeben und zumindest für Oberschichten, aber auch obere Mittelschichten generalisierbar sind und drittens Modell „moderner hegemonialer Männlichkeit (im Singular)“, die neben Heterosexualität die „wissenschaftliche“ Fundierung im spätaufklärerischen Zweigeschlechtermodell enthält sowie eine massive Popularisierung, vor allem auch in Institutionen wie Schule und Militär. Dinges argumentiert, dass es unbedingt notwendig ist, „anzugeben, was und warum man jeweils bestimmte inhaltliche Aspekte für konstitutiv hält“ (ebd.: 20). So könne der Gefahr entgangen werden, dass bisher vorliegenden Beschreibungen historischer hegemonialer Männlichkeit(en) oft sehr willkürlich zusammengestellt wirken. Kulturspezifische Unterschiede würden so besser sichtbar und die Andersartigkeit früherer Konstruktionen von Männlichkeit schärfer konturiert.

Entsprechend des Modells gliedert sich der Aufbau des Buches: Zunächst werden in zwei Aufsätzen „dominante Männlichkeiten“ des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit vorgestellt, dann folgen zwei Aufsätze über „frühmoderne hegemoniale Männlichkeiten“ und zwei zu „moderner hegemonialer Männlichkeit“. Vier weitere Aufsätze firmieren unter dem Titel „Marginalisierte Männlichkeiten?“ Der Begriff wird von Dinges nicht weiter ausgeführt und das Fragezeichen wirft zusätzliche Fragen auf, die aus

meiner Perspektive auf einen weiteren nicht geklärten Aspekt in Connells Konzept verweisen. Innerhalb des spezifischen Kontextes sind die in diesen Aufsätzen rekonstruierten Männlichkeiten etwa der jüdischen Verbindungsstudenten (Beitrag Miriam Rürup) oder der Fußballfans von „Kickers Offenbach“ (Beitrag Almut Sülzle) durchaus dominant, im Geflecht der gesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktionen jedoch marginalisiert. Handelt es sich nun um „dominante“ oder „marginalisierte“ Männlichkeiten? Wie ist das Verhältnis von Hegemonie, Dominanz, Maginalisierung und Unterordnung zu denken? Es bedarf also noch einiger Arbeit an Begriffen und Konzepten zur Präzisierung der Männlichkeitstheorie. Der vorliegende Sammelband leistet dabei einen anregenden theoretischen Beitrag, auch in den jeweiligen einzelnen Beiträgen auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, und bietet eine Fülle von empirischen Rekonstruktionen.

Diese wiederum legen den Schluss nahe, dass es nicht hinreichend ist, wie Bourdieu historisch davon auszugehen, dass männliche Herrschaft recht unveränderlich „seit Jahrtausenden in die Objektivität der sozialen Strukturen und in die Subjektivität der mentalen Strukturen eingeschrieben ist“ (Bourdieu 1997: 153). So zeigt etwa Marian Füssel (in Dinges 2005: 85ff.), der in seiner Untersuchung der Studentenkultur der Frühen Neuzeit neben Connell auch auf Bourdieus Habituskonzept zurückgreift, dass mindestens bis zum Ende des „alten Reiches“ die ständische Qualität des Akademikers gegenüber anderen Formen der Unterscheidung der zentrale Differenzgenerator war. Nicht die Tatsache, dass alle Akademiker Männer waren, stand im Vordergrund, sondern dass sie sich von allen nichtakademischen Gruppen durch ihren privilegierten Rechtsstatus, der „akademischen Freiheit“, distinguierten. Männlichkeit hingegen fungierte als Ressource zur Binnendifferenzierung unter den Studenten.

In historischer Hinsicht kann Bourdieus Arbeit erst als ein erster Schritt auf dem Weg der von ihm eingeforderten „geschichtlichen Enthistorisierungsarbeit“ (Bourdieu 2005: 144) der männlichen Herrschaft angesehen werden. Den Wert seiner vorgelegten Analyse schmälert dies in des nicht. Abschließend möchte ich mit Rekurs auf den von Margareta Steinrücke herausgegebenen Band zum „Politischen Forschen, Denken und Eingreifen“ von Pierre Bourdieu fragen, was kann die Lektüre von Bourdieus Analyse männlicher Herrschaft für die Herrschaftsanalyse allgemein leisten kann.

5. Männliche Herrschaft als paradigmatische Form symbolischer Herrschaft

Der Sammelband entstand im Anschluss an eine Veranstaltungsreihe unter dem gleichnamigen Titel, die von der Arbeitnehmerkammer Bremen in Kooperation mit dem französischen Kulturinstitut organisiert wurde. Er gliedert sich in drei Teile: „Politisches Forschen“, „Politische Theorie“ und „Politische Interventionen“ und versammelt Aufsätze von SoziologInnen und GewerkschafterInnen. Insbesondere die im zweiten Teil versammelten Beiträge von Lothar Peter und Irene Dölling beleuchten die Bedeutung von Bourdieus Theorie männlicher Herrschaft für die Analyse moderner Herrschaftsverhältnisse. Denn symbolische Gewalt, so Peter, gewinnt in modernen Gesellschaften „in dem Maße an Bedeutung [...] in dem der Anwendung physischer Gewalt und offener politischer Repressionen aufgrund erreichter zivilisatorischer Standards Grenzen gesetzt werden“ (Peter in Steinrück 2004: 48). Insofern versteht Peter Bourdieus Theorie männliche Herrschaft als Teil einer „Theorie über symbolische Gewalt“ (ebd.). Dies entspricht auch der Auffassung von Bourdieu, der sie in dem Buch „Reflexive Anthropologie“ als „die paradigmatische Form von symbolischer Herrschaft“ (Bourdieu/Wacquant 1996: 208) bezeichnet hat.

Peter zeigt die Bedeutung von symbolischer Gewalt für moderne Herrschaftsverhältnisse anhand von vier Beispielen aus dem Werk von Bourdieu auf: am Geschlechterverhältnis, der Philosophie Martin Heideggers, dem Fernsehen und dem Diskurs des Neoliberalismus. Die männliche Herrschaft wird durch diese Reihung zu einem Beispiel symbolischer Herrschaft bzw. Gewalt. Für mich stellt sich aber die Frage, inwieweit in die anderen beschriebenen Phänomene auch männliche Herrschaft eingeschrieben ist.

An dieser Schnittstelle zwischen verschiedenen Herrschaftsphänomenen setzt Irene Dölling an und untersucht, was Bourdieus Analyse männlicher Herrschaft für ein „Verständnis [...] der seither [Erscheinen der französischen Fassung] vor sich gehenden sozialen Entwicklungen und Verwerfungen im nationalen und globalen Maßstab“ (Dölling in Steinrück 2004: 75) leisten kann. Während Bourdieu den „neoliberalen Diskurs“ ohne Rekurs auf das Geschlechterverhältnis untersuchte, zeigt Dölling, wie die neoliberalen Entwicklungen mit Transformationen männlicher Herrschaft verknüpft sind. Die allgemeine Wertschätzung des Individuums, von individueller Leistungsfähigkeit und Flexibilität geht auch mit einer veränderten Wahrnehmung von Geschlechterklassifikationen einher: „Heutzutage wirken explizite Rechtfertigungen oder Begründungen von Geschlechterunterschieden mit Rekurs auf eine biologische Differenz eher ‚veraltet‘. Vielmehr dominiert tendenziell der ‚universalistische Kode‘, der zwar die biologisch begründete Differenz der Geschlechter letztendlich nicht infrage stellt, ‚Geschlecht‘ aber

als sozialen ‚Platzanweiser‘ als irrelevant oder bestenfalls als zweitrangig wertet gegenüber der (abstrakten) Gleichheit aller ‚als Menschen‘ (ebd.: 79). Der Verkennungseffekt dieses neuen „universalistischen Codes“ besteht darin, dass die soziale produzierten Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern in den Hintergrund treten und geschlechterpolitisches Handeln ebenso als ‚veraltet‘ erscheint. Auf diese Weise wird auch die männliche Herrschaft reproduziert, denn „das Universelle“ ist unter Hand immer noch männlich kodiert. Und, so Dölling weiter, „verstärkt wird damit auch ein genereller Verkennungseffekt von symbolischer Gewalt und Herrschaft, der darauf beruht, dass die Individuen Erfolg und Versagen sich allein zuschreiben und nicht nach den gesellschaftlichen Bedingungen fragen“ (ebd.: 81).

Der Aufsatz zeigt insgesamt, dass sich Bourdieus Theorie männlicher Herrschaft hervorragend eignet, aktuelle Transformationsprozesse zu untersuchen. Ich hoffe das Erscheinen von Bourdieus Buch fungiert ähnlich wie in Frankreich als eine Initialzündung sich in der Soziologie mit diesem Aspekt von Bourdieus Arbeiten auseinanderzusetzen. Bisher stehen seinen „allgemeinsoziologischen“ und seine geschlechtersoziologischen Analysen, dies zeigt der Aufsatz von Peter eindrucksvoll, noch recht unvermittelt nebeneinander. Die Aufgabe von (Geschlechter-)SoziologInnen liegt demnach in einer Verknüpfung beider Perspektiven, die für beide Seiten gewinnbringend sein könnte. Denn zum einen sind moderne Herrschaftsphänomene (immer noch) mit dem Geschlechterverhältnis verbunden, zum anderen treten andere soziale Differenzierungsfaktoren mehr und mehr in den Vordergrund und gilt die männliche Herrschaft zunehmend nicht mehr als legitim.

3. „Sozialistische Helden“ – Hegemoniale Männlichkeit in der DDR

Für die Analyse männlicher Herrschaft und der sozialen Konstruktion von Männlichkeiten hat sich in den vergangenen 20 Jahren das von R. W. Connell Mitte der 1980er Jahre entwickelte Konzept der hegemonialen Männlichkeit als zentrale Leitkategorie der Männlichkeitsforschung durchgesetzt (Carrigan/Connell/Lee 1995; Connell 1987; 1999). Obwohl das Konzept zunächst anhand der australischen Gesellschaft für die Analyse nordamerikanischer und westeuropäischer kapitalistischer Gesellschaften entwickelt wurde, wird es mittlerweile weltweit und auf verschiedenste, auch postsozialistische Gesellschaftsformen angewendet (vgl. den Überblick in Connell/Messerschmidt 2005; speziell zu postsozialistischen Gesellschaften Novikova/Kambourov 2003). Hintergrund dieser Übertragung ist die Annahme einer Globalisierung und damit verbunden die Herausbildung einer Weltgesellschaft (vgl. auch Connell 2005). Im folgenden Beitrag werde ich zeigen, dass Connells theoretischer Rahmen auch für die Untersuchung sozialistischer Gesellschaften geeignet ist, die ich als eine spezifische Form moderner Gesellschaften verstehe.

Connell geht davon aus, dass hegemoniale Männlichkeit in den gesellschaftlichen Zentren der Macht konstituiert wird, dies sind der Staat, das Militär und die Wirtschaft. Innerhalb dieser Institutionen sind es die jeweiligen Eliten, die die hegemoniale Männlichkeit entwerfen (vgl. Meuser/Scholz 2005), jedoch nicht zwingend verkörpern müssen. Alle anderen Männlichkeitskonstruktionen stehen in Relation zu dieser hegemonialen Form und können durch „Hegemonie, Dominanz/Unterordnung und Komplizenschaft einerseits, Marginalisierung und Ermächtigung andererseits“ (Connell 1999, 102) bestimmt sein. Meine Ausgangsthese lautet, dass die von der Staats- und Parteiführung der DDR geschaffenen sozialistischen Helden nicht nur zur Legitimation der sozialistischen Staatsmacht und Ideologie dienten, sondern zugleich hegemoniale Männlichkeit verkörperten und damit die männliche Herrschaft einer politischen Elite legitimierten. Im ersten Abschnitt dieses Beitrags arbeite ich die Charakteristika sozialistischer

Macht- und Herrschaftsverhältnisse heraus und bestimme zentrale Merkmale des sozialistischen Geschlechterverhältnisses. Im zweiten Abschnitt zeige ich, wie die sozialistischen Heldenfiguren durch einen asymmetrischen Kommunikationsprozess zwischen Staat und Bevölkerung geschaffen wurden. Dem schließt sich im dritten Abschnitt die Untersuchung ausgewählter sozialistischer Helden an. Als Quelle dienen mir Rekonstruktionen zentraler Heldenkonstrukte, die in dem Buch *Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR* versammelt sind (Satjukow/Gries 2002a). Die einzelnen Analysen beziehen die Biographien der historischen Personen ein, zeigen Konflikte zwischen den als Helden aufgebauten Personen und dem Staat auf und gehen auf die eigensinnige Aneignung der Helden durch die Bevölkerung ein. Dass es sich bei diesen Helden vor allem um Männer handelt, wird von einigen der Autorinnen und Autoren zwar angemerkt, die Kategorie Geschlecht spielt jedoch keine systematische Rolle. In meiner Analyse richtet sich hingegen der Fokus auf das Geschlecht. Mit Bezug auf Connells Konzept analysiere ich die sozialistischen Helden als Verkörperungen hegemonialer Männlichkeit. Methodisch greife ich dabei auf die vorliegenden Analysen zurück und untersuche systematisch die immanenten Männlichkeits- und Weiblichkeitskonstruktionen. Weitergehend analysiere ich bekannte Bilder der jeweiligen Helden. Denn gerade in Bildern sind vorreflexive und implizite Wissensbestände eingelassen, die für Individuen handlungsleitend sind (vgl. Bohnsack 2001). Dies gilt insbesondere in Bezug auf die Kategorie Geschlecht. Menschliche Darstellungen enthalten in der Regel stereotyp geformte Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, welche die vermeintlich natürlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern in einer weitreichenden kulturellen Deutungsarbeit überhöhen und den Geschlechtern je bestimmte Tätigkeiten, Eigenschaften und Machtbefugnisse zuweisen. Diese Muster wiederum werden durch die Bilder beiläufig und selbstverständlich vermittelt, sie können aber auch im Prozess ihrer Aneignung transformiert werden (vgl. Dölling 1991).

Anhand der Text- und Bildanalysen werde ich zeigen, dass die von Staat und Partei als hegemonial bestimmte proletarische Männlichkeit im Laufe der DDR-Geschichte immer mehr in den Hintergrund rückte und nur noch eine Art Generalbass der hegemonialen Männlichkeit bildete, die um andere Kadenzen erweitert werden musste, um hegemonial bleiben zu können.⁴⁹ Die in den 1970er Jahren allmählich einsetzende Krise der Propagandafiguren deute ich auch als eine Krise der hegemonialen Männlichkeit, der

⁴⁹ Der Generalbass bezeichnet in der Barockmusik des 17. und 18. Jahrhunderts die durchlaufende Basslinie, die Begleitmusik, auf der die eigentliche Melodie und vor allem die virtuoson Kadenzen aufsatteln.

ich im vierten Abschnitt des Textes genauer nachgehe, dem fünftens ein kurzes Resümee folgt.

1. Herrschafts- und Geschlechterverhältnisse in der DDR

Mit dem Soziologen Peter Wagner lassen sich sozialistische Gesellschaften als eine Variante moderner Gesellschaften bestimmen (Wagner 1995). Wagner gliedert die Entwicklung der Moderne in drei Phasen: die restriktiv liberale Moderne, die organisierte Moderne und die erweitert liberale Moderne bzw. Postmoderne. Diese Gliederung folgt der Idee, dass die moderne Gesellschaft von einem Grundkonflikt gekennzeichnet ist: So gründete das Projekt der Moderne auf der Vorstellung von Autonomie und Freiheit aller Individuen, in der praktisch-politischen Realisierbarkeit erwies sich dieses Projekt jedoch als sozial gefährlich offen und wurde deshalb eingedämmt. Diese Eindämmung erfolgte in den drei Phasen mit unterschiedlicher Reichweite.

Die organisierte Moderne konstituierte sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, ihre Entwicklung teilte sich im 20. Jahrhundert in eine kapitalistische und eine sozialistische Variante. Diese Form war sowohl in ihrer sozialistischen als auch in ihrer kapitalistischen Fassung eine entwickelte wohlfahrtsstaatliche Industriegesellschaft, die sich durch einen hohen Grad an Kollektivierung und sozialer Homogenisierung auszeichnete. Sie entfaltete ihren Höhepunkt nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die 1970er Jahre. Während die westeuropäischen Gesellschaften sich ab diesem Zeitpunkt allmählich zur erweitert liberalen Moderne bzw. Postmoderne entwickelten, deren Kennzeichen der Wandel zur Dienstleistungsgesellschaft, Prozesse der Globalisierung und damit verbunden eine Schwächung des Nationalstaates sind, verharrten die sozialistischen Gesellschaften bis zu ihrem Zusammenbruch in der organisierten Moderne und radikalisierten sie.

Der Einparteienstaat fungierte als Egalisierer – kulturelle Identitäten, religiöse Bindungen und traditionelle Familienformen wurden aufgelöst. Und indem der Staat auch die allokativen Praktiken organisierte, wurden soziale Differenzen zunehmend eingeebnet. Die Wirtschaft wurde politischen Zielen untergeordnet, nach politischen Zielvorgaben zentral geplant und gesteuert (Planwirtschaft). Ausschlaggebend für die angestrebte Entwicklung der Gesellschaft waren drei politische Ideen: die Idee einer gesetzmäßigen gesellschaftlichen Entwicklung und des (wissenschaftlich-technischen) Fortschritts, die Idee der sozialen Gleichheit und Gerechtigkeit sowie die Idee, dass Erwerbsarbeit der wichtigste gesellschaftliche Integrationsmodus sei und das emanzipatorische Potential

für den Abbau bestehender sozialer Differenzierungen enthalte. Ausdrücklich sollten auch die sozialen Unterschiede zwischen den Geschlechtern abgebaut werden.

Trotz der propagierten Gleichberechtigung der Geschlechter war die politische Herrschaft im Einparteienstaat zugleich eine männliche Herrschaft: Zum einen waren Schaltstellen der Macht mit Männern besetzt und auch die Inhaber der wirtschaftlichen Führungspositionen waren meist männlichen Geschlechts. Zum anderen wurden Interessen von Männern und spezifische, als männlich zu verstehende Wahrnehmungs- und Deutungsmuster durchgesetzt. So wurde beispielsweise die soziale und kulturelle Dominanz der Erwerbssphäre gegenüber der Reproduktionssphäre nicht aufgehoben (vgl. Stolt 2000). Stattdessen wurde diese ideologisch durch eine „sozialistische Arbeitsutopie“ gefestigt. Diese Utopie beinhaltete die Vorstellung, dass Selbständigkeit und Emanzipation der Individuen nur durch Erwerbsarbeit zu erlangen seien. Sie beruhte auf den modernen Prinzipien der instrumentellen Vernunft wie ökonomische Rationalität, Berechenbarkeit und Kontrolle der Arbeit. Alle menschlichen Aspekte, die sich nicht in diese Form von Arbeit integrieren ließen, wie Generativität, Emotionalität, Sexualität wurden aus der Arbeitssphäre ausgegrenzt. Da der Staat sich jedoch gleichzeitig für die, wenn auch auf die Integration in die Erwerbssphäre beschränkte, Emanzipation der Frauen einsetzte, entstand ein „Spannungsverhältnis zwischen männlicher Hegemonie und weiblicher Emanzipation“ (vgl. Scholz 2004, 48ff.). Diese Spannung charakterisierte das Geschlechterverhältnis der DDR insgesamt.

2. Die Konstruktion sozialistischer Helden

Für die DDR gilt wie für alle sozialistischen Staaten, dass sie zur Legitimation ihrer Macht und zur Vermittlung der sozialistischen Ideologie ein Pantheon von Heldenfiguren installierte, die sogenannten sozialistischen Helden (vgl. Satjukow/Gries 2002b). Dieser Heldenhimmel beruhte auf einer sozialistischen Heldentheorie, die in den 1920er Jahren mit Rekurs auf Schriften von Nietzsche, Marx, Gorki und Lunatscharski entwickelt wurde: Ebenso wie der Held früherer Zeiten sollte der sozialistische Held lichtvolle Momente in einem als dunkel empfundenen Alltag repräsentieren und ein erzieherisches Vorbild sowie Identifikations- und Integrationsfigur sein. Neu war die Idee, dass im Sozialismus jeder ein Held werden konnte. Dass es sich bei den sozialistischen Helden vorrangig um männliche Helden handelte, war kein Zufall. Über dieses Pantheon wurde zugleich auch die männliche Herrschaft legitimiert, indem mittels dieser Heldenfiguren hegemoniale Männlichkeit kreiert wurde. Das konstatierte Spannungsverhältnis

zwischen männlicher Hegemonie und weiblicher Emanzipation fand seinen Ausdruck in der Kreation einiger weniger weiblicher sozialistischer Helden. Diese waren aber – ebenso wie die Frauen allgemein – gegenüber den Männern nur vermeintlich gleichberechtigt (s. u.).

Nach Satjukow und Gries kam „eine erfolgreiche Heldenkommunikation [...] nur dann zustande, wenn die Masse diese Figur [annahm]“ (ebd., 33), die Konstitution eines Helden war ein asymmetrischer Kommunikationsprozess zwischen Machthabern und Bevölkerung. Bei der Konstruktion sozialistischer Helden handelte es sich im Regelfall zuerst um eine autoritäre Setzung des Staates sowie der Partei. Die politische Führung vermittelte der Bevölkerung über den Helden Botschaften, die ihre Macht legitimieren sollten. Bei dieser Vermittlung spielten die Massenmedien eine wichtige Rolle. Die Bürgerinnen und Bürger eigneten sich die Heldenfiguren in unterschiedlichen Kontexten an: als Werktätige, als Mitglieder in Parteien und Organisationen, als Lernende und als Privatmenschen. In diesem Prozess vervielfältigte sich die Bedeutung der sozialistischen Helden. Staat, Medien und Bevölkerung „einigten“ sich „im Laufe der Zeit auf wesentliche Gehalte der Heldenkonstrukte“ (ebd., 33) und konstruierten so gemeinsam die hegemonialen Figuren. Somit erfolgten die Legitimation und Aufrechterhaltung der politischen und implizit männlichen Herrschaft durch eine hegemoniale Kultur im Sinne Gramscis (Connell 1999). Diese Kultur beruhte auf Aushandlungsprozessen und Konsensbildung zwischen der politischen Führung und der Bevölkerung. Jedoch kam es bei Abweichungen vom hegemonialen Ideal und vor allem bei Provokationen relativ schnell zum Gewalteininsatz. Eine genaue Analyse des Verhältnisses von Hegemonie und Gewalt steht bisher noch aus.

Im Mittelpunkt der folgenden Untersuchung steht die autoritäre Setzung hegemonialer Männlichkeit durch den Staat, während die individuellen Aneignungen und, damit verbunden, die möglichen Verschiebungen und Umschreibungen im Rahmen dieses Aufsatzes zurückgestellt werden.

3. Helden der Arbeit, Sporthelden und Fliegerkosmonauten. Verkörperungen hegemonialer Männlichkeit in der DDR

Im Laufe der Geschichte des Sozialismus lassen sich verschiedene Typen sozialistischer Helden unterscheiden, die jeweils ihre spezifische Blütezeit hatten und generationenspezifisch wirkten. Nach Satjukow und Gries (2002b) lassen sich drei Typen differenzieren: die Kriegshelden, die politischen Führer-Helden und die Kulturhelden. Trotz aller

Unterschiede lassen sich zwischen den drei Heldentypen Gemeinsamkeiten feststellen, die Gries und Satjukow in dem Entwurf der Vita eines „männlichen (!) Musterhelden“ (ebd., 24) verdichten: Der Held stammt aus einfachen Verhältnissen, verbringt seine Kindheit und Jugend im Arbeitermilieu, verlässt das Elternhaus, um ein „Meister seines Faches“ (ebd.) zu werden, dabei sind Irr- und Umwege möglich, doch stets findet er auf den „richtigen“ Weg zurück; er kommt mit der Partei in Berührung, sie wird seine Erzieherin; politisch und moralisch gefestigt, persönlich und allein vollbringt er die Heldentat, die jedoch dem Kollektiv, dem Betrieb, der Arbeiterklasse und/oder der Nation großen Nutzen bringt; der Held ist überdies bescheiden und kein Mann der großen Worte. Der Generalbass dieses Heldenmusters ist die proletarische Herkunft und die Verankerung in der Arbeiterklasse sowie eine entsprechende politische Einstellung, verbunden mit Tugenden wie Bescheidenheit, Strebsamkeit, Wissbegierigkeit und Fachlichkeit.

Auch Holger Brandes (2008) spricht für die DDR von einer „proletarisch eingefärbten hegemonialen Männlichkeit“, die durch den Industriearbeiter verkörpert wurde. Mit Bezug auf Bourdieus Habituskonzept und dessen Analyse der „feinen Unterschiede“ bestimmt Brandes folgende Merkmale dieser Männlichkeit: Hochachtung von körperlicher und handwerklicher Arbeit, eine darauf bezogene Ess- und Trinkkultur, die sich durch eine kalorienreiche Ernährung und einen entsprechenden Umgang mit Alkohol auszeichnete. Auch die Alltagskultur und die Ausdrucksformen des ästhetischen Geschmacks waren „proletarisiert“. Gleichzeitig war diese hegemoniale Männlichkeit durch eine „verwischte Neutralität“ zwischen Männern und Frauen gekennzeichnet, die aus dem staatlich verordneten und von der Bevölkerung weitgehend geteilten Gleichheitsanspruch resultierte. Diese „proletarische Einfärbung“ fungierte meines Erachtens jedoch nur als Generalbass der hegemonialen Männlichkeit; um sie zu verkörpern, mussten weitere Elemente oder Kadenzten hinzukommen, die an tradierte Männlichkeitsvorstellungen anknüpften.

Die im Folgenden untersuchten sozialistischen Helden gehören zum Typus der Kulturhelden. Aufgrund der deutschen Geschichte hatten im Gegensatz zu den anderen sozialistischen Ländern Kriegshelden in der DDR keine Bedeutung, militärische Männlichkeitskonstruktionen waren nach dem Zweiten Weltkrieg sowohl in der ost- als auch in der westdeutschen Bevölkerung diskreditiert (vgl. Scholz 2004a). Zwar hielten die Männer der politischen Führungselite aufgrund ihrer Sozialisation in militarisierten Arbeitervereinen und im antifaschistischen Widerstandskampf an militarisierten Männlichkeitskonzepten fest (vgl. Scholz 2001), es gelang ihnen – trotz größter Inszenierungs-

arbeit (vgl. Gries 2002, 88) – jedoch nicht, aus ihren Reihen einen politischen Führer-Helden zu schaffen. Diese Position hatte über die gesamte DDR-Geschichte der im Nationalsozialismus ermordete Arbeiterführer Ernst Thälmann inne (vgl. Leo 2002). Sein Status war unantastbar, doch gerade deshalb eignete er sich für große Teile der Bevölkerung weniger zur Identifikation als die real existierenden Kulturhelden (und -heldinnen). Mit ihren Taten war die Schaffung bedeutsamer künstlerischer, handwerklicher, wissenschaftlicher und/oder technischer Leistungen verbunden (vgl. Satjukow/Gries 2002b, 15). Bei den drei untersuchten Fällen handelte es sich um solche Helden, die von großen Teilen der Bevölkerung verehrt wurden und generationenspezifisch als Identifikationsfiguren fungierten. Diese sozialistischen Helden setzten sich in einem wechselseitigen Kommunikationsprozess zwischen Einparteienstaat, Medien und Individuen unter einer ganzen Reihe von weiteren Propagandafiguren als hegemonial durch.

Der Arbeits- und Aufbauheld Adolf Hennecke

Während die politischen Führer-Helden und die Kriegshelden bereits eine lange Tradition hatten, an die im Sozialismus angeknüpft wurde, war der Typus des Arbeits- und Aufbauhelden eine genuin sozialistische Erfindung. Proletarische Männlichkeit gehörte historisch zu den untergeordneten Formen von Männlichkeit. Die Transformation in hegemoniale Männlichkeit ging mit einer Heroisierung von Arbeit einher. Gerade zur Installierung dieses Heldentypus war, wie im Folgenden gezeigt wird, ein besonders hoher Inszenierungsaufwand notwendig.

Das Vorbild dieses Heldentypus kam aus der Sowjetunion: Der Bergmann Alexej Stachanow hatte im August 1935 statt der üblichen zehn bis zwölf sogar 102 Tonnen Kohle gefördert und löste mit seiner Leistung eine nach ihm benannte Aktivistenbewegung aus (vgl. Sartorti 2002). Die Staatsführung der DDR wollte einen entsprechenden Arbeits- und Aufbauhelden schaffen, um Legitimationsprobleme ihrer Herrschaft zu lösen, und wählte dafür den Bergmann Adolf Hennecke aus (vgl. im Folgenden Satjukow 2002). Hennecke galt als erfahrener Hauer, war 1946 in die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) eingetreten und ab 1947 Schulungsreferent. Trotz seines Engagements für die Partei war er unter den Bergarbeitern anerkannt. So eignete sich Hennecke in einer gesellschaftlich schwierigen Situation – die politische Führung in der Sowjetunion hatte 1948 den Marshall-Plan abgelehnt, die Bevölkerung war aufgebracht, die Arbeitsproduktivität in den Betrieben gering – dazu, die Botschaft von Partei

und Staat zu verkörpern. Forderten die Arbeiter: „Erst mehr Essen, dann mehr arbeiten.“, lautete der Ruf der Partei: „Mehr produzieren, richtig verteilen und besser leben.“ (ebd., 116). Zwar gab es im Zuge der aus der Sowjetunion kommenden Stachanow-Bewegung bereits in vielen Betrieben Aktivisten, welche die Norm übererfüllten, eine Signalwirkung hatten ihre Taten jedoch nicht. So wurde im Oktober 1948 von Staat, Partei und Betrieb bewusst eine Heldentat inszeniert.

An jenem Mittwoch, dem 13. Oktober 1948, fuhr Hennecke in den Schacht ein und schaffte eine Übererfüllung der Norm von sagenhaften 387 Prozent. Dass die Parteiführung bei der Inszenierung der Heldentat stümperte, erwies sich für die Darstellung des Helden im Nachhinein als vorteilhaft. Das bestellte Empfangskomitee aus Genossen und Schülern hatte sich nämlich verspätet und so hatte der Bergmann bereits geduscht und musste erneut in seine schmutzige Arbeitskluft steigen, um das bekannte, immer wieder veröffentlichte Foto entstehen zu lassen. Seine saubere Haut strahlt im Blitzlicht hell vor der Kohle, dem „schwarzen Gold“, was zu der starken Wirkung des Bildes beigetragen haben dürfte. Nach Werner Kroeber-Riehl sind Bilder generell „schnelle Schüsse ins Gehirn“ (zit. n. Satjukow/Gries 2002b, 27), die sich dauerhaft einprägen.⁵⁰ Deshalb kam den bildlichen Heldendarstellungen auch bei der Verbreitung der sozialistischen Heldenfiguren eine zentrale Bedeutung zu.

Die Bildkomposition fokussiert den Oberkörper des Mannes, der sich mit seinem Arbeitsgerät von links unten nach rechts oben bewegt, wodurch das Bild dynamisch wirkt. Standfestigkeit gewinnt er, indem er den linken Arm auf dem angewinkelten linken Bein abstützt und so die Maschine in die Kohle eindringen lassen kann. Den Bildmittelpunkt bildet die linke Hand, auf der schwarzer Kohlenstaub liegt. Hennecke trägt eine Mütze und schaut nach rechts oben auf den Kohleflöz, der Blick kann als konzentriert, aber auch als träumerisch und in eine bessere Zukunft gerichtet interpretiert werden. Die Botschaft des Fotos lautet, dass es der einfache, durchschnittliche, nicht mehr junge Arbeiter schaffen kann (Hennecke war bereits 43 Jahre alt), die Norm überzuerfüllen. Gerade die Ausgezehrtheit des Körpers, dem man die Hungerjahre ansieht, dürfte auf die Zeitgenossen und -genossinnen glaubwürdig gewirkt haben. So erwies sich auch die Absage an den ursprünglich ausgewählten, deutlich jüngeren Bergmann als positiv für die Inszenierung.

⁵⁰ Die folgenden Bildinterpretationen entstanden im Rahmen eines Seminars im WS 2006/07 zu Männerbildern an der Stiftung Universität Hildesheim. Methodisch beruhen sie auf der dokumentarischen Bildanalyse von Ralf Bohnsack (2001). Ich bedanke mich bei den Studierenden, insbesondere bei Verena Lobert und Melanie Fischer, für ihre engagierte Arbeit.



Heldenfoto des Bergmanns Adolf Hennecke

Das Bild heroisiert die harte, körperliche Industriearbeit. Im Mittelpunkt steht dabei die schaffende, schmutzige Arbeiterhand, die durch die Maschine verlängert wird. Mann und Maschine scheinen miteinander verschmolzen zu sein. Gleichzeitig, und dies wird in den Texten über die Heldentat betont, hat dieser „Meister seines Faches“ auch „Köpfchen“, denn die hohe Normerfüllung war nur durch eine sehr gute Planung der Arbeit möglich. So vereinen sich in diesem proletarischen Männlichkeitsideal, das auf einer starken Betonung der Körperlichkeit und einer Assoziation von Männlichkeit und Maschine beruht, Charaktereigenschaften wie Disziplin, Schöpfertum und Kraft. Zugleich ist dieser Held der Arbeit auch intelligent und kulturvoll (vgl. auch Merkel 1995). Dieses proletarische Männlichkeitsideal bildete zugleich den Grundtypus für die Darstellung des „neuen Menschen“.

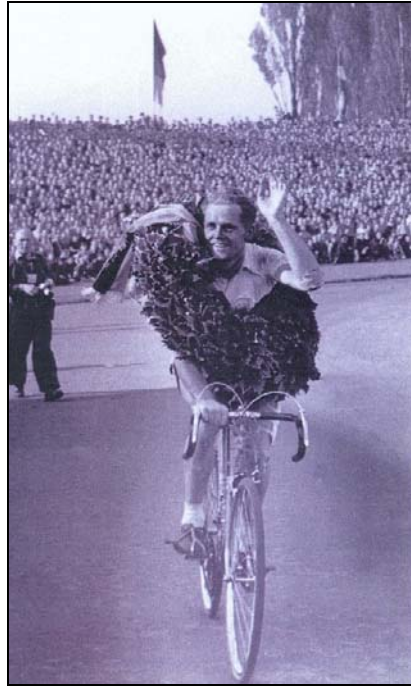
Die Heldeninszenierung hatte in diesem Fall den erwünschten Erfolg. Unter der Führung von Hennecke entstand eine Aktivistenbewegung, die bereits zwei Jahre später 150.000 Mitglieder umfasste (Satjukow/Gries 2002, 121). Doch obwohl die Staats- und Parteiführung über den gesamten Zeitraum der DDR Arbeit heroisierte und entsprechende Titel wie „Held der Arbeit“ an verdiente Personen verlieh, hatte dieser Helden-typus bereits Ende der 1950er Jahre seine Blütezeit überschritten. Nach Gries (2002) waren die Arbeits- und Aufbauhelden zu grob geschnitzt. Vor allem die Botschaft des

Konsumverzichts in der Gegenwart zu Gunsten einer künftigen kommunistischen Gesellschaft konnte dauerhaft nicht als Leitbild fungieren. Der Arbeitsheld war ein Heldentypus, der insbesondere in der Aufbaugeneration seine Wirkung entfaltete, die sich durch Engagement bei der Arbeit aus den nationalsozialistischen Verstrickungen lösen konnte. Dabei traf die Botschaft der Arbeitshelden auf deren nationalsozialistische Prägung, sich mit hartem und vollem Einsatz für die Gemeinschaft zu engagieren. Die Titel „Held der Arbeit“ und „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“ wurden jedoch bis zum Ende der DDR in hoher Anzahl vergeben.

Der Sportsheld „Täve“ Gustav-Adolf Schur

Abgelöst wurden die Arbeits- und Aufbauhelden in den 1950er Jahren von den sportlichen „Wir-Helden“ (Gries 2002, 94 ff.), die sich im Gegensatz zu den Arbeits- und Aufbauhelden sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland finden lassen. In der DDR war der Sport eine Angelegenheit von Staat und Partei und galt als „eine wichtige politische Waffe“ (Rossbach 2002, 134) im Kampf zwischen den Weltsystemen. Dementsprechend wurden in der DDR sowohl der Breiten- als auch der Spitzensport gezielt gefördert. Die Siege der Sportler symbolisierten aus Sicht von Staat und Partei die Überlegenheit des sozialistischen Systems und trugen zur internationalen Anerkennung der DDR bei. Insofern galten die Sportler offiziell als „Diplomaten im Trainingsanzug“ (ebd., 135). Als Protagonist dieses Heldentypus gilt der 1931 geborene Radsportler Gustav-Adolf Schur.

Das Foto zeigt Schur nach dem ersten Etappensieg der Friedensfahrt 1955, die er in jenem Jahr sowie im Jahr 1959 gewann. Das Bild fokussiert den Rennfahrer, der geradeaus aus dem Bild heraus auf den Betrachter oder die Betrachterin zuzufahren scheint und ihm oder ihr zuwinkt und zulächelt. Seine herausgehobene Stellung wird zum einen durch den umgehängten Siegerkranz als auch durch die Positionierung in der Mitte des Bildes symbolisiert. Während der unmittelbare Raum um ihn herum leer ist, zeichnet sich im Hintergrund eine große Menschenmasse ab, von der er deutlich abgehoben ist. Er fährt souverän mit einer Hand und zeigt so auch sein Können auf dem Rad, der große Siegerkranz und das einarmige Fahren bringen ihn nicht aus dem Gleichgewicht. Links vom Rennfahrer ist ein Fotograf zu sehen, wahrscheinlich handelt es sich um einen offiziellen Reporter, da er sich auf der leeren Straße vor der Menschenmenge befindet. Fotograf und Menschenmenge versinnbildlichen die große Popularität des Radsports und des Rennfahrers.



„Täve“ Schur - Friedensfahrt 1955

Die Friedensfahrten galten als besonders „harte“ Straßenrennen, denn die Fahrer legten auf ihrer Tour durch die sozialistischen Länder täglich 200 Kilometer zurück. Zugleich eignete sich der Radsport dafür, die offizielle Friedenspropaganda zu transportieren. Denn der Radsport war im zeitgenössischen Kontext kein Kampfsport, dennoch war die (körperliche) Auseinandersetzung mit dem Gegner zentral für die Beliebtheit dieser Sportart. Deshalb hatten die Friedensfahrten für die Staatsführung einen hohen politischen Symbolwert und die Rennfahrer wurden staatlich gefördert.

Nach Rainer Gries ordnen sich die Erfolge von „Täve“ Schur, zu denen auch zwei Weltmeistertitel der Amateurradrennfahrer gehören (1958 und 1959), in die in den 1950er Jahren auch in Westdeutschland und Österreich stattfindende Entwicklung von Sportlern zu „Wir-Helden“ (Gries 2002, 94) ein. In allen drei Nachfolgestaaten des Nationalsozialismus sorgten Sportler für eine Aufwertung des gebrochenen Selbstwertgefühls der Nation. Die Botschaft der Siege von „Täve“ Schur, aber auch dem österreichischen Skispringer Toni Sailer und der westdeutschen Nationalmannschaft bei der Fußballweltmeisterschaft 1954 in Bern lautete: „Wir sind wieder wer!“ (ebd., 95). In der Rezeption wurden die sportlichen Leistungen der Helden mit den ökonomischen Leistungen aller gleichgesetzt, insofern konnte auch die gesamte Bevölkerung an den Siegen partizipieren. Ein entscheidender Unterschied zwischen Ost und West war jedoch, dass die westlichen Sportstars eine individualisierte männliche Leistungsethik des „Jeder-für-sich“ (ebd.) verkörperten, während der östliche Sportheld für eine kollektive Leistungsethik des „Ich zum Wir“ stand. Bei der Weltmeisterschaft 1960 hatte Schur als

Mannschaftskapitän seinem Teamkollegen den Vortritt gelassen und selbst den belgischen Gegner bewacht und so den Sieg der DDR-Mannschaft ermöglicht. Mit dieser Tat versinnbildlichte er laut der offiziellen Propaganda das zu diesem Zeitpunkt propagierte Leitbild der Kollektivität und galt als Verkörperung des „neuen Menschen“. Darüber hinaus wurde er zu einem Symbol der gelungenen Integration der Hitlerjugend-Generation.

Auch bei Schur findet sich der proletarische Generalbass als Voraussetzung dafür, ein sozialistischer Held zu werden und zu sein: Er war der „Arbeiterjunge aus Heyrothsberge“, „Sohn eines einfachen Ziegelarbeiters“ und hatte eine Ausbildung als Facharbeiter zum Maschinenmechaniker absolviert. Auch der Begriff „Meister des Sports“ zeugt von fachlichem Können, zu Grunde liegender harter (Trainings-)Arbeit und Fleiß. Sein Äußeres, so Rossbach, „entsprach dem visuellen Anforderungsprofil der typisiert dargestellten Arbeitshelden der frühen Jahre [...] ‚Täve‘ war ein Kraftpaket und seine Stärke der langgezogene Sprint“ (Rossbach 2002, 134). Darüber hinaus war er freundlich, bescheiden und kameradschaftlich.

Hegemoniale Männlichkeit, so meine These, konstituierte sich jedoch weniger über die proletarischen Elemente, diese fungieren lediglich als notwendiger Hintergrund. Sie wurde über sportliche Leistungen und Erfolg konstruiert: In diesem „männlichen Spiel des Wettbewerbs“ (Bourdieu 2005), aus dem Frauen per se ausgeschlossen waren, entstand Männlichkeit in einem Wechselspiel zwischen Konkurrenz und Solidarität, wobei Leistungs- und Siegesbereitschaft zentral waren. Dieser Wettbewerb hatte zugleich eine politische Dimension und kann als friedliche Variante (Friedensfahrt) der Systemkonkurrenz in der Zeit des Kalten Krieges interpretiert werden. Insofern lässt sich auch ein verdeckter Bezug zum männlich codierten Kombattanten feststellen. Der Kämpfer oder der Soldat gelten „fast universal als Inkarnation von Männlichkeit“ (vgl. Seifert 1996, 78).

Darüber hinaus galt „Täve“, und dies war von Staat und Partei keineswegs intendiert, sondern ein Resultat der Aneignung durch die weibliche Bevölkerung, als ausgesprochen „sexy“. In Schurs privater Briefsammlung finden sich besonders viele Briefe von Mädchen und Frauen; ausgesprochen viele weibliche Kollektive baten den Sporthelden darum, ihrem Kollektiv seinen Namen geben zu dürfen. Damit repräsentierte Schur stärker als alle anderen sozialistischen Heldenfiguren eine heterosexuelle Männlichkeit. Zugleich war auch er, wie die anderen untersuchten Helden, verheiratet und hatte Kinder. Er verkörperte damit weitere zentrale Elemente hegemonialer Männlichkeit: eheliche Heterosexualität und Vaterschaft. Im Gegensatz zu den Arbeitshelden behielt

Schur seinen Heldenstatus über die gesamte Zeit der DDR und auch nach der politischen Wende 1989 (vgl. Satukow/Gries 2002b).

Die Fliegerkosmonauten Juri Gagarin und Walentina Tereschkowa

In den 1960er Jahren konstituierte sich ein neuer Heldentypus, die Fliegerkosmonauten, welche die Sporthelden an Popularität übertrafen. Im Jahre 1961 flog Juri Gagarin als erster Mensch ins Weltall, gute zwei Jahre später folgte auf dem zehnten bemannten Raumflug mit Walentina Tereschkowa die erste Frau. Mit den spektakulären Flügen ins All repräsentierten die russischen Kosmonauten ein ganzes Bündel von Siegen: den Sieg der überlegenen Technik über die Natur; die Überwindung der Erdanziehung; den Sieg der Sowjetunion über die USA und damit die Überlegenheit der sozialistischen Gesellschaftsordnung: „Wer den Orbit beherrschte, dem gehört mit Fug und Recht auch die Beherrschung der Orbis.“ (Gries 2002, 98). Die sowjetischen und amerikanischen Flüge ins Weltall können als Bestandteil des Kalten Krieges angesehen werden, die auf die Eroberung und Besetzung von bisher unbesetztem Territorium zielten. In den 1960er Jahren wurde sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland Rationalität und Technik gehuldigt, Veränderung und Dynamik spielten in den gesellschaftlichen Vorstellungen eine zentrale Rolle. Gerade die Kosmonauten galten als „Helden der Technik“ (ebd.) und wurden in allen sozialistischen Ländern von der Bevölkerung bejubelt und verehrt. Juri Gagarin und Walentina Tereschkowa reisten gemeinsam durch die sozialistischen Länder, und ein Foto, das bei ihrem Aufenthalt in der DDR aufgenommen wurde, dient mir im Folgenden dazu, dem Verhältnis von männlichen und weiblichen sozialistischen Helden genauer nachzugehen.

Das Bild wurde bei der Verleihung des Karl-Marx-Ordens im Herbst 1963 aufgenommen. Auf dem Foto stehen Gagarin und Tereschkowa nebeneinander, sie kommen bis zur Brust ins Bild, ihre Köpfe sind leicht nach rechts unten geneigt und beide lächeln. Möglicherweise erhalten sie gerade den Orden. Im Hintergrund des Bildes sieht man zwei Männer, einer trägt einen Anzug, der andere eine Militäruniform, was auf den offiziellen Kontext verweist. Die beiden Personen im Vordergrund scheinen in etwa gleich groß zu sein. Auf den ersten Blick scheint es sich um zwei gleichrangige Personen zu handeln. Der genauere Blick zeigt jedoch, dass der Mann eine militärische Uniform mit Rangabzeichen trägt und auch deutlich mehr Orden auf der Brust hat, während die Frau ein einfaches schlichtes Kleid oder eine Bluse mit weniger Orden trägt. Gagarin nimmt in der Bildkomposition deutlich mehr Raum ein als Tereschkowa, seine

Uniformbrust steht frontaler zur Kamera, Tereschkawas linke Schulter ragt über das Bild hinaus.



W. Tereschkowa und J. Gagarin bei der Ordensverleihung 1963

Unter der Hand kommt also in dem Bild, das zunächst die Gleichheit beider Kosmonauten suggeriert, die weiterhin vorhandene Ungleichheit zwischen den Geschlechtern zum Ausdruck. Denn während für Juri Gagarin mit seinem ersten Flug ins All eine hohe militärische Karriere zum Generalmajor verbunden war, stand dieser Weg Walentina Tereschkowa nicht offen, ihr war nur eine politische Karriere zugänglich.

Für die Bürgerinnen und Bürger der DDR stand jedoch die Gleichheit der beiden Kosmonauten im Vordergrund. Gerade Walentina Tereschkowa, die oft als „Venus vom Sternenstädtchen“ bezeichnet wurde, galt für viele Mädchen und Frauen als „Heldin der Moderne“ (Gibas 2002, 147). Sie fungierte als Beleg für die propagierte Emanzipation und war Identifikationsfigur für die jüngeren Frauengenerationen, war sie doch in die männerdominierte Welt der Technik vorgedrungen und hatte dort „ihren Mann“ gestanden. Das Bild jedoch veranschaulicht das Spannungsverhältnis von männlicher

Hegemonie und weiblicher Emanzipation und zeigt, dass auch die sozialistischen Gesellschaften männlich dominierte Gesellschaften waren.

Auch bei diesen zunächst so außergewöhnlichen Helden lässt sich der proletarische Generalbass als Voraussetzung für ihr Heldendasein finden (Gibas 2002; Kowalski 2002). Gagarin war der Sohn einfacher Bauern, hatte zunächst einen Facharbeiterabschluss, später ein Diplom als Gießereitechniker erworben. Anschließend trat er in das Militär ein und wurde Militärflieger. Auch Tereschkowa stammte aus einer bäuerlichen Familie, sie wurde zunächst Textilarbeiterin und absolvierte später an der Abendschule eine Weiterbildung zur Technikerin. Ab Mitte der 1950er Jahre war sie Fallschirmspringerin und hatte sich nach Gagarins Flug für ein Trainingsprogramm beworben. Nach Gibas und Kowalski wurden beide nicht nur wegen ihrer Leistungen für die Raumfahrt ausgewählt, sondern auch, weil sie eine vorbildliche Arbeiterlaufbahn absolviert hatten und vom Typus her einfache, freundliche, bescheidene und angeblich besonders russisch aussehende Menschen waren.

Die Männlichkeitskonstruktion vereinte verschiedene Elemente: Zentral war die Eroberung, Besetzung und Verteidigung fremder Territorien, die historisch ein Unternehmen von Männern war (und ist) und eine spezifische Männlichkeit konstituiert (Connell 1999). Ähnlich wie bei den Sporthelden wurde die Heldentat offiziell in den Kontext der Friedensschaffung gesetzt, jedoch war ihr militärischer Bezug offensichtlich. Die Eroberung des Weltraums war Bestandteil des Kalten Krieges und die Raumfahrt ins Militär integriert. Gagarin verkörperte als ausgebildeter Kampfflieger eine im Militär besonders hochgeschätzte Männlichkeit. Piloten gelten aufgrund des Risikos, das mit der Fliegerei verbunden ist, im Allgemeinen als hegemonial und besonders „männlich“ (Barrett 1999). Ein weiteres Element ist die Verknüpfung von Männlichkeit und Technik. Auch in dieser Hinsicht sind Beherrschung und Kontrolle zentral, Verhaltenseigenschaften, die vorrangig Männern zugeschrieben werden.

Die Ambivalenz im sozialistischen Geschlechterverhältnis zeigt sich darin, dass auch Walentina Tereschkowa Kosmonautin werden und diese implizit männlich codierte Position einnehmen konnte. Aus dem militärischen Kontext blieb sie hingegen ausgeschlossen. Eine eigenständige Weiblichkeitskonstruktion als Welteneroberin findet sich nicht, sie ist Partnerin oder (kleine) Schwester von Juri Gagarin. Zu dieser Konstruktion passt, dass immer wieder ihre weibliche und erotische Ausstrahlung betont wurde (Gibas 2002) und damit unter der Hand die hierarchische Geschlechterdifferenz reproduziert wurde.

4. Die Krise der sozialistischen Helden – Eine Krise hegemonialer Männlichkeit?

Bereits in den frühen 1970er Jahren, so Satjukow und Gries, setzte allmählich eine Krise der Propaganda ein, verbunden mit einer Krise ihrer sozialistischen Helden (Satjukow/Gries 2002b). Als Ursache hierfür sehen die Autoren die zunehmenden Enttäuschungen der Bevölkerung, ihre unerfüllten Wünsche nach Konsum, hinreichendem Wohnraum und individuellem Wohlstand. Ausdruck dieser Krise ist, dass, bis auf eine Ausnahme, keine neuen sozialistischen Heldenfiguren mehr geschaffen werden konnten. Sigmund Jähn, der erste Deutsche im All, fungierte als „Held in einer gewissermaßen heldenlosen Zeit“ (Gries 2002, 99). In Bezug auf seine außergewöhnliche Tat erwies sich das Kommunikationsschema des sozialistischen Helden weiterhin als funktionsstüchtig: Jähn war ein bescheidener Mensch, strebsamer Arbeitersohn, überlegener Pilot und Offizier, Freund und Lehrer der Jugend sowie überzeugter Kommunist (vgl. Hirte 2002). Zudem lassen sich bei Jähn erstmals in der Geschichte der DDR nationale Zuschreibungen finden. Er wurde auch deshalb verehrt, weil er der erste „Deutsche im All“ war. Abgesehen von diesem Sonderfall hatte sich in den 1970er und 1980er Jahren die Idee des „Jedermann-Helden“ (Satjukow/Gries 2002, 17) erfüllt, es gab überall „kleine Helden“: Mustermeister, mustergültige Volkspolizisten, Arbeitshelden oder erfolgreiche Sportler, die jedoch nicht die Strahlkraft der früheren Helden erreichten und sich nicht mehr zur Legitimation der politischen Herrschaft eigneten. Im Gegenteil: „Sie offenbarten nicht nur den Niedergang des Heldenkonzeptes, sondern den bereits laufenden Niedergang des sozialistischen Staatswesens DDR.“ (Gries 2002, 100).

Aus meiner Perspektive eignet sich die künstlerische Produktion in der DDR dazu, die Krise der sozialistischen Helden genauer zu belegen als dies bei Satjukow und Gries erfolgt. Untersucht wird, ob es sich bei dieser Krise zugleich um eine Krise hegemonialer Männlichkeit handelt. Damit ist nicht eine Krise der Männlichkeit und der Männer allgemein gemeint, sondern eine Herrschaftskrise. Nach Connell (1999) findet diese ihren Ausdruck darin, dass das hegemoniale Männlichkeitsmodell von der Mehrheit zunehmend nicht mehr akzeptiert wird und für seine Aufrechterhaltung Gewalt eingesetzt wird. Andere Konstruktionen von Männlichkeit treten in Konkurrenz zum dominanten Männlichkeitsideal. Ich werde diesem Zusammenhang exemplarisch anhand einer künstlerischen Auseinandersetzung mit der sozialistischen Heldenverehrung nachgehen.⁵³

⁵³ Eine systematische Analyse der künstlerischen Produktion der DDR unter dem Männlichkeitsaspekt, zu der die folgende Analyse anregen möchte, steht bisher aus.

Dazu wähle ich eine Szene aus dem 1982 uraufgeführten und in den folgenden Jahren immer wieder in überarbeiteten Fassungen aufgeführten Bühnenstück *Neues aus der Da Da eR* der bekannten Liedermacher und Poeten Steffen Mensching und Hans-Eckardt Wenzel.⁵⁴ Beide gehörten zunächst zum Liedtheater *Karls Enkel* (1976-1984), welches sich kritisch mit der DDR und ihrem kulturellen Erbe auseinander setzte. Anfang der 1980er Jahre radikalisierten die beiden Protagonisten ihre Kritik an der politischen Führung der DDR und erfanden die Clownsfiguren „Weh“ und „Meh“. Dabei griffen sie in modernisierter Form die Tradition der Hofnarren auf (Mensching/Wenzel 1991, 139 ff.). Das Narrenkostüm wurde genutzt, um unter dem Schutzmantel der Volksfigur des dummen August „Wahrheiten zu produzieren“ (ebd., 140), die in anderer Form in der DDR nicht öffentlich hätten ausgesprochen werden können.

Im Folgenden analysiere ich die Szene *Es ist mir eine besondere Ehre* (ebd., 39-40), das Bild dient in diesem Fall nur als Illustration.⁵⁵ Der Clown Weh (Hans-Eckardt Wenzel) hebt an: „Es ist mir eine besondere Ehre“, beginnt von seinen Zetteln in der Mappe abzulesen, verwechselt diese und fährt fort: „Liebe Freunde, es ist mir eine besondere Ehre, heute hier in diesem festlichen Rahmen einen jungen Mann in die Epidemie der Künste aufzunehmen [...]“. Sieht man von der Kostümierung als Clowns ab, die das Spiel von Anfang an als eine Persiflage charakterisiert, so zeigt sich diese Parodie auch rasch auf der Textebene. Beginnt der Sprecher noch mit der auf Auszeichnungsveranstaltungen üblichen Floskel, so wird die Handlung schon bei der Nennung des Ehrenaktes als Parodie demaskiert.

Mit der „Epidemie der Künste“ ist, berücksichtigt man den zeithistorischen Kontext der beiden Akteure, die „Akademie der Künste“ gemeint. Eine Aufnahme in diese Institution war nicht nur eine Ehrensache, sondern verbesserte auch den sozialen Status des Künstlers durch entsprechende Honorarordnungen und Förderungen. Jedoch wird die Akademie in einem Sprachspiel zur Epidemie, einer Seuche oder Volkskrankheit. Der Kunst wird so etwas Krankmachendes zugeschrieben. Eine andere Lesart ist, dass die Kunst unter den Bedingungen des Sozialismus selbst krank ist. Das Verwechseln der Blätter legt darüber hinaus nahe, dass auch die Auszeichnungshandlung einen epide-

⁵⁴ Vgl. dazu die Dokumentation in Mensching/Wenzel 1991. Beide Künstler waren in der DDR durch ihre Bücher, eine Schallplattenproduktion und zahlreiche Auftritte sowohl den staatlichen Institutionen als auch einem breiten künstlerisch interessierten Publikum bekannt.

⁵⁵ Methodisch nutze ich die „rekonstruktive Fallanalyse“ nach Gabriele Rosenthal (2005). Der Text wird zunächst unabhängig von seinem Kontext Zeile für Zeile und anschließend in seinen zeitlichen Bezügen interpretiert. In der Darstellung beziehe ich aus Platzgründen den Kontext von Anfang an in die Interpretation ein.

mischen Charakter hat. Zwar wird hier so getan, als wäre eine Auszeichnung etwas Besonderes, die vielen Blätter verweisen jedoch auf die Beliebigkeit der Auserwählten.



Mensching und Wenzel in Neues aus der Da Da eR

Der Auszuzeichnende „Steffen Mensching“ ist „seit Jahren durch Kleinwuchs und Großmäuligkeit hervorgetreten [...]“. Ins Auge fällt, dass sich der Auszeichnungsakt auf die Person hinter der Clownsmaske bezieht, die durch ihre kleine Körpergröße und ihre große Klappe auffällt. Die Leistung, auf die die Auszeichnung abzielt, wird nicht expliziert, im Gegenteil handelt es sich um eine negative Beschreibung: Ein kleiner Zwerg mischt sich überall ein. Das folgende absurde Sprachspiel verweist zugleich auf die Absurdität der Handlung: Der Ausgezeichnete wird „mit diesem ordentlichen Orden zum ordentlichen Mitglied unserer ordentlichen Epidemie [gemacht]“.

Der Clown Weh sticht nun dem Clown Meh den Orden in die Brust. Der Orden, der gewöhnlich eine spitze Nadel hat, um ihn an der Brust zu befestigen, wird hier als Waffe benutzt und dem anderen ein Schmerz zugefügt. Statt einer Ehrenbezeugung erfolgt eine Verletzung. Im weiteren Verlauf der Handlung bedankt sich der Ausgezeichnete und wechselt die Position, indem er nun den anderen Clown auszeichnet: „Ich [bin]

beauftragt worden, heut hier im Namen unserer Führung den großen grünen Kleinkunstorden an einen jungen Mann zu stecken, den mir vergönnt war zu entdecken.“. Der Auszeichnungsakt wird nun als ein Auftragswerk der Führung benannt, die nicht genauer bezeichnet werden muss, denn anscheinend weiß jeder, um wen es geht. Die Bezeichnung des Ordens ist absurd, und nimmt man den „Kleinkunstorden“ beim Wort, so verweist er darauf, dass hier nur kleine, also keine bedeutende Kunst gemacht wird. Die Rede wird dann im Reim fortgeführt, was auf den Kontext von Kindergeburtstagen und Kasperletheater verweist. Diese Stilform wird in der Szene mehrfach eingesetzt, wenn etwa der Redner vor der Nennung des Names ins Publikum fragt: „Es ist, ja wer ist es denn?“. Der Orden wird wiederum für eine merkwürdige Sache verliehen, nämlich den „jahrzehntelangen aufopferungsvollen Kampf gegen Automobolimus, Antialkoholimus, lyrischen Egozentrismus und verfrühten revolutionären Orgiasmus“. Nun sticht Meh Weh den Orden wie ein Schwert in die Brust, Weh schreit auf und krümmt sich. Diesmal ist die Entfremdung als Waffe noch offensichtlicher und der Ausgezeichnete sichtlich getroffen.

Anschließend wechselt die Position erneut, nun erhält Mensching den „Feuchtwangerorden“, Wenzel will ihm damit zeigen, wie wertvoll er ihm ist, wie es heißt. Für die Auszeichnung wird kein Grund mehr benannt, es handelt sich nur noch um eine persönliche Wertschätzung. Man muss also keine Leistung vollbringen – einmal in den Kreis der Auserwählten (die Epidemie der Künste) aufgenommen, folgt Orden auf Orden. Und in der Tat kommt nach dem „Feuchtwangerorden“, der wie ein Messer in die Brust des Ausgezeichneten gestochen wird und damit zeigt, wie gefährlich es ist, in den Dunstkreis „unserer Führung“ zu gelangen, der „verchromte Kapodaster“ für den „beste[n] Liedermacher dieser Welt [...] Hans-Eckardt Wenzel“. Doch nun versucht der Ausgezeichnete die Auszeichnung abzuwehren, er schreit „Neinnn“. Aber das Ritual läuft unvermeidbar fort, der Orden wird schmerzhaft in die Brust gestochen, der Ausgezeichnete schreit. Doch „der Ehre nicht genug“, nachdem Weh noch einen Orden in Meh's Brust sticht, sinken beide tot zu Boden. Mit dem Auszeichnungsritual wird eine Maschinerie in Gang gesetzt, die nicht zu stoppen ist. Zwar wird die Absurdität des Rituals ironisch dargestellt und damit die Sinnentleerung der sozialistischen Heldenehrung gezeigt, es gibt jedoch keinen Ausweg, mit Ausnahme des Todes.

Während die Krise der Propaganda in dieser Szene offensichtlich ist, möchte ich nun fragen, inwieweit es sich hier auch um eine Auseinandersetzung mit Männlichkeit handelt. Dieser Aspekt ist zunächst nicht augenfällig, was auch daraus folgt, dass politische und männliche Herrschaft in der DDR so eng verzahnt waren. Auffällig ist, dass

sich beide Künstler in dieser Szene explizit als junge Männer ansprechen und einen Bezug zu ihrer realen künstlerischen Tätigkeit herstellen (Kleinkunst, Liedermacher, Literatur). Bühnenfiguren und reale Personen werden in eins gesetzt. Für junge Männer, die sich kritisch und künstlerisch mit ihrem Land auseinandersetzen wollen, so legt es das Stück nahe, scheint es keinen Platz zu geben, anspruchsvolle Kunst zu produzieren. Der kleine Kreis der Künstlergemeinschaft ist kein Schutzraum, auch hier gibt „unsere Führung“ vor, was zu tun ist. Der Einsatz von Kinderreimen und Ritualen aus dem Kasperletheater verweist auf ihre eigene Position als unmündige Kinder, die machen müssen, was die Eltern – verstanden als patriarchal-paternalistischer Staat – sagen. Das Stück lässt sich als eine Auseinandersetzung zwischen der politischen Elite und der nachwachsenden (Künstler-)Generation lesen. Die Machtpositionen sind jedoch bereits verfestigt: Die Clowns agieren selbst im Namen der Führung und karikieren sie, aber sie können aus der Handlung nicht ausbrechen, sie müssen sterben. Insofern handelt es sich um „unentrinnbare Verhältnisse“ (Ahrends 2007). Bezogen auf Connells Ansatz zeigt sich, dass in dieser sozialistischen Konstellation das hegemoniale Männlichkeitsmodell, der sozialistische Held, zwar abgelehnt wird, aber keine konkurrierenden Alternativen entwickelt werden (können).⁵⁸

5. Resümee

Begreift man die sozialistischen Helden als Verkörperungen hegemonialer Männlichkeit, so lässt sich abschließend die Spezifik männlicher Herrschaft in der DDR verdeutlichen. Das proletarische Männlichkeitsideal, welches zur Legitimation der männlichen Herrschaft konstituiert wurde, erwies sich als nicht dauerhaft tragfähig und musste von anderen Männlichkeitselementen aus dem Militär, dem Sport und der Raumfahrt gestützt werden. Zwar erhielt sich bis zum Ende der DDR eine proletarische oder „arbeiterliche“ Kultur, die „proletarisch eingefärbte hegemoniale Männlichkeit“ (Brandes 2008) verlor jedoch zunehmend ihren Status. Offen ist bisher weitgehend, inwieweit sich in anderen künstlerischen Bereichen wie etwa in den unterschiedlichen Jugendmusikulturen, aber auch in unterschiedlichen Milieus alternative Männlichkeiten entwickelten und inwieweit diese mit der offiziellen Form konkurrierten.

Spezifisch für die Herrschaftsverhältnisse der DDR war, dass sowohl Männer als auch Frauen durch Staat und Partei dominiert wurden. Dennoch scheint die Bindekraft des Staates gegenüber den Frauen bis zum Ende der DDR höher gewesen zu sein, war

⁵⁸ Gleiches gilt für den 1998 veröffentlichten und verfilmten Erfolgsroman *Helden wie wir* von Thomas Brussig.

doch ihre „patriarchale Dividende“ höher als die der Männer. Sie konnten sich aus der personalen Abhängigkeit von (Ehe-)Männern lösen und ein ökonomisch unabhängiges, wenn auch bescheidenes Leben führen (vgl. etwa Dölling 2003; auch Brandes 2008). Die Kohäsion gegenüber den jüngeren Männergenerationen ließ sukzessive nach und ihre Dividende, gemessen an beruflichen Aufstiegen und Einkommen, wurde in Bezug auf ältere Männergenerationen immer geringer (vgl. die zitierten Studien in Scholz 2004a). Das Verhältnis zwischen Männlichkeiten lässt sich für die 1980er Jahre als eine Unterordnung des größten Teils der Männer unter eine kleine politische Elite beschreiben, die zunehmend ihre Legitimität verlor. Denkt man diese Argumentation weiter, so ist der Zusammenbruch der politischen Herrschaft der DDR im Herbst 1989 auch ein Resultat der Krise ihrer hegemonialen Männlichkeit.

Abbildungsnachweise

1. Das Heldenfoto des Bergmanns Adolf Hennecke. Aus: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hg.) (2002a): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, 119.
2. „Täve“ Gustav-Adolf Schur bei der Siegerehrung der Friedensfahrt 1955. Aus: Schur, Gustav-Adolf (2001): Täve. Die Autobiographie. Berlin, 121.
3. Walentina Tereschkowa und Juri Gagarin bei der Verleihung des Karl-Marx-Ordens 1963. Aus: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (2002a): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, 155.
4. Steffen Mensching und Hans-Eckardt Wenzel in einer Szene des Stücks *Neues aus der Da Da eR*. Aus: Mensching, Steffen/Wenzel, Hans-Eckardt (1991): Allerletztes aus der Da Da eR. Hundekomödie. Leipzig, 27.

II. Teil

**Empirische Befunde zum sozialen Wandel von
Männlichkeit(en) und männlicher Herrschaft
im Erwerbssystem, in der Politik und im Militär**

4. Der soziale Wandel von Erwerbsarbeit. Empirische Befunde und offene Fragen

Das Thema Männlichkeit und Erwerbsarbeit wird in der Männer- bzw. Männlichkeitsforschung bisher vor allem unter der Frage diskutiert, welche Folgen die eindimensionale Verknüpfung von Männlichkeit und Erwerbsarbeit für Männer hat, welche Belastungen und Leiden mit der „männlichen Rolle“ verknüpft sind. Wenig erörtert und kaum empirisch untersucht sind hingegen die aktuellen Transformationsprozesse von Arbeit. Diese sind bisher weitgehend Gegenstand der Arbeits- und Industriesoziologie; dort hat die Kategorie Geschlecht angeregt durch die Debatten in der Frauen- und Geschlechterforschung in den letzten Jahren als Analysedimension an Bedeutung gewonnen (Aulenbacher 2005), jedoch lautet die zentrale Frage: „Ist der Arbeitskraftunternehmer weiblich?“ (Voß/Weiß 2005). War dieser neue Arbeitskrafttypus von Pongratz und Voß (1998) als analytisch geschlechtsneutraler Idealtypus angelegt, eine Annahme, die in der Frauen- und Geschlechterforschung bereits vielfach kritisiert wurde (u. a. Manske 2005), so zeigte er sich in der Empirie vor allem unter hoch qualifizierten weiblichen Angestellten. In den Blickpunkt der Forschung gerieten die Chancen und Risiken, die der soziale Wandel von Arbeit für weibliche Arbeitnehmer mit sich bringt, sowie die Ausdifferenzierung unter Frauen entlang von Qualifikationen, Erwerbs- und Familienstatus (u. a. Nickel 2007; 2003; Nickel et al. 1999). Welche Veränderungen die Entwicklungen für männliche Arbeitnehmer haben, welche Chancen und Risiken sich für sie ergeben, wie sie die Veränderungen subjektiv erfahren und bewältigen, wird hingegen kaum debattiert.⁵⁹ Um diesen Aspekt wird es in meiner Analyse vorrangig gehen; sie erfolgt vor dem Hintergrund, dass männliche Lebensentwürfe und Identitätskonstruktionen in modernen Gesellschaften zentral an Erwerbsarbeit gebunden sind und geht damit auch der Frage nach, wie sich soziale Konstruktionen von Männlichkeit verändern, wenn sich das Erwerbssystem wandelt.

In einem ersten Schritt werde ich den Diskurs der kritischen Männerforschung kurz darstellen. In einem zweiten Schritt zeige ich anhand verschiedener empirischer Untersuchungen, dass Erwerbsarbeit im Gegensatz zu den Argumenten der kritischen Männerforschung für einen großen Teil der männlichen Bevölkerung immer noch eine positive Quelle für Identitätskonstruktionen ist. Dieser Bezugspunkt wird jedoch im Zuge

⁵⁹ Im Mittelpunkt der Arbeits- und Industriesoziologie standen auf Grund ihrer Orientierung an bestimmten Branchen wie die Automobilindustrie generell männliche Arbeitnehmer ohne dass jedoch deren Geschlecht explizit in den Blick genommen wurde. Eine Ausnahme bildet die Analyse von Dörre über männliche ostdeutsche Leiharbeiter in der Automobilindustrie (Dörre 2005).

des gegenwärtigen Transformationsprozesses von Erwerbsarbeit für bestimmte Gruppen von Männern zunehmend prekär. Diesem Wandlungsprozess gehe ich im dritten Teil mit Rekurs auf die aktuelle Debatte um die sogenannte Vermarktlichung und Subjektivierung von Arbeit genauer nach. Anhand einer eigenen qualitativen Fallstudie werde ich exemplarisch zeigen, welche Herausforderungen die Veränderungen von Management und Unternehmenskultur sowie der Wandel herkömmlicher männlicher Berufskarrierewege an männliche Arbeitnehmer stellen. Abschließend formuliere ich in einem Resümee zukünftige Fragestellungen einer soziologischen Männlichkeitsforschung für diesen Gegenstandsbereich.

1. Erwerbsarbeit als Leid und gesundheitliches Risiko

Die Lebensorientierung von Männern an Erwerbsarbeit gilt in der soziologischen Debatte als Konsens. Fundiert wurde diese Annahme in den 1950er Jahren durch Talcott Parsons in seiner im Rahmen der Familiensoziologie entwickelten strukturfunktionalistischen Rollentheorie (Parsons 1968). Durch den Geschlechtsrollenerwerb erlernen Männer und Frauen demnach die gesellschaftlich-funktionale Differenzierung. Die männliche Geschlechtsrolle ist instrumentell und expressiv ausgerichtet, damit sind Männer für die Übernahme von öffentlichen Rollen prädestiniert, ihr Betätigungsfeld liegt im Gegensatz zu den Frauen in der außerfamiliären Sphäre und damit wesentlich in der Erwerbsarbeit. Ihre Aufgabe ist es, die Familie materiell zu versorgen, als heterosexueller Ehemann und Vater repräsentieren sie zugleich die Autorität in der Familie und die gesellschaftliche Identifikationsfigur; der Vater fungiert als Vermittler zwischen den Welten und verkörpert das (männliche) Leistungsprinzip. Mit seiner Rollentheorie entwarf Parsons zugleich eine normative Einheitsmaskulinität, die mit ihren Charakteristika heterosexuell, reproduktionswillig, verantwortlich für Ehe und Familie unter der Hand dem Männlichkeitskonzept der amerikanischen weißen Middle Class jener Jahre entsprach.

In Reaktion der feministischen Kritik an Parsons Konzept expandierte ab den 1970er Jahren auch die Forschung zur männlichen Geschlechtsrolle. Nun wurden, zunächst in den USA, die negativen Aspekte der männlichen Rolle debattiert und vor allem die Wirkung der instrumentellen Aspekte auf die individuelle Psyche analysiert. Die bei Parsons implizit positive Konnotation der Instrumentalität erfuhr eine „Umdeutung ins Defizitäre“ (Meuser 2006a, 61). Dies gilt auch für die sich Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre formierende deutschsprachige Männer- und Männlichkeitsforschung.

So stellen etwa Böhnisch und Winter, die für den deutschsprachigen Kontext als zentrale Vertreter einer sich als kritisch verstehenden Männerforschung angesehen werden können, in ihrer 1993 vorgelegten Theorie der männlichen Sozialisation fest, dass Erwerbsarbeit immer noch zentral für männliche Identität sei, der soziale Wandel im Erwerbsbereich dementsprechend Verunsicherungen auslöse und zu Krisen der männlichen Identität führen könne. Sie konstatieren, dass Erwerbsarbeit heute meist Leiden und Entfremdung verursache und kaum positive Bezugspunkte für das Mannsein mehr biete (Böhnisch/Winter 1993, 137ff., 151ff.; vgl. auch Hollstein 1992; 1999). In eine ähnliche Richtung argumentieren Heidrun Bründel und Klaus Hurrelmann (1999), die mit Bezug auf Krankheits- und Sterbestatistiken belegen, dass die ausschließliche Orientierung der Männer an der Karriere mit einem hohen gesundheitlichen Risiko verbunden ist. Normativ formulieren sie: „Wenn Männer so weiterleben wie bisher, im Konkurrenzdenken gefangen und im Karrierestreben verstrickt, dann manövrieren sie sich – gesundheitlich gesehen – ins Aus, in den Kollaps“ (Bründel/Hurrelmann 1999, 210). Dieser Argumentationsstrang wurde in den letzten Jahren mit dem Entstehen einer Männergesundheitsforschung gestärkt und immer populärer (Meuser 2007a).

So wichtig die Kritik an der Fokussierung von Männern auf Erwerbsarbeit und der Verweis auf mögliche Folgen ist, fällt in dieser Debatte doch dreierlei auf: Die Ausrichtung des männlichen Lebens auf die außerhäusliche Sphäre und Erwerbsarbeit wird als gegeben angesehen und nicht empirisch überprüft. Auch das Leiden der Männer an der Erwerbsarbeit wird nicht anhand von empirischen Untersuchungen belegt, sondern aus statistischen Daten über Erkrankungen, Sterbe- und Suizidraten geschlossen. Darüber hinaus wird ein sozialer Wandel der Erwerbsarbeit konstatiert, der vermeintlich das Leid der Männer erhöht, dieser Wandel wird jedoch nicht genauer bestimmt. Erst in jüngster Zeit analysiert etwa Böhnisch diesen unter dem Stichwort des „digitalen Kapitalismus“; empirisch fundiert sind auch diese Analysen bisher nicht (Böhnisch 2003; 2006).

2. Erwerbsarbeit als Quelle männlicher Identität

Im folgenden Abschnitt geht es nun um die Frage, welche Bedeutung gegenwärtig Berufs-/Erwerbsarbeit für männliche Lebensentwürfe und Identitätskonstruktionen hat. Die Zeitbudgetstudien 2001/2002 von Döge und Volz (2004) belegen, dass Erwerbsarbeit (immer noch) den zeitlichen Schwerpunkt im Leben von Männern bildet. Variationen zeigen sich hinsichtlich ihres Stellenwertes in Bezug auf die Lebensalter und die

Branchenzugehörigkeit. Männer der Altersgruppe von 25 bis 45 Jahre wenden täglich durchschnittlich 8 Stunden und 40 Minuten für die Erwerbsarbeit auf und leisten zweieinhalb Stunden Hausarbeit. Mit Bezug auf die gesamten Zeitverteilungen kommen die Autoren zu dem Schluss, dass Männer nicht mehr „ausschließlich ErwerbsMänner“ (Döge/Volz 2004, 9) seien, sie seien auch im Familienleben präsent und hätten ein Freizeitleben; dennoch habe sich an der klassischen Arbeitsteilung nicht sehr viel geändert: „Männer sind fast doppelt so lange mit Erwerbsarbeit beschäftigt wie Frauen, wenden jedoch nur rund zwei Drittel der Zeit für Haus- und Familienarbeit auf, die Frauen dafür aufbringen“ (ebd.).

Dieser weitgehend ungebrochenen zeitlichen Integration in Erwerbsarbeit korrespondiert eine starke Berufsorientierung. So zeigt etwa eine Studie über mittlere Führungskräfte von Behnke und Liebold (Behnke/Liebold 2001; Liebold 2005) die Wichtigkeit von Berufsarbeit auf: Angestrebt wird ein Konzept, in dem sich Arbeit und Leben wechselseitig durchdringen, die Arbeit wird von den Interviewpartnern als etwas „Gesamtes“ (Behnke/Liebold 2001, 3) angesehen. Sie wird als eine Art Abenteuer in einer Männergesellschaft erlebt. Die Bedeutung der Familie sehen die befragten Führungskräfte in der emotionalen Absicherung, sie fungiert als Kontrollinstanz, Sinnstiftung und soziale Ressource und bildet „die adäquate soziale Rahmung [...] eines auf Arbeit fundierten Lebens“ (ebd., 8).

Die sozialen Folgekosten eines auf Erwerbsarbeit zentrierten Lebens wie etwa die emotionale Distanz von (Ehe-)Partnerin und Kindern, die Ablehnung des eigenen Lebensentwurfes durch die Kinder, die weitgehende soziale Isolation außerhalb der Erwerbsarbeit werden durchaus reflektiert (vgl. dazu besonders Liebold 2005), dennoch liegt den Führungskräften daran, den Status Quo ihres erwerbszentrierten Lebens aufrecht zu erhalten. Die Schattenseiten geraten vor allem bei älteren Männern, die sich auf den Ausstieg aus der Berufswelt vorbereiten, in den Blickpunkt, sind sie doch gezwungen, sich mit einem Leben jenseits der Erwerbsarbeit auseinanderzusetzen. Jedoch wird auch von solchen Männern, die ein schmerzhaftes Scheitern ihres Lebensentwurfes im Familienleben konstatieren, die Berufsorientierung nicht grundlegend in Frage gestellt. Denn die Arbeit, so einer der Interviewpartner, bringt vor allem „Spaß“ und wird „gar nicht als Belastung“ empfunden (zit. in ebd., 99).

Eine solche zentrale Berufsorientierung findet sich nicht nur bei Männern mit höheren Qualifikationen und entsprechenden beruflichen Positionen. Eine eigene biographische Studie über ostdeutsche Männer, die zwischen Mitte der 1950er und Mitte der 1960er Jahre in der DDR geboren wurden, belegt die Wichtigkeit des Berufes in allen Qualifika-

tionsstufen (Scholz 2004a). Dabei verfügen nur wenige Männer des Samples über eine kontinuierliche Berufsbiographie, denn mit den 1989 einsetzenden Transformationsprozessen geht der ostdeutschen Gesellschaft die Erwerbsarbeit in hohem Maß verloren. Für die meisten der befragten Männer sind die Umstrukturierungsprozesse des Erwerbssystems mit Betriebs- und Berufswechselln, Umschulungen, beruflichen Weiterbildungen, Neuorientierungen im laufenden Studium, Phasen von Arbeitslosigkeit etc. verbunden. Insofern kommt dieser Gruppe von Männern in den aktuellen Transformationsprozessen von Arbeit eine Avantgardefunktion (Engler 2002) zu: Entwicklungen, die sich in Westdeutschland erst allmählich vollziehen wie der massive Abbau von Arbeitsplätzen, die hohe Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen und untertarifliche Entlohnung haben sich in Ostdeutschland in einem historisch sehr kurzen Zeitraum vollzogen. Insofern ist es denkbar, dass sich die männlichen Identitätskonstruktionen in den zehn Jahren seit dem Beginn der Transformation bis zum Untersuchungszeitpunkt 1999 auch auf andere Lebensbereiche erweitert haben.

Es zeigt sich jedoch eine entgegengesetzte Entwicklung: Je schwieriger eine kontinuierliche Berufskarriere für den jeweiligen Mann zu realisieren ist, umso bedeutsamer wird die berufliche Identität in den biographischen Erzählungen. Dabei offenbart sich ein spezifischer Konstruktionsmodus: Aus der Perspektive der Gegenwart wird eine in sich geschlossene Berufsgeschichte regelrecht „zusammengebastelt“; die berufliche Identität hat aus der Perspektive der Interviewten eine lange Geschichte, ihr „Ursprung“ liegt schon in schulischen Interessen, charakterlichen Prägungen oder in einem Hobby begründet. Und obwohl der größte Teil der befragten Männer verheiratet ist und Kinder hat, kommt dieser Lebensbereich nur in „Familienfragmenten“ (ebd., 203) zum Ausdruck. Identität und Geschlecht werden somit vorrangig im Bereich der Ausbildungs- und Berufslaufbahn entworfen. Auch für diese befragten Männer sind „Aktivität, Herausforderung, Bewegung, Weiterbildung und individuelle Entfaltung, die als normative Werte moderner Identitätskonstruktionen verstanden werden können, [...] fast ausschließlich mit dem Erwerbsbereich verknüpft“ (ebd., 237). Deshalb nehmen sie Umstände wie lange Anfahrtswege, untertarifliche Bezahlung und lange Arbeitszeiten, die von außen betrachtet als Zumutungen empfunden werden können, in Kauf. Auch aus ihrer Perspektive ist ihre Erwerbsarbeit mehr mit „Spaß“ und Befriedigung verbunden als mit Leid.

An dieser Stelle ist zunächst zu konstatieren, dass die Bedeutung von Erwerbsarbeit für männliche Identitätskonstruktionen nicht geringer wird, wenn sich die Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt verschlechtern. Dieses Ergebnis wird auch durch die biographische

Langzeituntersuchung von Mechthild Bereswill über junge ost- und westdeutsche Männer mit Hafterfahrungen bestätigt. „In den Interviews nach ihren Zukunftswünschen gefragt, dominiert das Bild einer ungebrochenen männlichen Normalbiographie: Freundin, Kinder, Arbeit, Haus und Auto“ (Bereswill 2006, 252). Diese biographische Arbeitsorientierung könne jedoch von diesen nach Bereswill als marginalisiert zu bezeichnenden jungen Männern, deren Biographien durch Bildungsarmut und soziale Randständigkeit gekennzeichnet sind, kaum realisiert werden. Ihr gesellschaftlicher Integrationskonflikt, so Bereswill, wird durch den Erziehungsauftrag des Jugendstrafvollzuges, der sich auf Ausbildung und Arbeit richtet, noch verstärkt. „Sie stehen im Fadenkreuz eines gesellschaftlichen Prozesses, in dessen Verlauf der Wandel der Erwerbsgesellschaft und Wandel im Geschlechterverhältnis einander überlagern, aber auch durchkreuzen. Haben wir es einerseits mit der Erosion von Erwerbsstrukturen zu tun, sehen wir andererseits die Zählebigkeit von Strukturen im Geschlechterverhältnis“ (ebd., 253).

Insgesamt belegen die zitierten qualitativen Studien, dass sich Männer trotz der Veränderungen im Erwerbssystem an einem auf Arbeit zentrierten Lebenslauf orientieren und Erwerbsarbeit weiterhin positive Quelle für männliche Identitätskonstruktionen ist. Die Ursache für die Langlebigkeit dieser „industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion“ (Meuser 2004) ist darin zu sehen, dass Männlichkeit mit Erwerbsarbeit immer noch sowohl strukturell als auch kulturell-symbolisch verknüpft ist. Das Ernährerbild ist weiterhin in die Institutionen Arbeitsmarkt und Familie eingeschrieben. Man kann dies mit Helga Krüger als eine „historisch verfestigte Segmentation“ (Krüger 2001, 70) bezeichnen, die sich negativ auf Männer auswirken kann, weil sie die Entwicklung alternativer Lebenskonzepte einschränkt. Auf der kulturell-symbolischen Ebene mangelt es an Erzähl- und Identitätsmustern Männlichkeit jenseits von Erwerbsarbeit zu konstruieren. Michael Meuser konstatiert „dass Männern gewissermaßen kein anderes Vokabular zuhanden ist, um ihre Lebensgeschichte zu erzählen, ganz gleich, wie diese abgelaufen ist. [...] Männlichkeit kann offensichtlich gar nicht anders gedacht werden, sie kann nur vom Beruf her konzipiert werden“ (Meuser 2005, 147).

3. „Ausschließlich zahlenorientiert, ausschließlich an Erträgen orientiert“ – Der soziale Wandel von Arbeit in einem Großunternehmen

Im folgenden Abschnitt wird nun der bereits mehrfach benannte soziale Wandel der Erwerbsarbeit genauer bestimmt. Ich werde zunächst zentrale Aspekte der Entwicklung

nachzeichnen und in einem zweiten Schritt anhand einer eigenen exemplarischen Fallanalyse zeigen, wie diese Prozesse von den Beschäftigten wahrgenommen werden, welche Dimensionen aus ihrer Perspektive bedeutsam sind und warum.

In Deutschland ist der gegenwärtige Strukturwandel von Arbeit „gekennzeichnet durch eine vielgestaltige und uneinheitliche Dynamik“ (Lohr/Nickel 2005, 207), die wissenschaftlichen Interpretationen über seine Reichweite und Bedeutung sind „durchaus uneinheitlich“ (ebd.). Konsens besteht hinsichtlich zweier Aspekte: Erstens hat die kapitalistische Verwertungslogik eine neue Stufe erreicht, die als „Ökonomisierung“ bzw. „Vermarktlichung“ bezeichnet werden kann. Seit Beginn der 1990er Jahre greifen betriebliche Rationalisierungsstrategien, die den bisherigen tayloristischen Koordinations- und Kontrollmodus „Hierarchie“ durch den „Markt“ ersetzen. Dabei fungiert der „Markt“ vor allem als Leitbild, das die Überlegenheit marktorientierter Rationalisierungsstrategien behauptet. Diese Strategien werden in jede unternehmerische und betriebliche Einheit integriert, die dadurch in ein innerbetriebliches Konkurrenzsystem gesetzt werden. Die Beziehungen zwischen den Unternehmenseinheiten werden auf diese Art und Weise nach „marktbezogenen Richtlinien restrukturiert“ (Manske 2005, 55). Der Modus der Vermarktlichung bezieht sich jedoch zunehmend auch auf gesellschaftliche Bereiche, die bisher nicht einer Marktlogik unterworfen waren und „oft unbezahlt und vorrangig bedürfnis- und gebrauchswertorientiert nachgefragt wurden“ (Lohr/Nickel 2005, 207). Dies betrifft insbesondere den gesellschaftlichen Reproduktionsbereich, er wird nun ebenfalls rekommodifiziert.

Zweitens kehren die Subjekte in die Ökonomie zurück, ein Prozess, der mit dem Begriff „Subjektivierung“ gefasst wird. Er verweist auf einen neuen Modus der Rationalisierung und Vergesellschaftung der Arbeitskräfte. War das Ziel der betrieblichen Organisation bzw. des Managements im fordistischen Industrialismus, alle sogenannten subjektiven Faktoren bei der Nutzung der „Ware Arbeitskraft“ (Pongratz/Voß 1998) zu eliminieren, so führt die organisatorische Dezentralisierung in den Betrieben zu einer Re-Subjektivierung. Gerade die subjektiven Faktoren gelten nun als Potentiale der Rationalisierung. Dementsprechend werden hemmende Hierarchien und Bürokratien abgebaut und den Individuen wird mehr Eigenverantwortung übertragen. Dabei sind zwei Aspekte zu unterscheiden: Auf der einen Seite wächst die Chance der Arbeitskräfte, Subjektivität in den Arbeitsprozess einzubringen, sich in der Arbeit „selbst zu verwirklichen“. Damit einher geht eine enorme Aufwertung von Erwerbs- als Berufsarbeit und beruflicher Selbstverwirklichung, die so Müller, an neuer „Strahlkraft“ für beide Geschlechter gewinnt (Müller 2005). Auf der anderen Seite ist ein „doppelter Zwang“

(Moldaschl/Voß 2002, 14) zu konstatieren: Die Arbeitskräfte müssen mit den eigenen subjektiven Beiträgen den Arbeitsprozess aufrechterhalten und die Arbeit selbst strukturieren, rationalisieren und verwerten. Dabei enthalten die sich ausweitenden Gestaltungsfreiheiten „systematische Gefährdungen neuer Art“ (ebd.), die Gewährung von Autonomie konstituiert nach Moldaschl und Voß eine neue schwer zu durchschauende effiziente Herrschafts- und Ausbeutungstechnik. Lohr und Nickel (2005) fassen diese Paradoxie mit dem Begriff der „riskanten Chancen“.

Damit komme ich zu den in der Einleitung formulierten Fragen, wie sich diese riskanten Chancen für männliche Arbeitnehmer gestalten, wie sie die Transformation von Arbeit erfahren und bearbeiten. Ich gehe ihnen anhand einer Fallstudie in einem in Westdeutschland angesiedelten Chemieunternehmen nach; diese Studie entstand im Rahmen des Forschungsprojektes „Innovative Arbeitsforschung und Lernender Forschungszusammenhang (LeFo)“ an der Universität Potsdam, das zum Projektverbund „Zukunft der Arbeit“ des BMBF gehörte (vgl. Ludwig 2008). Ziel des Projektes war es, die subjektive Verarbeitung des sozialen Wandels von Arbeit interdisziplinär zu erforschen. Innerhalb des Unternehmens wurde ein Betriebsteil ausgewählt, der sich in einem Restrukturierungsprozess hin zur sogenannten ergebnisorientierten Steuerung von Arbeit befand. Es handelt sich dabei um das Agrarzentrum, welches für die Forschung und Entwicklung sowie die Produktsicherheit von Pflanzenschutzmitteln zuständig ist. Ergebnisorientierung bedeutet in diesem Kontext die schnellere und kostengünstigere Zulassung von Pflanzenschutzmitteln. Damit verbunden ist eine Umstellung der Managementstrategien weg von direkten Anweisungen und Kontrolle hin zu mehr Eigenverantwortung und Projektorientierung. Die Beschäftigten müssen nun die Aufgaben selbst verteilen und erledigen. Mit dieser Umstrukturierung war zugleich ein Stellenabbau von 25% verbunden, der zum Zeitpunkt der Untersuchung gerade abgeschlossen war. Innerhalb des Agrarzentrums wurde eine Arbeitsgruppe untersucht, die laut Betriebsleitung besonders stark vom Umbau betroffen war: zum einen durch den massiven Stellenabbau zum anderen durch die Zusammenlegung von zwei Arbeitsgruppen. Sie untergliedert sich nun in neun Labors mit je drei bis vier Mitarbeiter/innen, die einem Gruppenleiter unterstellt sind. Die Arbeitsgruppe analysiert die Rückstände von Pflanzenschutzmitteln in Pflanzen und Tieren, die Ergebnisse werden für die behördliche Zulassung neuer Wirkstoffe benötigt. Mit sechs Mitarbeitern und sechs Mitarbeiterinnen wurden qualitative, problemzentrierte Interviews geführt, die im Rahmen einer

Forschungswerkstatt⁶⁰ ausgewertet wurden. Einbezogen wurden auch Dokumente des Betriebes, wie Konzepte zu ergebnisgesteuerter Arbeit, die inhaltsanalytisch ausgewertet wurden.

Das methodische Vorgehen gestaltet sich wie folgt: Zunächst wurde eine Einzelfallanalyse anhand des Interviews mit dem Laborleiter Dr. Steger durchgeführt, der auch der Protagonist der Darstellung ist. Im Mittelpunkt von Dr. Stegers Erzählungen stehen zwei Themen: die Veränderungen im Management und in der Unternehmenskultur sowie die Auswirkungen auf Berufskarrieren. Der Vergleich mit den anderen Interviews zeigt, dass sich beide Themen auch in den anderen Interviews mit männlichen Beschäftigten finden lassen, sie können deshalb als bedeutsame Dimensionen der Transformation für männliche Beschäftigte identifiziert werden und werden im Folgenden analysiert.

Aus der Sicht der Interviewten resultieren die laufenden Veränderungen im Werk aus einem Wechsel im Management. So kontrastiert Dr. Steger in seinen Erzählungen mehrfach einen alten und einen neuen Managertypus, der sich begrifflich als „wissenschaftlicher Agrarmanager“ versus „marktorientierter Verkaufsmanager“ fassen lässt. Der typische Vertreter des alten Managers habe Chemie studiert und wäre zunächst in der Landwirtschaft tätig gewesen. Er habe im Laufe seiner Karriere einen kontinuierlichen Aufstieg vollzogen und besäße starke soziale Bindungen zu anderen Führungskräften, aber auch zu den Mitarbeiter/innen. Charakteristisch sei eine spezifische Mentalität, die Dr. Steger als „Denke ‚Agrar und Umwelt‘“ bezeichnet. Der neue Manager sei hingegen nicht mehr ein „im Geschäft groß gewordener“ Fachmann, sondern ein „Quereinsteiger“, dessen Arbeitsfeld der Verkauf sei, er sei „ausschließlich zahlenorientiert, ausschließlich an Erträgen orientiert“.

Mit diesem „Paradigmenwechsel“ gehe eine Umstrukturierung der Arbeitsabläufe, aber auch der Werteordnung im Betrieb einher. Während bis zu diesem Wechsel die Solidität und Qualität der wissenschaftlichen Studien im Vordergrund gestanden habe, zählten nun schnelle Ergebnisse, die sich auf dem Markt gewinnbringend verkaufen lassen. Wäre bisher das gute wissenschaftliche Arbeiten das zentrale Kriterium für die soziale Anerkennung, so sei es nun der gewinnbringende Verkauf. Während früher der „Spezialist“ gezählt habe, sei heute Flexibilität gefragt: „Also Ideal Prüfleiter, das sieht so aus, dass der das alles kann.“

⁶⁰ Zur Anlage des Projektes und zur Methode der Forschungswerkstatt vgl. Ludwig (2008). Zu dieser Fallanalyse vgl. Scholz (2008a), der Band enthält weitere Interpretationen dieses Falles.

Während der alte Managertypus soziale Verantwortung für die Mitarbeiter/innen übernommen habe, interessiert sich der neue nicht mehr für die einzelnen Beschäftigten. Dies wird anhand von Geschichten über den Personalabbau belegt. Diese Unmenschlichkeit des neuen Managements kontrastiert Dr. Steger mit dem alten Managertypus, der „Kämpfer für seine Gruppe“ gewesen sei. Damit einhergegangen sei auch ein starker sozialer Zusammenhalt: „Freitags Mittag da hat dann der Laborleiter mit seinen Leuten Schnitzel gebraten im Labor“. Auffällig ist, dass in Dr. Stegers Erzählungen die Vergangenheit ausgesprochen harmonisch und positiv erscheint. Man kann davon ausgehen, dass es sich dabei zum Teil auch um Idealisierungen handelt, die in der Narration als Mittel der Kontrastierung eingesetzt werden, um dem Interviewer die Unterschiede zwischen früher und heute zu verdeutlichen.

Als Personifizierung des neuen Managertypus gilt der Leiter des Agrarzentrums Dr. Baldus mit dem selbst Vorabgespräche, aber kein Interview geführt wurde. Er wird von den Interviewten als „Globalplayer“ und als „Feldherr“ bezeichnet, und gilt als derjenige, der ohne Rücksicht auf die Belange der Mitarbeiter/innen Stellen abbaut und die neue „Denke“ im Unternehmen verkörpert. Diese zeigt sich besonders scharf in der Vorstellung vom Betrieb als einem Schiff, die den Mitarbeiter/innen von Dr. Baldus auf einem Workshop zur Zukunft des Werkes vorgestellt wurde. Sie sollten sich das Chemiewerk als ein Schiff auf hoher See vorstellen, das einer Reederei gehört, die den Kunden symbolisiert. Das Schiff sei aufgebrochen, um neue Märkte zu erobern und sich im Wettbewerb mit den anderen Schiffen zu messen, wobei die Besatzung sich nach den Wünschen der Reederei zu richten hätte. Alle Beschäftigten säßen in diesem Boot und seien den gleichen Fährnissen ausgeliefert und könnten sie nur gemeinsam bewältigen. Man müsse trotz der widrigen oder gerade wegen der widrigen Umstände zusammenhalten.

Mit dieser Schiffsvision, so meine Interpretation, kann das Management legitimieren, dass es Leute entlassen muss und nicht sozial verträglich handeln kann, eben weil es sich zentral auf den Kunden beziehen *muss*. Zur absoluten Ausrichtung am (Welt-)Markt scheint es somit keine Alternative zu geben. Gleichzeitig hat die Schiffsmetapher auch eine sozialintegrative Funktion und setzt auf Gleichheit aller Beschäftigten, was wiederum dem neuen Leitbild von Eigenverantwortung und flachen Hierarchien entspricht. Dabei wird verschwiegen, dass ein großes Schiff streng hierarchisch organisiert ist, die Mannschaft hat den Befehlen des Kapitäns und seiner Offiziere zu folgen. Die von den Mitarbeitern verwendete Metapher des „Feldherrn“ verweist genau auf

diese (militärische) Rangordnung, auf die Konzentration von sozialer Macht in der Hand des Managers und den Anspruch auf Autorität.

Das neue Managementkonzept führt nun zu gravierenden Veränderungen der Arbeitsorganisation der Laborleiter. Diese werden in den Interviews auch sprachlich deutlich: Wurden sie früher als „Prüfleiter“ bezeichnet, so heißen sie nun „Laborleiter“ oder gar „Labormanager“. Setzt man anhand des Interviewmaterials idealtypisch den alten gegen den neuen Typus so ergeben sich folgende Charakteristika: Der Prüfleiter zeichnet sich durch Spezialistentum, Engagement für die Mitarbeiter/innen und einen engen Kontakt zum Labor aus; er hat sich im Betrieb hochgearbeitet und teilweise keine akademische Ausbildung. Der Labormanager hingegen ist charakterisiert durch Flexibilität, geringes Interesse an den Belangen seiner Mitarbeiter/innen und hat kaum noch Kontakt zum Labor; er verfügt über eine akademische Ausbildung und möglichst Berufserfahrungen im Ausland. Er soll die neuen Unternehmenswerte inkorporiert haben, insbesondere die unbedingte Orientierung an schnellen Ergebnissen und Gewinnen, eine starke Technikfixierung und ein schonungsloser Umgang mit den Mitarbeiter/innen. So äußert beispielsweise der sich selbst als „Labormanager“ bezeichnende Dr. Heinrich: „Wer diesen Sprung nicht schafft, zu Hightech hin, der wird im Prinzip überflüssig. Das liegt in der Natur der Sache.“

Die Angestellten positionieren sich zu diesem neuen Managertypus sehr unterschiedlich. Dabei fällt auf, dass dieses Thema unter den männlichen Interviewten stärker verhandelt wird, also bedeutsamer ist, als unter den weiblichen. Während die einen Dr. Baldus bewundern und ihm nacheifern, sehen andere diese Entwicklung kritisch. Setzt man ihre jeweilige soziale Positionierung im Werk dazu in Bezug, so fällt auf, dass diejenigen Mitarbeiter, welche von einem weiteren beruflichen Aufstieg ausgehen und sich nach oben orientieren, sich ausgesprochen positiv zum Vorgesetzten in Bezug setzen. Diejenigen, die ihre weitere berufliche Zukunft im Werk gefährdet sehen, stehen diesem neuen Typus skeptisch gegenüber.

Dr. Steger verortet sich selbst auf der Seite des alten Managertypus. Er beklagt die zunehmende soziale Kälte unter den Mitarbeiter/innen und setzt sich aus seiner Sicht weiter für ihre Belange ein und bemüht sich immer wieder, gemeinsame Unternehmungen in der Freizeit anzuregen. Er sieht sich gegenwärtig in einer Situation, in der seine Handlungsoptionen durch den Wandel eingeschränkt werden, symbolisiert wird dies im Interview durch den Verlust des Einzelbüros im Rahmen der sogenannten „Bürraumkompaktierung“. Gleichzeitig orientiert sich Dr. Steger aber am neuen Managerideal und betont immer wieder seine Flexibilität. Er erkennt den neuen Managertypus

als hegemonial an, und indem er sich selbst als „alt-romantisch“ bzw. im Alter von Mitte 40 als „alt“ bezeichnet, schreibt er sich eine untergeordnete Position in der neuen Ordnung zu unter der er gleichwohl leidet, denn eigentlich hatte er eine Berufskarriere im Auge, in der er selbst mehr mitbestimmen kann.

Der berufliche Entwicklungsweg nimmt im Interview mit Dr. Steger einen breiten Raum ein. Er stellt sich als einen Mann dar, der eine „klassische Karriere“ im Werk gemacht und bereits früh ein persönliches Karriereziel formuliert hat: „Ich möchte gern ein bisschen mehr mitbestimmen“. Er thematisiert ausführlich, wie sicher eine lebenslange berufliche Anstellung im Werk bisher galt und erzählt von seinen Mitarbeitern, die ihn in der Zeit des Personalabbaus „tagtäglich“ mit Anfragen konfrontiert haben: „Sag mal, wie sieht es denn aus, ich habe Angst, ich habe gebaut, ich habe Familie zu Hause, sage mir mal, bin ich nächste Woche bei Dir [zum Entlassungsgespräch]?“ In diesem Zitat kommt zugleich die Vorstellung vom männlichen Familienernährer zum Ausdruck, die Dr. Steger auch in folgender Geschichte thematisiert: „Also meine Schwiegermutter hat mich bisher nur ein einziges Mal herzlich umarmt. Das war als ich aus dem Vorstellungsgespräch herauskam und gesagt habe, ich habe einen Job im Chemiewerk gekriegt. Weil da war für sie klar, ihre Tochter ist versorgt.“ Wenn die soziale Anerkennung von Männern jedoch vor allem auf ihrer Versorgerposition beruht, erklärt sich auch, warum die Transformation des Normalarbeitsverhältnisses für sie so bedrohlich ist. Aber nicht nur die finanzielle Absicherung des Lebens, sondern auch der Lebenssinn durch Erwerbsarbeit spielt bei dem drohenden Verlustszenario eine wichtige Rolle. Eindrücklich beschreibt Dr. Steger das Beispiel eines entlassenen Kollegen, der nun vor lauter Langeweile zum dritten Mal den Gartenzaun streicht. In der Vision eines anderen Interviewten geht der Verlust von Arbeit mit Alkoholismus und Depressionen einher.

Hinsichtlich der Thematisierung der beruflichen Karrieren zeigen sich erhebliche Differenzen im Material. So nehmen der Stellenabbau und die damit einhergehende Verunsicherung in einigen Interviews einen sehr großen Raum ein. Ähnlich wie Dr. Steger thematisieren diese Interviewten, dass Kündigungen bis zur Umstrukturierung etwas Unvorstellbares waren, das Werk habe immer nur expandiert. Hingegen spielt der Stellenabbau in anderen Interviews kaum eine Rolle. Der bereits zitierte Dr. Heinrich etwa teilt sogar die Ansicht des Managements, dass er für die Zukunft des Werkes notwendig sei. Er spricht hingegen über seine weiteren Karrierepläne, über seine laufenden Qualifikationen in Richtung Führung und Management und sieht seine Zukunft positiv, obwohl aus seiner Sicht keine aktuellen Aufstiegschancen für ihn bestehen.

Auch hier zeigt sich der bereits oben aufgezeigte Zusammenhang: Diejenigen, deren berufliche Zukunft im Werk gefährdet ist oder zumindest stagniert, thematisieren den Stellenabbau und die Sorge um ihre weitere Karriere ausführlich, während dies bei denjenigen, die eine berufliche Karriere vor sich sehen, nicht der Fall ist.

4. Resümee

Für männliche Beschäftigte, die ihren Lebensentwurf auf den industriegesellschaftlichen Männlichkeitsentwurf orientiert haben, so lässt sich aus dem Interviewmaterial schlussfolgern, bringen die gegenwärtigen Veränderungen erhebliche Verunsicherungen mit sich, die biographisch be- und verarbeitet werden müssen. Jedoch zeigen sich unter den männlichen Arbeitnehmern erhebliche Differenzen: Auf das hier bezogene Beispiel von unbefristet Beschäftigten im sogenannten Normalarbeitsverhältnis⁶¹ ist zu fragen, warum gelingt es bestimmten Arbeitnehmern Transformationsprozesse aktiv mitzugestalten? Welche biographischen Ressourcen sind mit Auf- und Abstiegen in einer sich wandelnden Hierarchie verbunden? Es lässt sich die These formulieren, dass Arbeitnehmer, die sich am Ideal des industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstrukts orientieren, stärker von Verunsicherungen betroffen sind. Welche Männlichkeitskonstruktion lässt sich hingegen bei den Aufsteigern finden?

In dieser Hinsicht scheint es mir sinnvoll, an die Thesen von Lange (2003) zur Verbindung von Männlichkeit und Management anzuknüpfen und diese zukünftig empirisch zu fundieren. Er vertritt die These, dass die Ressource Männlichkeit die Praxis des Managements in entscheidender Weise prägt und umgekehrt die Praxis des Managements Einfluss auf verschiedene Erscheinungsformen von Männlichkeit in der Organisation hat. Idealtypisch unterscheidet Lange zwischen einem paternalistischen, einem strategischen und einem neuen Managementkonzept, die je mit spezifischen Männlichkeitskonzepten korrespondieren. Aus einem historisch-chronologischen Blickwinkel löste ein Konzept das andere ab, wobei sich nach Lange bis heute paternalistische Elemente finden lassen. Das aktuelle Managementkonzept ist gekennzeichnet durch tendenziell

⁶¹ Zu analysieren ist, wie sich die Transformationsprozesse in anderen Arbeitsverhältnissen gestalten. Klaus Dörre (2005) verweist anhand seiner Untersuchung von Leiharbeitern in der Automobilindustrie darauf, dass in dieser seiner Definition nach prekären Arbeitsform sich langfristig eine „Reproduktionsproblematik“ (ebd., 199) konstituiert: Die Unsicherheit, ob das Arbeitsverhältnis fortgesetzt wird, führt dazu, dass keine langfristige Familienplanung vorgenommen werden kann, zugleich kann die wochenlange Abwesenheit von der Familie diese destabilisieren. Mit der „Reproduktionsproblematik“ ist ein weiterer zentraler Aspekt angesprochen. Wurde in dieser Hinsicht bisher vor allem untersucht, wie Frauen die Vereinbarung von Beruf und Familie gelingt bzw. welche Probleme sie in dieser Hinsicht lösen müssen, so gilt es diesen Aspekt auch für Männer zu untersuchen.

flachere Hierarchien, die Dezentralisierung von Kompetenzen und Entscheidungsbefugnissen, insgesamt schlankere, dynamischere Betriebsstrukturen, vermehrt projektorientierte Arbeitsprozesse in kleinen, leistungsfähigen Teams, verbesserte Partizipationsmöglichkeiten, höhere Eigenverantwortung bei der Entscheidungsfindung und Qualitätssicherungsprozessen. Lange diskutiert, dass zunächst angenommen wurde, dass mit diesem Managementkonzept auch ein Aufstieg von Frauen einher gehen könnte, denn für die neuen Führungsaufgaben sei nun der „ganze Mensch“ mit seine sozialen und emotionalen Fähigkeiten gefragt. Gerade Einfühlungsvermögen, Teamkompetenz und andere soziale Kompetenzen gelten in unserer Kultur der Zweigeschlechtlichkeit als weiblich. Der in den 1980er Jahren einsetzende Wechsel zu diesen neuen oder modernen Managementformen hat jedoch nicht zu einem vermehrten Aufstieg von Frauen geführt: Zum einen haben sich Männer die entsprechenden sozialen Kompetenzen in Managerseminaren angeeignet, zum anderen hat sich gezeigt, dass Kontrolle und Disziplinierung nicht aus dem Betriebsalltag verschwunden sind, sondern eine „autoritär-aggressive Männlichkeit“ (ebd.) neuen Aufwind erhalten hat.

Diese Perspektive lässt sich gewinnbringend auf den analysierten Fall anwenden und führt zu weitergehenden Forschungsfragen. In der visionären Metapher des Schiffs finden sich Elemente einer Männlichkeitskonstruktion, die Connell als „Front-Männlichkeiten“ (Connell 1998, 97; 1999) bezeichnet, eine Männlichkeit, die sich zuerst bei die Eroberung und Kolonialisierung der Neuen Welt im 15. und 16. Jahrhundert konstituierte, die selbst ein von Männern gelenktes Unternehmen war. Die Konquistadores verkörpern für ihn den ersten kulturellen Typus moderner Männlichkeit, der durch Aggressivität, zügellose Gewalt, Gier nach Reichtum und einen egozentrischen Individualismus gekennzeichnet ist und in der Geschichte der Männlichkeit(en) immer wieder in neuen Variationen auftaucht. Auch Böhnisch formuliert in seiner Analyse des „digitalen Kapitalismus“ die These, dass mit der Globalisierung die „'männlichen Prinzipien' der Externalisierung“ weiter vorangetrieben werden; Männlichkeit neu aufgefordert [wird]“ (Böhnisch 2006, 279). Diesen Zusammenhang zwischen den neuen marktzentrierten Managementkonzepten und historisch tradierten Männlichkeitskonstruktionen gilt es zukünftig genauer zu spezifizieren. Eine solche Analyse würde auch der aktuellen Debatte um hegemoniale Männlichkeit (vgl. dazu Meuser/Scholz 2005) mehr Tiefenschärfe verleihen. Bekanntlich geht Connell (1998; 1999) davon aus, dass sich hegemoniale Männlichkeit gegenwärtig in den technokratischen Milieus des globalen Managements konstituiert, empirisch belegt ist diese viel zitierte Annahme bisher jedoch kaum. Die neue Marktideologie und die damit verbundene neue Form des Kapita-

lismus fordert darüber hinaus auch eine erneute Analyse der Verflechtung von Kapitalismus und Androzentrismus heraus.

5. Männlichkeit und Erwerbsarbeit. Eine unendliche Geschichte?

Männliche Lebensverläufe und Identitätskonstruktionen sind im Kern untrennbar mit Erwerbsarbeit assoziiert. Diese Relation entwickelte sich ab Mitte des 18. Jahrhunderts im Bürgertum und konstituierte eine spezifische Vorstellung eines männlichen Lebens, indem eine berufliche Karriere kontinuierlich und in aufsteigender Linie zu verlaufen hatte. Um als erfolgreicher und selbständiger Mann zu gelten, war zugleich die Verankerung als Familienoberhaupt, die Sicherung der Generationsfolge durch Vaterschaft und die Anerkennung in homosozialen Zirkeln notwendig (Kessel 2005; vgl. auch Frevert 1995). Dieses biographische Muster verbreitete sich im Laufe der folgenden zwei Jahrhunderte auf alle sozialen Schichten. Michael Meuser spricht daher von einer „industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion“ (Meuser 2004). Diese ist charakterisiert durch eine Ausrichtung auf eine lebenslange, kontinuierliche und die materielle Existenz sichernde Erwerbsarbeit, eine hohe Identifikation mit dem Beruf, oft auch mit dem Betrieb bzw. der Firma. Sie ist mit der Familie durch das Konstrukt des Familienernährers verbunden, wobei die Orientierung am Beruf den Schwerpunkt bildet, hinter dem die Familienorientierung zurück tritt.

Diese moderne Männlichkeitskonstruktion gerät durch den gegenwärtigen sozialen Wandel der Arbeit von mindestens zwei Seiten unter Druck: Zum einen transformiert und pluralisiert sich das männliche Normalarbeitsverhältnis hin zu flexibleren, oft diskontinuierlichen und untertariflich bezahlten Arbeitsformen. Solche Formen bestimmen bisher die Erwerbstätigkeit von Frauen und werden nun zunehmend auch für männliche Arbeitnehmer bedeutsam. Zum anderen erfolgt im Zuge der „Subjektivierung von Arbeit“ (vgl. u.a. Lohr 2003; Lohr/Nickel 2005) eine neue Aufwertung von Erwerbs- als Berufsarbeit und beruflicher Selbstverwirklichung. Diese gewinnt an neuer „Strahlkraft“ (Müller 2005) und zwar für beide Geschlechter. Der Begriff Subjektivierung verweist auf einen neuen Modus der Rationalisierung und Vergesellschaftung der Arbeitskräfte. War das Ziel der betrieblichen Organisation im fordistischen Industrialismus, alle sogenannten subjektiven Faktoren bei der Nutzung der „Ware Arbeitskraft“ (Pongratz/Voß 1998) zu eliminieren, so führt die organisatorische Dezentralisierung in den Betrieben zu einer Re-Subjektivierung. Gerade die subjektiven Faktoren gelten nun als Potentiale der Rationalisierung. Dementsprechend werden hemmende formale Hierarchien und Bürokratien abgebaut und den Individuen wird mehr Eigenverantwortung

tungübertragen. So wächst die Chance der Arbeitskräfte, Subjektivität in den Arbeitsprozess einzubringen, sich in der Arbeit selbst zu verwirklichen.

Die Fragen, mit denen ich mich seit mehreren Jahren in unterschiedlichen Forschungszusammenhängen beschäftige, lauten, wie der soziale Wandel von Arbeit von den männlichen Individuen biographisch ver- und bearbeitet wird und ob sich in diesem Prozess gesellschaftliche Vorstellungen von Männlichkeit verändern (vgl. Scholz 2004a; 2007d; 2008a). Im Rahmen dieses Beitrags gehe ich ihnen anhand einer spezifischen Gruppe von Männern nach, die in den sogenannten Kulturberufen prekär beschäftigt sind und ihre Situation in künstlerischen Projekten öffentlich thematisieren: der *Bund der Polnischen Versager* und die *Show des Scheiterns*.⁶² Mit ihrer Selbststigmatisierung als „gescheitert“ bzw. als „Versager“ stehen sie konträr zum oben beschriebenen Männlichkeitsmodell, das sich über beruflichen Erfolg definiert. Sie sind deshalb für die aufgeworfenen Fragen eine besonders interessante Untersuchungsgruppe.

Die *Polnischen Versager* und die *Show des Scheiterns* stehen in der öffentlichen Thematisierung von Scheitern nicht alleine. Seit Ende der 1990er Jahre bilden sich vermehrt Gruppen, wie etwa, um ein weiteres Beispiel zu nennen, die *Glücklichen Arbeitslosen* um Guillaume Paoli, die mit dieser provokativen Bezeichnung das Stigma von Arbeitslosigkeit positiv wenden wollen (vgl. ausführlicher Scholz 2005a). Ich bezeichne diese neuen öffentlichen Reden über Scheitern als einen „Diskurs der Gescheiterten“ und untersuche die beiden ausgewählten Projekte als Teil dieses Diskurses. Doch bevor ich analysiere, was die Projekte genau unter Scheitern verstehen und ob die Kategorie Männlichkeit in ihren Selbstpräsentationen von Bedeutung ist, gehe ich zunächst auf die Problematik ein, wie Männlichkeit empirisch untersucht werden kann.

1. Männlichkeit erforschen

Bei der empirischen Analyse von Männlichkeit(en) stellen sich aus meiner Perspektive zwei zentrale Probleme: Zum ersten muss zwischen Männern und Männlichkeit differenziert werden. Nicht alles was Männer tun, konstituiert Männlichkeit (vgl. auch Bereswill 2006). Um jedoch diese Dimension entschlüsseln zu können, ist der Rückgriff auf gesellschaftliche Vorstellungen von Männlichkeit unvermeidbar, zumal hegemoniale Konstruktionen von Männlichkeit sich im Modus des Allgemeinen konstituieren, also auf den ersten Blick nicht sichtbar sind (vgl. Meuser/Scholz 2005). Damit ist jedoch zwei-

62 Der folgende Beitrag greift Material aus meiner Untersuchung zum Diskurs der Gescheiterten auf und verwendet Textpassagen aus Scholz 2005.

tens die Gefahr verbunden, dass vorschnell etwas als *männlich* identifiziert und damit reifiziert (Gildemeister/Wetterer 2002) wird. Deshalb benutze ich den Begriff Männlichkeit im Anschluss an und in Erweiterung von Irene Döllings Konzept als eine „analytische Kategorie“ (Dölling 1999). Dölling plädierte Ende der 1990er Jahre mit Bezug auf die Arbeiten der Historikerin Joan W. Scott für einen begrifflichen Wechsel von Geschlecht als „Strukturkategorie“ hin zu einer „analytischen Kategorie“, um anzuzeigen, „dass mit dem Erkenntnismittel ‚Geschlecht‘ nicht bereits etwas als gegeben vorausgesetzt wird“ (Dölling 1999, 22). Der Fokus von empirischen Untersuchungen richtet sich darauf, „konkret aufzuzeigen, wie und in welchen Figurationen, in Relationen zu welchen anderen Faktoren ‚Geschlecht‘ [...] als mächtiger, hierarchisierender Modus soziale Bereiche, Prozesse mitstrukturiert“ (Dölling 1999, 23).

Übertragen auf Männlichkeit als einer Dimension der Kategorie Geschlecht bedeutet dies, Männlichkeit nicht als Erkenntnisgegenstand zu erforschen, sondern als Erkenntnismittel zu nutzen. Erkenntnisgegenstand ist in dieser Studie der Diskurs der Gescheiterten, Geschlecht dient als Erkenntnismittel diesen zu analysieren. In einem Zeitraum von gut einem Jahr (Februar 2003 bis April 2004) habe ich Materialien über die *Polnischen Versager* und die *Show des Scheiterns* gesammelt, zahlreiche Veranstaltungen besucht und mit Mitgliedern beider Projekte gesprochen.⁶³ Die schriftlich fixierten Äußerungen wie Konzeptpapiere, Manifeste, Internetauftritte, einen Roman sowie meine Beobachtungsprotokolle⁶⁴ von Veranstaltungen und je ein problemzentriertes Interview⁶⁵ habe ich nach den Regeln der kontrastierenden Fallanalyse nach Strauss (1998) ausgewertet. Ich untersuche die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen beiden Gruppen im Hinblick auf die Fragen: Wovon ist die Rede, wenn von Scheitern gesprochen wird? Wann gilt eine Person bzw. ein Leben als gescheitert? Welche alternativen Sinngebungen von Scheitern werden entworfen? Erst in einem zweiten Schritt frage ich danach, ob die Kategorie Männlichkeit für die untersuchten Projekte relevant ist.

2. Die Show des Scheiterns

Die Idee zur *Show des Scheiterns* wurde von Boris Jöns und Torsten Schwarz im Jahre 2001 kreiert, also zu einem Zeitpunkt als es in der Medienbranche und am sogenann-

63 Beide Gruppen sind bis heute aktiver und fester Bestandteil des Berliner Kulturlebens.

64 Zur Methode der teilnehmenden Beobachtung vgl. Rosenthal 2005.

65 Zur Methode des problemzentrierten Interviews vgl. Witzel 2000. Im *Club der Polnischen Versager* sprach ich am 14.02.2003 mit Adam Gusowski, der als Mitglied des Vorstandes für die Öffentlichkeitsarbeit zuständig ist. Boris Jöns, einer der drei Macher der *Show des Scheiterns*, beantwortete mir am 8.02.2003 meine Fragen. Beiden danke ich an dieser Stelle herzlich für ihre Aufgeschlossenheit.

ten neuen Markt kräftig kriselte. Diese Krise betraf die Initiatoren unmittelbar selbst, denn die beiden Dreißigjährigen arbeiten in dieser Branche. Nach ihrem Studium an der Hochschule der Künste gründeten sie 1997 das Büro *CÖP Kulturmaßnahmen*. Auch der dritte im Bunde, Sebastian Orlac, arbeitet als freier Regisseur und Autor. Man kann die drei Initiatoren der von Heinz Bude beschriebenen neuen sozialen „Querkategorie“ (Bude 1998, 305) von gut Qualifizierten zuordnen, die trotz hoher Qualifikation von den neuen Risiken auf dem Arbeitsmarkt betroffen sind und tendenziell „überflüssig“ werden können.

Die *Show des Scheiterns* entstand als Reaktion auf die prekär werdende Arbeitssituation: Anstatt zu „jammern“, so die Initiatoren, sollen sich die Betroffenen humorvoll mit ihrem eigenen Scheitern auseinandersetzen. Mit diesem Credo startete am 11.07.2002 die erste Show, der bis zum Ende des Untersuchungszeitpunktes 14 weitere folgten. Die zentrale Botschaft der Organisatoren lautet: „Scheitern ist positiv“. Deshalb werden in der Veranstaltungsreihe Vorhaben und Projekte vorgestellt, die *nicht* zustande kamen. Die Show folgt einem festen Ablauf: Sie beginnt mit Musik eines Mandolinenorchesters und einer Präsentation des Showlogos auf einem Overhead Projektor: Ein ganz in schwarz gekleideter Mann mit Anzug und Aktenkoffer geht auf einen Abgrund zu und ... stürzt ins Bodenlose! In jeder Show stellen drei „Gescheiterte“ ihre Projekte vor, die anschließend vom Moderator und einem Experten bewertet und diskutiert werden. Zwischen den drei Präsentationen spielt das Mandolinenorchester, und bei einem Quiz „Scheitern für Gescheite“ darf das ganze Publikum mitspielen. Die Gescheiterten werden wie in einer großen Unterhaltungsshow gefeiert und gelten den Veranstaltern als „mutige Pioniere“ des Scheiterns.

In den untersuchten 15 Shows stellten 44 Personen biographische Pläne vor, die vorab oder während der Realisierung gescheitert sind. Bei diesen Vorhaben handelte es sich zum ganz überwiegenden Teil, in 31 von 44 Fällen, um berufliche Pläne. Zehn Projekte waren im Freizeitbereich angesiedelt, zwei Mal scheiterte eine Liebesbeziehung, einmal die private Gesundheitsvorsorge. Schaut man sich an, welchen Stellenwert die Pläne in der Biographie hatten, so ist eine große Heterogenität zu konstatieren: Drei der Teilnehmer/innen bezeichneten ihren beruflichen Lebensplan als gescheitert, dreimal ging ein traditionsreiches Familienunternehmen Pleite, in der überwiegenden Zahl der Fälle handelte es sich jedoch um zeitlich begrenzte Projekte, deren Scheitern nicht zu einer biographischen Neuorientierung führte. Ähnliches lässt sich für die Freizeitprojekte festhalten, die vor allem sportlicher oder künstlerischer Art waren.

Ein großer Teil der Showkandidat/innen arbeitet ebenso wie die drei Showinitiatoren im künstlerischen oder kulturellen Bereich und hat keine dauerhafte Anstellung in einem Betrieb. Anstatt mit einer kontinuierlichen Berufsbiographie identifizieren sich die Teilnehmer/innen mit zeitlich begrenzten biographischen Projekten im Erwerbsbereich. In Bezug auf den sozialen Wandel von Erwerbsarbeit kann man sie durchaus als Vorreiter/innen ansehen. Die *Show des Scheiterns* erweist sich somit als eine humorvolle Schule für den Umgang mit prekären Arbeits- und Lebensverhältnissen unter den Bedingungen einer zunehmend ökonomisierten Gesellschaft.

Dieser Zusammenhang wird auch deutlich, wenn man das Logo der Show genauer in den Blick nimmt. Angesichts der in der Show vorgestellten biographischen Projekte wirkt der Aktenkofferträger gänzlich veraltet. Man assoziiert mit dieser Figur den alltäglichen Gang ins Büro, eine geregelte Arbeitszeit, Unterordnung in eine berufliche Hierarchie und damit verbunden aber auch den stetigen Aufstieg auf der Karriereleiter. Ein solches Lebensmodell, so lässt sich der Absturz ins Bodenlose interpretieren, ist zum Scheitern verurteilt. Dieser prototypische „organization man“ (Riesman, zit. nach Meuser 2004, 80) verkörpert nun auch das oben beschriebene hegemoniale männliche Identitäts- und Biographiemodell der Industriegesellschaft. Die *Show des Scheiterns* lässt sich somit als eine Kritik an diesem Männlichkeitsideal interpretieren. Für eine solche Sichtweise spricht auch, dass fast drei Viertel der Showteilnehmer/innen männlich sind und ihnen in den meisten Fällen misslungene Projekte aus dem Erwerbsbereich vorgestellt wurden. Dass die Showteilnehmer/innen und Initiatoren selbst sich nur als Kritiker/innen der hegemonialen Erfolgskultur und nicht einer *männlichen* Kultur sehen, steht dem nicht entgegen. Im Gegenteil: Das systematische Verkennen des Geschlechtlichen am eigenen Handeln, die Desexuierung und Stilisierung zum Allgemein-Menschlichen, ist ein konstitutives Prinzip der modernen Männlichkeitskonstruktion (vgl. Simmel 1995; Meuser 1998).

Welche Alternativen werden entworfen? Zentral ist die Idee des „Projektemachers“, also von jemandem, der kreativ eigene Projekte entwickelt und diese umsetzt. Diese Projekte sollen erfolgreich sein, dienen vorrangig der Selbstverwirklichung und weniger der ökonomischen Existenzsicherung, zumindest in den Präsentationen wird der ökonomische Aspekt weniger hervorgehoben. Deutlich wird aber, dass die Showteilnehmer von diesen und ähnlichen Tätigkeiten leben. Ohne meine Beobachtungen überstrapazieren zu wollen, kann man mit Rekurs auf den soziologischen Diskurs davon sprechen, dass hier an die Stelle des „verberuflichten Arbeitnehmers“ der Typus des „Arbeitskraftunternehmers“ (Pongratz/Voß 1998) gesetzt wird. Dieser zeichnet sich dadurch

aus, dass er seine Arbeitskraft in flexiblen Arbeitsverhältnissen optimal verwertet und erfolgreich koordiniert.

In der Show findet, so meine These, eine Aufwertung und Maskulinisierung dieses neuen diskontinuierlichen Erwerbsmodells statt, welches eigentlich dem weiblicher Erwerbsarbeit entspricht (vgl. dazu u.a. Kurz-Scherf 2004). Dies geschieht mittels zweier Strategien: Der „organization man“ wird als gescheitertes und veraltetes Lebensmodell postuliert, ihm wird der kreative Projektemacher als neues, positives Modell gegenübergestellt. Und dieser Projektemacher wird mit der männlich konnotierten Pioniermetapher aufgewertet, denn die Suche nach Abenteuer, die Eroberung fremder Territorien und ihre Beherrschung ist ein weitgehend männliches Geschäft (Dreke 2005). Das Deutungsmuster Scheitern bleibt also trotz des Versuches einer positiven Wendung an den beruflichen Bereich gebunden, der positive Bezugspunkt ist der aktive (Projekt-)Macher, der sein Leben in die Hand nimmt und sich selbst verwirklicht.⁶⁶

3. Der Club der Polnischen Versager

Die vier Gründungsmitglieder des Clubs – Wojciech Stamm, Leszek Oswiecimski, Piotr Mordel und Adam Gusowski – kamen Ende der 1980er Jahre als Flüchtlinge nach Westberlin. Mit der Hoffnung auf mehr politische Freiheiten, aber auch auf mehr materiellen Wohlstand, so die Selbstaussagen, waren sie mit ihren jeweiligen Familien nach Deutschland gekommen. Mitte der 1990er Jahre lernten sie sich im *Polnischen Sozialrat* kennen, einer Anlaufstelle für polnische Immigrant/innen. Alle Gruppenmitglieder sind künstlerisch tätig, verdienen aber ihren Lebensunterhalt vorrangig in prekären Beschäftigungsverhältnissen. Das Handlungsmotiv, den *Bund der Polnischen Versager* zu gründen, waren die Schwierigkeiten bei der Arbeitsmarktintegration in die deutsche Gesellschaft. Die Migrant/innen sahen sich mit einer Abwertung ihrer bisherigen Qualifikationen und schlechten Chancen auf dem Arbeitsmarkt konfrontiert. Auch die Mitglieder dieser Gruppe machten Erfahrungen von Ausgrenzung und eines potenziell Überflüssigseins, wenn auch ein Jahrzehnt früher und aus anderen Gründen als die Initiatoren der *Show des Scheiterns*.

66 Diese Aufwertung der Projektemacherei findet sich auch in anderen Kontexten. So fand im April 2003 an der Universität Weimar eine Tagung zum Thema „Über Projektemacherei. Zur Produktion von Wissen in der Vorform des Scheiterns“ statt. Vorgestellt wurden historische Forschungsprojekte, die gescheitert waren. Entsprechend meiner Beobachtungen war ein implizites Ziel der Tagung jedoch auch die Aufwertung der gegenwärtigen prekären Arbeitsbedingungen im Wissenschaftsbereich mit einer ähnlichen Tendenz, wie für die *Show des Scheiterns* beschrieben (vgl. auch die Tagungspublikation Krajewski 2004).

Ähnlich wie die Showinitiatoren reagierten sie mit einer Selbststigmatisierung auf die Ausgrenzungserfahrungen. Mit der 1995 kreierten Bezeichnung *Bund der Polnischen Versager. Polenmarkt e.V.* nimmt die Gruppe eine negative Fremdzuschreibung auf und setzt sie als Selbstbeschreibung ein. Damit eröffnet sich auch die Möglichkeit, deren Bedeutung zu verschieben: Indem die Fremdbilder als Selbstbilder eingesetzt werden, werden sie ironisch gewendet. Verstärkt wird dieses Spiel mit den Stereotypen noch durch das Anhängsel im Namen: *Polenmarkt e.V.* Im West-Berlin der 1980er Jahre entstand auf dem Potsdamer Platz und in der Kantstrasse der legendäre „Polenmarkt“. Dieser „polnische Basar“ galt dem Berliner Senat und einem großen Teil der West-Berliner Bevölkerung als Ausdruck einer „neuen Barbarei“ (Rada 2002a, 14).

Das Neue war, dass sich diese Gruppe in der Öffentlichkeit ausdrücklich zu ihrer Nationalität bekennt, denn anders als andere Zuwanderungsgruppen bilden Polen in Berlin keine „ethnischen Kolonien“ (Kapphan 2001, 103), assimilieren sich im gesamten Stadtgebiet und versuchen ihre nationale Herkunft in der Öffentlichkeit zu verbergen. Mit der Literaturzeitschrift *Kolano*, Theaterproduktionen, einer Satireradiosendung beim Sender *Multikulti* machte und macht die Gruppe das polnische Kunst- und Kulturleben für eine größere Öffentlichkeit sichtbar. Eine ungeahnte Popularität erreichten die *Polnischen Versager* mit der Eröffnung der Clubräume im Spätsommer 2001. Seitdem präsentieren die *Polnischen Versager* wöchentlich polnische Filme, veranstalten Lesungen, Konzerte und Theateraufführungen.

In der folgenden Analyse konzentriere ich mich auf die zentralen künstlerischen Auseinandersetzungen der Gruppe mit dem Thema Versagen. Im Jahr 2002 erschien der Roman *Klub der Polnischen Wurstmenschen* (Oswiecimski 2002), welcher auch theatralisch und filmisch umgesetzt wurde. Hier sei ganz kurz die Geschichte des Romans zusammengefasst, der eine Mischung aus Märchen, Schelmenroman und Roadmovie ist: Anfang der 1990er Jahre sind die Deutschen ganz verrückt nach polnischer Wurst. Polen erlebt sein Wirtschaftswunder, doch dann wird die Einfuhr der polnischen Wurst von den Deutschen in den EU-Binnenmarkt verboten. Freigesetzte Wissenschaftler erfinden deshalb Lebewesen aus polnischer Wurstware, die über die Grenze geschmuggelt werden sollen, um anschließend auf deutschen Fleischertheken zerlegt zu werden. Doch der erste Versuch... scheitert! Jedoch können der Dicke, der Große und der Dünne Wurstmensch fliehen. Die Drei geraten zwischen die Fronten des polnischen und des deutschen Geheimdienstes. Auf vielen Umwegen finden sich die Wurstmenschen in Berlin zusammen und gründen einen Klub (vgl. Oswiecimski 2002).

Eine weitere wichtige Auseinandersetzung mit dem Versagen ist der Dokumentar Spielfilm *Ostseerweiterung*, der im April 2004 Premiere hatte. Inhaltlich knüpft der Film am Roman an, hier wird nun das Klubleben gezeigt; alle Mitglieder äußern sich über die Bedeutung des Klubs für ihr Leben in der Migration und bekennen sich jeweils zum Versagertum. Gleichzeitig geht es um ein gemeinsames Projekt im Rahmen der EU-Osterweiterung: Die Klubmitglieder wollen Polen überfluten, damit die Polen als erste Unterwassernation der Welt endlich neue Verantwortung übernehmen. Doch diese *Ostseerweiterung*, das liegt in der Natur des Versagertums, scheitert! Am Ende ist der Klub pleite und muss geschlossen werden: der Vorsitzende sitzt im Gefängnis.

In beiden Werken geht es also um die künstlerische Auseinandersetzung mit der Migration, gleichzeitig geht es jedoch um mehr: um das Verhältnis von Deutschen und Polen in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Im Roman erfolgt darüber hinaus eine philosophische und historische Auseinandersetzung mit dem Thema Versagen. Der Autor Leszek Oswiecimski entwirft eine Genealogie von Versagertypen und differenziert einen spezifischen polnischen Typus. Er macht sich in diesem Kontext auf die Suche nach einer positiven Bedeutung von Scheitern. Ihm geht es nicht nur um eine *Neudeutung* von Scheitern. Sein Ziel ist es, „dass die ganze Lächerlichkeit unseres krampfhaften Festhaltens an der verlogenen Größe und am vermeintlichen Erfolg uns vor Augen tritt“ (Oswiecimski 2002, 110). Deshalb sollen die Polen sich persönlich zu ihrem „nationalen Versagen“ bekennen und es ausdrücken.

Und so ist es auch die Aufgabe der drei Wursthelden, auf ihrem Weg der Identitätsfindung „mehr Selbstunsicherheit [zu] gewinnen“ (Oswiecimski 2002, 133). Zentral für die Identitätsfindung ist die Literatur, denn auf Grund eines „genetischen Defekts“ haben alle drei Wurstmenschen einen „Drang zur Literatur“ (Oswiecimski 2002, 85) und beginnen selbst Lyrik, Essays, Traktate zu schreiben. Bedeutsam ist aber auch die Auseinandersetzung mit der Philosophie der Existenzialisten. Insofern wird im Roman auch, wie Uwe Rada dies formuliert, eine Art „literarische Gebrauchsphilosophie“ (Rada 2002b) entworfen.

Am Ende des Romans sind sowohl die deutschen als auch die polnischen Geheimdienstler besiegt, und es findet sich eine Gruppe zusammen, die gemeinsam miteinander glücklich sein will, indem sie „massenhaft Zwiespalt und Zweifel [...] und noch mehr Selbstunsicherheit gewinnen [will]“ (Oswiecimski 2002, 156). Als Voraussetzung für dieses Glück gilt jedoch die Absage an eine berufliche Karriere und das Streben nach beruflichem Erfolg. Die Wurstmenschen selbst gehen in dieser Gruppe aus Polen und Deutschen nicht gänzlich auf, sondern konstituieren eine neue „ethnische“ Zuge-

hörigkeit, weil sie mittlerweile „so viel Gefallen an ihrem wurstmenschlichen Anderssein fanden“. Deshalb gründen sie einen Klub in einer großen Stadt. Auf der letzten Seite des Romans folgt das *Manifest der Wurstmenschen* (Oswiecimski 2002, 165), welches mit dem 1995 erschienenen Manifest der *Polnischen Versager* identisch ist. Im Manifest konstituieren sie sich als eine kleine, exklusive Gruppe, die sich vom „Rest“, den „Menschen des Erfolgs“, abgrenzt. Sie stellen den Anspruch, sich nicht an deren „Terror der Vollkommenheit“ orientieren zu wollen und trotz ihrer permanenten Missgeschicke als kreative Menschen sozial anerkannt zu werden.

Obwohl sich die Kritik gegen die Erfolgskultur als Ganzes richtet, ist auch für die *Polnischen Versager* der Erfolg vor allem an den Erwerbsbereich geknüpft. Mit der Negativbewertung ist folgerichtig auch der Abschied von einem Lebensentwurf verbunden, der auf eben dieses berufliche Vorwärtkommen und berufliche Anerkennung ausgerichtet ist. Kritisiert wird die Entfremdung, die das Individuum bei der Erwerbsarbeit erfährt. Erst jenseits von Erwerbsarbeit öffnen sich dem Individuum „neue Welten von Wissen und Fakten, von denen [...] [es] bisher nichts gehört hatte“ (Oswiecimski 2002, 106). Dem kühlen und kaltblütigen Spezialisten der westeuropäischen Erfolgskultur wird ein Wesen gegenübergestellt, das gefühlvoll und intellektuell ist, sich künstlerisch betätigt und das sich Zweifel erlaubt an seinen tiefen Überzeugungen und Weltanschauungen. Dieser „neue Mensch“, so der Autor in einem Interview, hat auch das Potenzial, die Welt zu verbessern, indem er zweifelt und grübelt (vgl. Wünschmann 2003).

In diesem Entwurf eines „neuen Menschen“ wird ähnlich wie in der *Show des Scheiterns* implizit das hegemoniale Männlichkeitsmodell kritisiert und eine Alternative entworfen. Auch hier wird das Männliche zum Allgemein-Menschlichen hypostasiert, heißen doch die drei Männer aus polnischer Wurst „*Wurstmenschen*“. Oswiecimskis alternativer Entwurf setzt das Versagen im bzw. die Absage an ein Berufsleben voraus. Dem männlichen „Berufsmenschentum“ (Weber zit. in Müller 2005) stellt er einen Lebensentwurf gegenüber, in dessen Mittelpunkt intellektuelles und künstlerisches Schaffen um seiner selbst willen steht. Wichtig ist dabei auch die Idee der Gemeinschaft; gemeinsam wollen die Mitglieder der Gruppe kreativ sein, zweifeln und glücklich sein. Dabei handelt es sich bis auf eine Ausnahme um eine männliche Gemeinschaft.

Dieses alternative Modell versuchen die Clubmitglieder in der Praxis zu leben. Wie der Film *Ostseerweiterung* eindrücklich zeigt, ist für alle Mitglieder der Zusammenhalt in der Gruppe zentral, bildet der Club die „Familie“. Und ähnlich wie im *Klub der Wurstmenschen* handelt es sich dabei um eine männliche kreative Gemeinschaft, in der die Frauen keinen eigenen Beitrag leisten. Insgesamt formulieren die *Polnischen Versager*

eine Absage an die westeuropäische Erfolgskultur und an einen auf beruflichen Erfolg zentrierten Lebensentwurf. Das Unterlaufen des Erfolgsprinzips, Versagen und Selbstzweifel werden zum konstitutiven Moment eines alternativen Lebensmodells aufgewertet, das in komplexen Bezügen zu sowohl modernen als auch postmodernen philosophischen und künstlerischen Konzepten steht.

4. Resümee

Beide Gruppen verbinden Erfolg bzw. das Scheitern einer männlichen Biographie mit dem Beruf und zeigen implizit damit die immer noch bestehende Normativität der industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion auf. Empirische Studien belegen die weitgehend ungebrochene Orientierung von Männern an kontinuierlicher Erwerbsarbeit und ihre Identifikation mit dem Beruf. Diese scheint sich angesichts der Transformation von Arbeit noch zu verstärken (Scholz 2007d). Die Frage, inwieweit die Initiatoren der *Show des Scheiterns* mit dem „Projektemacher“ eine zeitgemäße Modernisierung der industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion oder eine Alternative entwerfen, ist anhand des Materials für mich nicht zu beantworten. Möglich ist von der Anlage her durchaus ein Identitätsmodell, das sich nicht mehr am Vorwärtskommen, an einem Lebenslauf in aufsteigender Linie orientiert. Die Vermischung von Arbeitssphäre und Privatsphäre könnte auch eine Familienorientierung ermöglichen, die bisher aus der industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion weitgehend ausgeschlossen ist.

Die Analyse der *Polnischen Versager* lenkt den Blick auf die Sphäre der Kunst und Kultur und wirft die Frage auf, ob sie ein Raum für alternative Männlichkeitsentwürfe war und ist. Die vermeintlich autonome Kunst wird in der Moderne zu einer Sphäre der Glückseligkeit und Harmonie aufgewertet: Der durch die spezialisierte Berufsarbeit entfremdete Mann kann nur noch in der Kunst, die als Reich der Freiheit angesehen wurde, zu sich kommen und die Entfremdung überwinden (vgl. Schiller 1955). Die gesellschaftlichen Vorstellungen vom Künstler scheinen außerdem geradezu zwingend mit Scheitern und Versagen verknüpft zu sein; Scheitern gilt oft als Voraussetzung für künstlerische Kreativität (Schlösser/Gerlach 2002). Der hier vorgestellte Entwurf des intellektuellen, künstlerisch kreativen Zweiflers ist jenseits von Erwerbsarbeit, aber auch jenseits eines Zusammenlebens mit einer Familie angesiedelt. Stattdessen handelt es sich um eine weitgehend männliche Welt, insofern konstituiert sich der Entwurf um ein weiteres zentrales Charakteristikum der industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion: die Homosozialität. Gleichzeitig wird mit Rückgriff auf eine spezifi-

sche polnische Mentalität eine alternative Verbindung von Männlichkeit und Emotionalität konstruiert. Denn die moderne westeuropäische Männlichkeitskonstruktion beinhaltet die Vorstellung von einem rationalen, autonomen Subjekt, das seine Gefühle von sich abspaltet, immer vernünftig und kalkulierend ist und die Welt beherrscht. Der „neue Mensch(enmann)“ der *Polnischen Versager* zeichnet sich jedoch gerade dadurch aus, dass er zu seinen Gefühlen steht, sich zeitweise ganz und gar seinen Gefühlen hingibt, rührselig und gefühlsduselig ist.⁶⁷

Insgesamt lässt sich konstatieren, dass die Neudeutung von Scheitern implizit mit einer Kritik an der industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion verknüpft ist, der die Gegenentwürfe der beiden Gruppen jedoch in bestimmten Aspekten verbunden bleiben. Bezogen auf die in der Überschrift gestellte Frage ist abschließend festzustellen, dass sich die Verknüpfung von Erwerbsarbeit und Männlichkeit bisher nicht aufgelöst hat, sie wird unter den Bedingungen der aktuellen Transformationsprozesse brüchig, jedoch ist gegenwärtig nicht abzuschätzen, ob sie sich auf eine andere Weise neu schafft oder langfristig lockert.

Quellen

Bund der Polnischen Versager (Hrsg.) (o.J.): Polnische Versager. Das kleine Manifest. <http://www.polnischeversager.de> (Download 01.11.06).

Bund der Polnischen Versager (2000): Konfitüren. Arbeitsanordnung und Richtlinien für den Bund der Polnischen Versager in Berlin. In: Kolano. Heft 15, 12-13.

Oswiecimski, Leszek Herrmann (2002): Klub der polnischen Wurstmenschen. Berlin (Versager-Verlag) [Neuaufgabe 2004].

Oswiecimski, Leszek Herrmann (2000): Trotteln, Tölpeln, Tolpatschen, Pechvögel und Schlappschwänze... In: Kolano. Heft 15, 5-9.

Show des Scheiterns: Konzept und Archiv. <http://www.show-des-scheiterns.de> (Download 06.11.07).

Film „Wurstmenschen“ (2003): Buch und Regie: Volker Umlauf; Produktion: Deutsche Film- und Fernsehakademie im Auftrag des SFB unter Mitwirkung des Clubs der Polnischen Versager.

67 Vgl. zur Sentimentalität der polnischen Männlichkeitskonstruktion auch Sczcepaniak 2008.

Film „Ostseerweiterung“ (2004): Regie: Pawel Podlejski; Buch: Pawel Podlejski, Adam Gusowski, Wojciech Stamm, Piotr Mordel; Produktion: Bund der Polnischen Versager.

6. Geschlechterbilder und Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005. Eine Einleitung

Überraschend sowohl für die eigene Partei als auch für die Wähler und Wählerinnen verkündete Bundeskanzler Gerhard Schröder nach dem Wahlsieg der CDU/CSU in Nordrhein-Westfalen am 22.05.2005 Neuwahlen. Er wolle im Bundestag die „Vertrauensfrage“ stellen und sich, wenn diese positiv beantwortet werden würde, im Herbst 2005 erneut zur Wahl stellen. Am nächsten Tag wurde Angela Merkel von der CDU/CSU zur Kanzlerkandidatin gekürt. Damit bewarb sich in Deutschland erstmals eine Frau um die höchste Machtposition in der Regierung. Ausgerechnet die konservative CDU/CSU, die sich als letzte der großen Parteien für eine geschlechtliche Quotierung von Führungspositionen ausgesprochen hatte (Claas 2000), und in weiten Kreisen immer noch ein traditionelles Frauen- und Familienleitbild vertritt, nominierte als erste Partei eine Frau für das Kanzleramt. Wie würde die mediale Öffentlichkeit auf die Kandidatur einer Frau reagieren? Welche Bedeutung würde das Geschlecht für die Wahlchancen spielen? Würde eine Kanzlerkandidatin ein Signal für mehr Gleichstellungspolitik sein?

Der Studiengang Gender Studies an der Humboldt-Universität eröffnete mir die Möglichkeit, im Rahmen eines Lehrauftrages den aufgeworfenen Fragen gemeinsam mit Studierenden nachzugehen. Motiviert von der Aktualität des Ereignisses und seiner möglichen Bedeutung für die Gleichstellung der Geschlechter wurde bei allen Beteiligten ein höchst produktiver Forscherinnendrang freigesetzt, so dass ich nun im Rahmen dieser Publikation die Ergebnisse unserer Analysen präsentieren kann. Im Folgenden stelle ich zunächst kurz die zentralen theoretischen Annahmen zum Zusammenhang von Politik und Medien sowie Medien und Geschlecht dar, die den Ausgangspunkt unserer Analysen bildeten. Anschließend erläutere ich das methodische Vorgehen und die Materialbasis unserer Untersuchung. Dem folgt ein ausführlicher Überblick über die einzelnen Beiträge, der die jeweils wichtigsten Forschungsergebnisse darstellt, welche in einem Resümee abschließend zusammengefasst werden.

1. Die mediale Konstruktion von Politik und Geschlecht

Um die Fragen zu untersuchen, wie die Medien auf die Kandidatur einer Frau reagierten und welche Geschlechterbilder im Wahlkampf von den Medien entworfen wurden, bedurfte es zunächst einer Klärung, in welchem Zusammenhang Medien und Politik

stehen und in einem nächsten Schritt, welche Bedeutung Medien für unsere Geschlechtervorstellungen haben. Deshalb setzten wir uns zu Beginn des Projektes mit politikwissenschaftlichen Analysen zum Verhältnis von Medien und Politik sowie Konzepten aus der kommunikationswissenschaftlichen Geschlechterforschung auseinander. Die für uns zentralen Ausgangspunkte werden im Folgenden dargestellt.

Medientheoretiker_innen⁶⁸ gehen davon aus, dass die Wahrnehmung der Individuen heutzutage wesentlich durch die Massenmedien bestimmt wird: „Das Fernsehen und die anderen Massenmedien durchdringen allgegenwärtig den modernen Alltag. Der Zeichen- und Wahrnehmungsraum, der durch die Medien umschrieben wird, definiert den Menschen, ihre Selbstverständlichkeiten und Normalitäten.“ (Dörner 2005, 4). Auch das Wissen über Politik stammt vorrangig aus den Medien. Sie entscheiden, welche politischen Themen und Personen relevant sind und worüber die Wähler_innen informiert werden. Medien sind somit nicht Transporteure der (Parteien-)Politik, sondern gestalten den politischen Raum aktiv mit (Hardmeier; Klöti 2004). Sie initiieren Ereignisse wie Meinungsumfragen, selektieren das Berichtswerte und vermitteln bestimmte Deutungen über Personen und Inhalte.

Es ist eine offene Frage in der Medien- und Politikwissenschaften, ob die zunehmende Verflechtung von Medien und Politik für die Qualität der Demokratie problematisch ist. Thomas Meyer warnt vor einer „Kolonialisierung von Politik durch die Massenmedien“ (Meyer 2001). Andreas Dörner hingegen argumentiert, dass die Medien neue Identifikationsprozesse der Bürger_innen mit der Politik eröffnen (Dörner 2001; 2005).

Bedeutsam für die Analyse war es, sich die unterschiedlichen Logiken von Politik und Medien zu vergegenwärtigen. Nach Meyer ist die Durchsetzung von politischen Handlungsprogrammen in einer Parteiendemokratie ein ausgesprochen langwieriger und kleinteiliger Prozess, an dem nicht nur die Parteien selbst beteiligt sind, sondern auch die „intermediären Akteure“ (Meyer 2001, 39), etwa Arbeitgeberverbände und Gewerkschaften. Das Kräftefeld der intermediären Akteure hat im politischen Prozess die wichtige Aufgabe, die Mehrheitsfähigkeit politischer Problemlösungen durch voranschreitende Diskurse und Aushandlungsprozesse herzustellen. Die Logik der Massenmedien gestaltet sich gänzlich anders. Sie funktioniert nach Kriterien der betriebswirtschaftlichen Rationalität, deren Ziel es ist, möglichst viele Marktanteile zu erreichen, deshalb

⁶⁸ Die hier benutzte Form für eine geschlechtergerechte Sprache, der Unterstrich bzw. „Gap“, steht für die Komplexität von Geschlechterkonstruktionen; diese Benennungspraxis umfasst nicht nur Männer und Frauen, sondern auch weitere kulturelle Konstruktionen von Geschlecht, die nicht in der normativen Zweigeschlechtlichkeit aufgehen wie etwa Transgender oder Queer (vgl. zu diesem Aspekt Hermann unter <http://arranca.nadir.org/arranca/article.do?id=245>).

erfolgt die Auswahl von politischen Ereignissen entsprechend der Nachfrage der Zuschauer_innen. Aus der Fülle der politischen Geschehnisse muss eine „drastische Auswahl“ (ebd., 46) getroffen werden und dazu dient ein „Filtersystem“ (ebd.). Zentral für die Auswahl ist der zugeschriebene Nachrichtenwert eines Ereignisses, dabei kommen bestimmte Kriterien ins Spiel: die Ereignishaftigkeit, der Überraschungswert, eine mögliche Personalisierung, d.h. das Ereignis sollte mit konkreten, am besten bekannten Politiker_innen in Bezug gesetzt werden können und es sollte nur von kurzer Dauer sein. Die ausgewählten Bruchstücke werden anschließend zusammengesetzt und so präsentiert, dass sie größtmögliche Aufmerksamkeit erlangen. Dabei gibt es erhebliche Unterschiede zwischen den verschiedenen Medien, etwa zwischen der Qualitäts- und der Boulevardpresse einerseits und zwischen Presse und Fernsehen andererseits. Die selektierten Wirklichkeitsbruchstücke werden insbesondere nach den Repräsentationsregeln des Theaters zusammengesetzt, die den Eindruck erwecken als würde hier tatsächlich „ein Stück aus dem politischen Leben [ge]spiegelt“ (ebd., 49). Insofern wird Politik heutzutage medial inszeniert.

Andreas Dörner (2001) macht in seinen Analysen zu Politik und Medien darauf aufmerksam, dass es in dieser Inszenierung zunehmend zu einer engen Verkopplung zwischen Politik und Entertainment, politischer und unterhaltender Kommunikation kommt, die neu ist. Er fasst diese Entwicklung mit dem Begriff des Politainment. Darunter versteht Dörner „eine bestimmte Form der öffentlichen, massenmedial vermittelten Kommunikation, in der politische Themen, Akteure, Prozesse, Deutungsmuster, Identitäten und Sinnentwürfe im Modus der Unterhaltung zu einer neuen Realität montiert werden“ (Dörner 2001, 31). Diese neue Realität konstituiert den Erfahrungsraum, in dem den Bürgern_innen heutzutage typischerweise Politik zugänglich ist; das Bild, welches Wähler_innen und Publikum sich von der Politik machen, ist maßgeblich durch das Politainment geprägt.

Mit der zunehmenden Inszenierung von Politik hat sich auch das politische System selbst verändert (Meyer 2001). Im Laufe der 1990er Jahre verloren die politischen Parteien zunehmend an Bedeutung sowohl als Machtfaktor im politischen Prozess als auch hinsichtlich des Einflusses im gesellschaftlichen Diskurs. Meyer argumentiert, dass politische Ideen, Absichten, Texte und Projekte, die nicht als „Ereignis“ präsentiert werden können, kaum mehr eine Chance haben, in die Medien zu kommen. Hintergrund dieser Entwicklung war vor allem die Einführung der privaten Fernsehsender und der damit einsetzende Kampf um Marktanteile, dem sich auch die öffentlich-rechtlichen Fernseh- und Rundfunkanstalten nicht entziehen konnten. Im Vordergrund steht jetzt die Person

des Spitzenkandidaten als „Kunstfigur“, während die Programme der Parteien in den Hintergrund treten. Zentrales Kriterium für den Erfolg von Berufspolitiker_innen ist nun ihre Fähigkeit zur medialen Selbstinszenierung, ihre „Medienfitness“ (Meyer 2001, 155; vgl. auch Schwinger 2000; Dörner 2001). Es herrscht, wie Meyer das ausdrückt, „Medienzeit“ (Meyer 2001, 155). Längerfristige politische Entscheidungen können nicht abgebildet werden, stattdessen werden Anfangsmeinungen und Stimmungen festgehalten und bestärkt. Parteien und intermediale Akteure treten in den Hintergrund, weil ihre politische Zeit mit der medialen Zeit im Konflikt steht. Eine weitere Folge dieser Entwicklung ist, dass die Parteien von den Spitzenkandidat_innen marginalisiert werden. Dies zeigt sich nicht nur, aber besonders stark in Wahlkämpfen, die heutzutage vorrangig in den Medien stattfinden.

In der Wahlforschung wird davon ausgegangen, dass Wahlkämpfe in den letzten Jahren auf Grund gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse eine höhere Bedeutung gewinnen, da sich die relativ festen Bindungen von Wählergruppen immer weiter gelockert haben (vgl. u.a. Holtz-Bacha 2003; 2006). Deshalb muss um die Wählerschaft intensiv geworben werden; das politische Feld nimmt damit zunehmend die Dynamik eines Marktgeschehens an. Der 14. Bundeswahlkampf 1998 gilt als ein erster Höhepunkt in einer Entwicklung, die mit dem Schlagwort „Amerikanisierung“ bezeichnet wird. „Amerikanisierung“ steht für eine Personalisierung von Politik, hinter der die inhaltlichen Programme vollkommen zurücktreten. In der Kommunikations-/Medienwissenschaft wird seit Jahren debattiert, wie stark dies auf Deutschland mittlerweile zutrifft, die Positionen gehen dabei auseinander. Unstrittig ist jedoch, dass Elemente des amerikanischen Wahlkampfes eine große Rolle spielen (vgl. u. a. Dörner 2001; Holtz-Bacha 2003; 2006). Dies betrifft vorrangig die Personalisierung, das heißt eine Konzentration der Aufmerksamkeit auf die Person des Kandidierenden geht zu Lasten von Sachthemen. Damit verbunden sind eine Privatisierung und Emotionalisierung. Gattinnen, Kinder, Enkel und Cousins werden in den Wahlkampf zur Imagewerbung eingespannt, um positive Gefühle bei der Wählerschaft zu wecken. Der Wahlkampf wird zunehmend als ein Wettkampf (horse race) der Kandidaten_innen gestaltet und ist als Angriffswahlkampf (negative campaigning) konzipiert, der auf eine symbolische Destruktion des Gegners setzt. Des Weiteren ist eine Professionalisierung zu konstatieren, die ihren Ausdruck im Einsatz von Kommunikationsfachleuten, Werber_innen, PR-Expert_innen findet.

Wenn Medien als eigenständige Konstrukteure sozialer Wirklichkeit betrachtet werden, so gilt dies auch für die Herstellung von Geschlecht. Margareth Lünenborg unterscheidet

det in dieser Hinsicht drei verschiedene Aspekte (Lünenborg 2005, 2). Erstens liefern Medientexte Aussagen über die gesellschaftliche Relevanz von Frauen und Männern; sie zeigen, wer wichtig ist. Das leisten primär die non-fiktionalen Texte, allen voran der Journalismus. Medientexte liefern zweitens Geschlechterrollenskripte; primär in fiktionalen Medientexten werden Definitionen und Entwürfe von Männlichkeit und Weiblichkeit produziert. Und schließlich drittens enthalten Medientexte Identifikationsangebote. Vor allem Serienfiguren oder Spielfilmhelden und -heldinnen erzählen, wer attraktiv, begehrenswert und erfolgreich ist.

Im Wahlkampf kommt den Massenmedien eine „Gatekeeper-Funktion“ (Hardmeier; Klöti 2004, 12) zu, sie bestimmen mit, welcher Politiker, welche Politikerin überhaupt Zugang zu den Medien hat, und sie haben damit wichtigen Einfluss auf die Gewinnchancen. Dabei werden Politiker und Politikerinnen nicht nur als Träger_innen politischer Ideen dargestellt, sondern auch als Personen und damit als Männer und Frauen. Regine Gildemeister spricht in dieser Hinsicht von einem „Zwang zur kategorialen und individuellen Identifikation“ (Gildemeister 2001, 73). Die medialen Geschlechterkonstruktionen können sich auf Rollenvorgaben beziehen, aber auch auf die Zuordnung von Politikfeldern als „männlich“ oder „weiblich“. Was als „männlich“ oder „weiblich“ gilt, ist jedoch nicht festgeschrieben, sondern wird hergestellt (Doing Gender). Gegebene Geschlechtervorstellungen können in den Medien reproduziert, aber auch verändert und transformiert werden. Unser Augenmerk richtete sich gerade auf diese Möglichkeit einer Transformation von Geschlechterbildern.

Obwohl unser Forschungsprojekt vorrangig von einer konstruktivistischen Perspektive geprägt war, spielten auch der sogenannte Gleichheits- und der Differenzansatz eine Rolle. Wir folgten in dieser Hinsicht der Kommunikationswissenschaftlerin Elisabeth Klaus, die dafür plädiert, die verschiedenen Ansätze nicht gegeneinander zu stellen, sondern ihnen eine sich gegenseitig ergänzende „Kontroll- und Korrekturfunktion“ (Klaus 2001, 35) zukommen zu lassen. Der Gleichheitsansatz fundiert die Forschung normativ und benennt als Ziel der wissenschaftlichen Bemühungen, zur Gleichberechtigung beizutragen. In den Forschungen stehen die weiterhin andauernden Diskriminierungen von Frauen im Zentrum. Der Differenzansatz hingegen fragt danach, inwieweit Frauen „anders“ handeln als Männer, untersucht ihr Wirken im Mediensystem, spürt Alternativen nach und kann leise Ausdrucksformen eines vom Status quo abweichenden Medienhandelns von Frauen emphatisch beschreiben und Möglichkeiten widerständigen Handelns lokalisieren.

Die Frage nach der Differenz muss dabei nicht mit der Annahme eines wesensmäßigen biologisch fundierten Unterschiedes zwischen den Geschlechtern verbunden sein, wie dies in Untersuchungen aus den 1970er und 1980er Jahren oft der Fall war. Sie lässt sich, wie die Studie über die Handlungsspielräume von Berufspolitikerinnen von Birgit Meyer zeigt, durchaus mit einem konstruktivistischen Ansatz verbinden. Meyer konzeptionalisierte Geschlecht und Politik als „historisch-kulturell kontingent“ (Meyer 1997, 37). Auf Grund der Geschlechterpolarisierung in modernen Gesellschaften entwickeln Frauen und Männer jedoch unterschiedliche Stile und Orientierungen in der Politik als „Ergebnis der patriarchalen Vergesellschaftung“ (ebd., 37). Während Untersuchungen in den 1980er Jahre davon ausgingen, dass Frauen auf Grund ihrer wesensmäßigen Andersartigkeit einen anderen und besseren Politikstil entwickeln, eine Hoffnung, die bereits nach den ersten Studien relativiert werden musste (vgl. ebd., 32), untersuchte Meyer mittels eines rekonstruktiven Verfahrens, ob die Politikerinnen einen je eigenen Politikstil gefunden haben und ob sich in diesem Stil Gemeinsamkeiten finden lassen, die darauf beruhen, dass Frauen „historische ‚newcomer‘“ (ebd., 31) im Feld der Politik sind. Die Fragen, welche Handlungsspielräume die erste Kanzlerkandidatⁱⁿ im Bundestagswahlkampf 2005 hatte und welche Veränderungspotentiale sich mit einer Frau als Regierungschefin im Feld der Berufspolitik langfristig vollziehen könnten, waren solche, die uns immer wieder bewegten. Sie werden auch in einer Reihe der hier vorliegenden Artikel diskutiert.

2. Untersuchungsmaterial und -methoden

Material der Analyse waren erstens Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, insbesondere längere Artikel/Reportagen über den Bundestagswahlkampf. Der Analysezeitraum begann mit Bundeskanzler Schröders Ankündigung von Neuwahlen am 22.05.2005 und endete mit der Vereidigung der neuen Bundeskanzlerin Angela Merkel am 22.11.2005. Das Untersuchungsmaterial umfasste 207 Artikel aus Tageszeitungen, insbesondere der Berliner Presse, den Wochenzeitungen *Die Zeit* und *Freitag*, dem Wochenmagazin *Der Spiegel*, sowie den Boulevardzeitungen/-zeitschriften *Bild*, *BZ*, *Berliner Kurier* und *Superillu*. Einbezogen wurden auch Interviews, die Angela Merkel in Frauenzeitschriften wie *Brigitte* und *Freundin* gab und die Debatte in der feministischen Zeitschrift *Emma*. Ziel war es, ein breites Spektrum an Positionen zu erfassen; bisher konzentrieren sich die deutschen Analysen nur auf die seriöse Tagespresse (vgl. Schaeffer-Hegel et al. 1995; Pfannes 2004). Zweitens wurden als Analysematerial zehn TV-Sendungen einbe-

zogen, die in der Presse viel diskutiert wurden, wie das Fernsehduell zwischen Schröder und Merkel und die *Berliner [Elefanten-]Runde* am Wahlabend.

Die Dokumente wurden qualitativ untersucht, dabei orientierten wir uns an den Regeln der rekonstruktiven Sozialforschung (Bohnsack 2000; Rosenthal 2005) und der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (Lamnek 2005). Zunächst habe ich im Laufe des Bundestagswahlkampfes sukzessive aus dem Material heraus ein Kategoriensystem mit folgenden Dimensionen entwickelt:

- (1) Die mediale Geschlechterpräsentation der Kandidatin;
- (2) Der Machtkampf zwischen Merkel und Schröder;
- (3) Merkel und die Machtfrage in der CDU/CSU;
- (4) Merkel und die „Frauenfrage“;
- (5) Merkel und die „Ostfrage“;
- (6) Frauen-/Geschlechterpolitik im medialen Wahlkampf.

Diese Kategorisierung galt nur als vorläufige Zuordnung, strukturierte zunächst die Bildung von Arbeitsgruppen und wurde im Verlauf der Untersuchung verfeinert und präzisiert. Methodisch wurde die qualitative Inhaltsanalyse mit einer rekonstruktiven Fallanalyse verknüpft, dass heißt einzelne Artikel, die sich in Bezug auf die jeweilige Kategorie als besonders aussagekräftig erwiesen, wurden sequentiell analysiert.⁶⁹

Theoretisch bezogen sich die einzelnen Gruppen nicht nur auf die oben dargelegten Prämissen, sondern es flossen weitere Theorien ein, die die Studentinnen entweder aus ihrem bisherigen transdisziplinär angelegten Studium mitbrachten oder sich im Zuge der Forschung aneigneten. Entsprechend eines rekonstruktiven qualitativen Vorgehens kam den einzelnen theoretischen Ansätzen die Funktion von „sensibilisierenden Konzepten“ (Kluge; Kelle 1999, 27) zu. Anders als in der quantitativen Forschung, die vorab aus den theoretischen Konzepten Hypothesen formuliert und diese am empirischen Material überprüft, werden in der qualitativen Forschung theoretische Begriffe und Konzepte genutzt, um die „relevanten Daten“ überhaupt zu „sehen“ (ebd., 25) und in Auseinandersetzung mit dem empirischen Feld zu konkretisieren.

Als besonders ertragreich für die Erforschung von medialen Geschlechterkonstruktionen erweis sich Karin Hausens Konzept von den polaren Geschlechtscharakteren (Hausen 1976).⁷⁰ Hausen zeigt in ihrer historischen Analyse, wie sich im Laufe des 19. Jahr-

⁶⁹ Zur Verknüpfung von Inhaltsanalyse und rekonstruktiver Fallanalyse vgl. Rosenthal 2005.

⁷⁰ Die von Hausen konstatierte rigorose Trennung zwischen öffentlicher und privater Sphäre wurde mittlerweile von vielen Historiker_innen kritisiert (einen Überblick über die aktuelle Forschung bietet Erhard 2005). Dass das System der Geschlechtscharaktere jedoch als hegemonia-

hunderts im Zuge der Trennung von außerhäuslicher öffentlicher Erwerbsarbeit und innerhäuslicher privater (und unbezahlter) Familienarbeit die Vorstellung von zwei sich ausschließenden, zugleich aber ergänzenden Geschlechtscharakteren entwickelte. Männer und Frauen galten nun als mit bestimmten Charakter- und Verhaltenseigenschaften ausgestattet, die sich polar gegenüberstanden: aktiv, rational, vernünftig etc. galten als männlich und passiv, emotional, unvernünftig etc. als weiblich (vgl. dazu ausführlicher den Beitrag von Erfurt; Haase; Roßhart in diesem Band).⁷¹

Die Anwendung dieses Konzeptes ist aber mit der Gefahr verbunden, dass das, was erforscht werden soll, bereits kategorial vorausgesetzt wird: Die Zweigeschlechtlichkeit von Individuen und damit die Geschlechterdifferenz werden als gegeben angesehen und so reproduziert. In der Frauen- und Geschlechterforschung wird dieses Phänomen als „Reifizierung“ (Gildemeister; Wetterer 1992, 201) bezeichnet. Dieses Dilemma, welches sich im Übrigen auch für Untersuchungen von Generationen, Klassen, Milieus, Ethnien etc. stellt, ist nicht zu lösen, es kann nur reflexiv bearbeitet werden (Kelle 2001). Dabei gilt es, die verwendeten Begriffe und Konzepte immer wieder kritisch zu reflektieren. Die vorliegenden Analysen belegen eine sehr hohe Reflexionsfähigkeit der Studentinnen; immer wieder hinterfragen sie die eigenen Erkenntnisinstrumente und verwenden Geschlecht als eine „analytische Kategorie“ (Dölling 1999, 22). Auch die in diesem Buch ausgesprochenen vielfältig verwendeten männlichen und weiblichen Schreibweisen zeugen von einer im transdisziplinären Studium ausgeprägten Reflexionsfähigkeit und wurden aus diesem Grunde nicht vereinheitlicht.

3. Überblick über die Artikel

Die zentrale Fragestellung in dem Beitrag *Mediale Geschlechterkonstruktionen im Bundestagswahlkampf 2005* von *Philine Erfurt, Anja Haase und Julia Roßhart* lautete, welche geschlechtlich kodierten Zuschreibungen durch die Kandidatur einer Frau in den Medien ins Spiel kamen und wie diese verhandelt wurden. Für die Analyse nutzten sie das historische Konzept der Geschlechtscharaktere (s.o.) als eine „kritische Vergleichsfolie“, um zu untersuchen, was sich in der Darstellung der Kontrahenten Merkel und Schröder mit den historisch gewachsenen Geschlechterbildern noch deckt, was sich

les Leitbild in der bürgerlichen Epoche fungierte, ist unumstritten. Hinterfragt wird die individuelle Aneignung und die konkrete Ausgestaltung im Alltag, die vielfältige Grenzverwischungen aufweist.

⁷¹ Die einzelnen Beiträge der Studentinnen sind im Literaturverzeichnis aufgeführt.

verändert hat und wie diese vergeschlechtlichten Eigenschaften und Handlungsweisen verhandelt wurden.

Das zentrale Ergebnis der Medienanalyse ist, dass die Darstellung Merkels sich zwischen weiblichen und männlichen Zuschreibungen bewegte, damit höchst widersprüchlich war und „Irritationen“ auslöste. Auf der einen Seite erfolgte eine Zuschreibung traditionell weiblicher Eigenschaften wie Fleiß, Wankelmut, Anpassungsfähigkeit und Liebenswürdigkeit, mittels derer Merkels Politikfähigkeit in Frage gestellt wurde. Die immer wieder gestellte und auch diesem Buch den Titel gebende Frage lautete dementsprechend: „Kann die das?“. Auf der anderen Seite wurden Merkels Zielgerichtetheit, ihre (Willens-)Stärke, ihre rationale Denkweise betont und ihr somit historisch männlich kodierte Eigenschaften zugeschrieben. Diese Zuschreibungen führten jedoch dazu, dass Merkel nicht als „richtige“ Frau oder als nur „zur Hälfte präsente Frau“ (Berliner Zeitung) wahrgenommen wurde.

Abschließend fragen die Autorinnen danach, was die widersprüchlichen Zuschreibungen auslöste und diskutieren die These, dass die Ursachen für die Irritationen in den ambivalenten Erwartungen der Medien lagen, die wiederum daraus folgen, dass die erste Kanzlerkandidatin an einem „mehrfachen Maßstab“ gemessen wurde: Ihre politischen Leistungen wurden an einer männlichen Norm abgeglichen, ist doch Politik ein historisch männliches Handlungsfeld. Gleichzeitig wurde erwartet, dass Merkel als Politikerin den gängigen Weiblichkeitsbildern entspricht. Durch diese widersprüchlichen Anforderungen erwiesen sich für die „Medienfigur Merkel“ sowohl die männlichen als auch die weiblichen Zuschreibungen als problematisch: Die männliche Darstellung führte zu Irritationen, weil sie die Grundannahme zweier abgegrenzter Geschlechter unterliefe; die Zuschreibung weiblicher Eigenschaften, weil diese in der männlichen Politik fehl am Platz schienen. Gerade in dieser Irritation liegt aber auch das Potenzial, das Denken in den Kategorien männlich - weiblich aufzuweichen und ins Wanken zu bringen, und so die Verknüpfung von Männlichkeit und Politikfähigkeit vers. Weiblichkeit und Politikunfähigkeit aufzulösen.

Für Irritation sorgte nicht nur die Geschlechtszugehörigkeit der Kanzlerkandidatin, sondern auch ihre ostdeutsche Herkunft. Diesem Aspekt geht Sandra Noack in ihrem Beitrag nach *„... damit am Ende so ein Ost-Dornröschen kommt.“ Merkel und der mediale Diskurs um ihre Herkunft.* Ost und West sowie ostdeutsch und westdeutsch versteht sie im Anschluss an identitätspolitische Analysen als „symbolisch diskursive Produkte“. Ebenso wie das symbolische System der Zweigeschlechtlichkeit hat auch das symbolische System Ost-West eine lange europäische Geschichte und ist mit einer dichotomen

Zweiteilung, Stereotypisierungen und Hierarchisierungen verbunden. In der Geschichte der beiden deutschen Teilstaaten hatte sich eine spezifische Verknüpfung herausgebildet; in vielen Bildern und Karikaturen wurden sie als heterosexuelles Paar gezeigt. Dabei wurde die DDR bzw. Ostdeutschland als Frau dargestellt, während die BRD bzw. Westdeutschland als Mann ins Bild gesetzt wurde.

Davon ausgehend analysierte die Autorin, ob Merkels ostdeutsche Herkunft ähnliche Irritationen im männerbündischen System Politik auslöste wie ihre Geschlechtszugehörigkeit. Sie zeigt, dass analog der Geschlechterkonstruktionen sowohl in sich widersprüchliche ost- und westdeutsche Stereotypisierungen und Hierarchisierungen eingesetzt wurden. Und ebenso wie die Geschlechtszugehörigkeit warf die ostdeutsche Herkunft die Frage nach Merkels Politikfähigkeit auf, gelten doch Ostdeutsche in der öffentlichen Darstellung als weniger demokratiefähig als Westdeutsche. Zunächst war Merkel in ihrer Karriere als „Kohls Mädchen“ gestartet und entsprach damit dem Bild des „weiblichen Osten“, im Laufe ihrer Karriere hatte sie sich jedoch Schritt für Schritt von ihrem Ziehvater emanzipiert. Mit ihrer Kandidatur für das Kanzler_innenamt negierte sie die bisherige Ost-West-Hierarchie in „einzigartiger Art und Weise“, die irritiert. Auch in dieser Irritation steckt Potenzial, die immer noch vorhandene hierarchische Zweiteilung in Ost- und Westdeutsche ins Wanken zu bringen.

Während Geschlechterbilder einen zentralen Platz in den medialen Debatten einnahmen, spielte Geschlechterpolitik im 16. Bundestagswahlkampf nur eine untergeordnete Rolle. Wurde sie medial verhandelt, so das Ergebnis der Analyse von *Julia Schimeta* und *Marina Kaykhanidi*, so nur unter dem Aspekt der Vereinbarkeit von Beruf und Familie und des demographischen Wandels. In dieser Hinsicht unterschied sich die Thematisierung in den Medien nicht von der in den Parteien. In ihrem Beitrag *Familienpolitik = Frauenpolitik? Gleichstellungspolitische Konzeptionen der Parteien zur Bundestagswahl 2005* untersuchten die Autorinnen die Gleichstellungspolitik der fünf großen Parteien in ihren Wahlkampfprogrammen. Ein Vergleich mit den Wahlkampfprogrammen von 2002 zeigte erstens, dass Geschlechterpolitik in allen Programmen einen geringeren Stellenwert einnimmt als bei der vorherigen Bundestagswahl. Die thematische Gegenüberstellung belegte zweitens eine Verschiebung weg von Gleichstellungspolitik und Frauenförderung hin zu Vereinbarkeitsproblematik und Familienpolitik.

Trotz dieser allgemeinen Tendenz zeigten sich auch Unterschiede zwischen den Parteien: So setzten die Regierungspartei SPD und Bündnis 90/Die Grünen weiter auf die Strategie des Gender Mainstreaming, während die Linkspartei.PDS eine klassische Frauenförderpolitik betrieb. In den Programmen von CDU/CSU und FDP fehlte die

Gleichstellungsthematik fast gänzlich. In Anbetracht dessen, dass die CDU/CSU eine recht starke Tradition der Frauen- und Gleichstellungspolitik hat, fragen die Autorinnen, ob eine Frau an der Spitze für die Partei bereits Frauenpolitik sei. Sie diskutieren die „neuartige Leerstelle“ im Wahlprogramm der CDU/CSU und stellen die wichtige Frage, ob der Zugewinn an repräsentativer Macht von Frauen mit einem Verlust von Definitionsmacht bei den Inhalten einhergeht.

Im Gegensatz zur programmatischen Geschlechterpolitik der Parteien spielte die praktische Umsetzung bei der Besetzung der Spitzenpositionen bei den Bündnis 90/Die Grünen und der Linkspartei.PDS in den Medien eine wichtige Rolle. *Julia Chojecka* rekonstruierte in ihrem Beitrag *Doppelspitze und Doppelmoral. Zu Personaldebatten bei den Grünen und der Linkspartei.PDS* die Besetzungsstrategien beider Parteien und analysierte das Medienecho. Insbesondere Bündnis 90/Die Grünen, die im bundesdeutschen Parteienspektrum für eine starke Gleichstellungspolitik und eine strenge Quotierung stehen, sahen sich durch die Kandidatur von Merkel unter Druck, auf den sie einerseits mit einem negative campaigning gegen die konservative Geschlechterpolitik der CDU/CSU reagierten und andererseits Merkels Aufstieg als Resultat der „Grünen Vorarbeit“ verstanden wissen wollten. Im Gegensatz dazu standen jedoch die Besetzung der Position des Spitzenkandidaten mit Joschka Fischer und der Verzicht auf die übliche gemischgeschlechtliche Doppelspitze. Diese Politik löste nicht nur intern bei den Grünen Kritik aus, sondern auch eine „unwillkommene große mediale Präsenz“. Dies ist umso bemerkenswerter, als die Grünen diese Praxis bereits im letzten Bundestagswahlkampf einsetzten. Diesmal kritisierten die Medien jedoch durchgängig Fischers ungerechtfertigte patriarchale Machtansprüche, was Chojecka auf Merkels Kandidatur zurückführt. Diese produzierte für beide Parteien ein „Glaubwürdigkeitsproblem“. Deutlich wurde, dass die Gleichstellungspolitik in Bezug auf die Spitzenpositionen in den eigenen Reihen nur rhetorisch ist und es sich damit um eine „Doppelmoral“ handelt.

Doreen Fantke, Olga Schmidt und *Anett Zeidler* wenden sich ihrem Beitrag „Nur weil sie eine Frau ist?“ Merkel und die Geschlechterfrage den Artikeln zu, die sich mit der sogenannten Frauenfrage befassen. Wurde in einem großen Teil der Presseartikel der Geschlechtszugehörigkeit der Kandidatin die Bedeutung für ihre Wahlchancen abgesprochen (vgl. auch Lepperhoff 2006), so wurde in den analysierten Presseartikeln Merkels Frau-Sein in den Vordergrund gestellt. Protagonistin der „Frauenfrage“ war die Herausgeberin der feministischen Zeitschrift *Emma* Alice Schwarzer, die für ihr Engagement im Bundestagswahlkampf 2005 als „Journalist des Jahres“ ausgezeichnet wur-

de. Die Frauenfrage wurde im Weiteren von bekannten kritischen Journalistinnen debattiert und auch anerkannte Frauenforscherinnen meldeten sich zu Wort.

Die Autorinnen rekonstruierten diese Debatte und zeigen, dass die Frauenfrage auf zwei sehr konträre Weisen diskutiert wurde: Forderten die einen, Merkel müsse sich auf Grund ihrer Geschlechtszugehörigkeit für Frauenpolitik einsetzen (Identitätspolitik), so sahen die anderen allein in dem Fakt, dass eine Frau Kanzlerin werden würde, einen Beitrag zur Emanzipation der Frauen, weshalb sich Merkel auch nicht dezidiert für Frauenpolitik einsetzen müsse (Symbolische Politik).

Im Anschluss an die Rekonstruktion der Debatte stellen die Autorinnen die Frage: „Und was macht Merkel?“. Mit Rückgriff auf vorliegende feministische Analysen argumentieren sie, dass Merkel keine andere Wahl hatte, als sich *nicht* für Frauenpolitik einzusetzen, da sie sonst ihre Chance, gewählt zu werden, riskiert hätte. Sie zeigen, dass die Debatte um die „Frauenfrage“, sowohl in ihrer identitätspolitischen als auch in ihrer symbolpolitischen Ausrichtung selbst in die Falle einer Essentialisierung von Geschlecht tappt und plädieren deshalb für einen erweiterten Blick von der Frauen- auf die Geschlechterfrage, die nicht nur Anliegen der Frauen, sondern „aller Geschlechter“ ist.

Überraschend für viele Beobachter_innen gab Angela Merkel kurz vor der Bundestagswahl verschiedenen Frauenzeitschriften Interviews. Diesen Interviews wendet sich *Brigitte Friederike Gesing* in ihrem Beitrag zu: *Politik machen und Brötchen kaufen. Frauenzeitschriften und die Konstruktion normativer Weiblichkeit im Bundestagswahlkampf 2005*. Einen herausragenden Stellenwert maß sie dem Interview in der „klassischen“ und bekanntesten Frauenzeitschrift *Brigitte* zu, da dieses mit der offiziellen Homepage der Kanzlerkandidatin verlinkt war und damit im Kampf um die Wähler_innen bewusst ein Forum der „Frauenöffentlichkeit“ für die Präsentation der Kandidatin genutzt wurde.

Die Autorin arbeitete im Anschluss an kommunikationswissenschaftliche Analysen heraus, dass Frauenzeitschriften auf der einen Seite die Individualisierung von (weißen, mittelständischen heterosexuellen) Frauen parteiisch unterstützen, gleichzeitig jedoch einen normativen Anspruch auf die Definition angemessener weiblicher Lebensentwürfe erheben und somit Weiblichkeit normalisieren. Gerade dieses Spannungsverhältnis erwies sich als „geradezu passgenau“ für die Selbstpositionierung der Kanzlerkandidatin, der es über das Medium Frauenzeitschrift gelang – anders als in so vielen anderen Kontexten – sich als „normale“ Frau zu entwerfen, die ebenso wie ihre Leserinnen Brötchen kauft und den Geschirrspüler ausräumt und gleichzeitig eine politische Karrie-

re macht. Merkel berief sich in diesem frauenspezifischen Kontext auf den Symbolwert einer ersten Kanzlerin, der sie zugleich von einer politischen Verantwortung für „die Frauen“ freisprechen soll, und war auch in dieser Hinsicht anschlussfähig an den Geschlechterdiskurs der Frauenzeitschriften. Diese setzen sich zwar parteiisch für Frauenrechte ein, argumentieren jedoch nicht explizit frauenpolitisch; die widersprüchlichen gesellschaftlichen Anforderungen an Frauen werden subjektiviert und damit als individuell zu lösende Probleme behandelt. Die Leserin sieht sich vor die gleichen Probleme wie die Kanzlerkandidatin gestellt, die ebenso Beruf (Politik) und Haushalt (Brötchenkauf) persönlich vereinbaren muss.

In meinem eigenen Beitrag *„Männer reden Merkel klein.“ Männlichkeitskritiken im Bundestagswahlkampf 2005* diskutiere ich die These, dass durch die Kanzlerkandidatur einer Frau die Männlichkeit von Politik in einem bisher unbekanntem Maß öffentlich thematisiert wurde. Während die Geschlechtszugehörigkeit der beiden männlichen Kandidaten im Wahlkampf 2002 keine Rolle spielte, galt doch das Männliche in der Politik bisher als das Selbstverständliche, erfolgte in diesem Wahlkampf in einer Reihe von Presseartikeln eine Demaskierung des Allgemein-Menschlichen als Männliches. Diese Debatte wurde vor allem von männlichen Journalisten geführt und stellt damit das Gegenstück zu der vorrangig von weiblichen Journalistinnen geführten Diskussion um die „Frauenfrage“ dar (s.o.).

Im Zuge des Wahlkampfes geriet das bisher gültige männliche Politikerleitbild immer mehr in die Kritik. Merkels sogenanntes GirlsCamp und die Vorgehensweisen der CDU-Mitglieder des männerbündischen Andenpakts sorgten bereits seit einer längeren Zeit für Kritik an den männlichen Rekrutierungsstrategien in der Politik. Mit ihrem Griff nach der höchsten Position im Staat löste Merkel jedoch eine neue Dynamik in diesem Prozess aus. Fokussierte sich die Kritik zunächst auf das machohaftige Auftreten von Bundeskanzler Schröder, insbesondere in der sogenannten Elefantenrunde am Wahlabend, weitete sie sich mehr und mehr auf männliche Spitzenpolitiker aus, die als Verkörperung des hegemonialen Politikerideals angesehen werden können. Kritisiert wurden an der Politikermännlichkeit folgende Aspekte: persönliches Machtstreben vor politischen Inhalten und Parteieninteressen; undemokratischer Alleinvertretungsanspruch („Basta Politik“); männliches Dominanzgebaren; selbstverliebte Medieninszenierung und Nichtakzeptanz von Politikerinnen. Zugleich wurde in diesem Prozess medial ein neues Leitbild eines Berufspolitikers kreiert, das insbesondere durch einen demokratischen Führungsstil, Pragmatismus und eine neue Sachlichkeit gekennzeichnet war. Zwar galt Angela Merkel über den gesamten Untersuchungszeitraum als Vertreterin eines neuen

politischen Stils, jedoch erst gemeinsam mit Matthias Platzeck, dem „Anti-Basta-Mann“, konnte sie den neuen Typus verkörpern, was auf die immer noch bestehende männliche Codierung von Politik verweist.

In ihrem Beitrag *„Säbel, Florett und Pistole“*. *Geschlechteraspekte im Kanzlerduell* analysierte Karin Böttcher vor dem Hintergrund des historischen Duell-Rituals mit Methoden der kognitiven sprachbegleitenden Gestenforschung das TV-Duell zwischen Schröder und Merkel. Das Duell war ursprünglich ein Zweikampf unter adligen Männern um die männliche Ehre. Davon ausgehend versteht sie Schröders Herausforderung an Merkel zu einem Rededuell als Schritt hin zur Geschlechtergleichheit, erkennt er doch so eine Frau als gleichrangiges Mitglied des „Politadels“ an, mit dem er sich duellieren will. Formal, so die Autorin, war Merkel akzeptiert, doch wie stand es mit der „geliebten Gleichberechtigung“ im TV-Duell?

An ausgewählten Filmszenen zeigt sie Merkels ambivalente Positionierung in diesem bisher männlichen Ritual. Und nicht nur für Schröder, sondern auch für die männlichen Moderatoren in ihrer Rolle als Sekundanten stellte diese Konstellation eine Herausforderung an ihre Gender-Performance dar. So versuchte der RTL-Moderator Kloppel der Kanzlerkandidatin bei einem Angriff auf ihre Ehre in der Rolle des „weißen Ritters“ beizuspringen und sie gegenüber Schröder zu verteidigen. Merkel wurde aus dem folgenden Rededuell zwischen Kloppel und Schröder vollkommen ausgeschlossen, intervenierte aber auch nicht und nahm so die „historische Frauenrolle“ ein: Der Kampf um die weibliche Ehre ist eine Sache unter Männern. In einer anderen Situation, als Kloppel wiederum die Verteidigung „seiner Dame“ übernehmen wollte, wies Merkel ihn jedoch strickt zurück und nahm die Waffe selbst in die Hand. Mit einer Geste, die Böttcher als Pistole deutet, „erschoss“ die Kanzlerkandidatin nicht nur Schröder, sondern auch die Sekundanten_innen. Insofern war Angela Merkel und nicht, wie Zuschauerumfragen und Medienberichte nahlegten, Gerhard Schröder, Siegerin dieses Duells.

Neben dem TV-Duell erlangte die sogenannte Elefantenrunde, offiziell *Berliner Runde*, die am Wahlabend in der ARD ausgestrahlt wurde, große mediale Aufmerksamkeit. Roman_a Klarfeld und Lena Mann analysieren in ihrem Beitrag *Eine kritische Auseinandersetzung mit der Elefantenrunde oder die momentanen Risiken und Nebenwirkungen von Röcken und Hosen* dieses Dokument mit Rückgriff auf die Theorie männlicher Herrschaft von Pierre Bourdieu und queer-feministischen Blicktheorien. Ausgangspunkt ihrer Analyse sind zwei Phänomene: Im Mittelpunkt des Medienechos stand der, wie die damalige Kanzlergattin Doris Schröder es ausdrückte, „suboptimale“ Auftritt von Gerhard Schröder, während der Tatbestand, dass die CDU und damit Angela Merkel,

wenn auch mit knapper Mehrheit, die Wahl gewonnen hatten, kaum eine Rolle spielte. Eine genaue Analyse zeigt zweitens, dass Angela Merkel in Bezug auf die Anzahl der gesprochenen Worte sowie die Logik und den sachlichen Stil ihrer Argumentation eigentlich die „rhetorische Siegerin“ des Abends war, jedoch von den Zuschauer_innen und den Medien nicht als solche wahrgenommen wurde.⁷²

Mit Rekurs auf Bourdieu zeigen die Autorinnen, dass Merkel von den anderen Männern nicht als gleichwertige Mitspielerin in diesem männlichen Spiel um Macht wahrgenommen wurde und wiederum Männer, hier Stoiber und Westerwelle, sich in der Pflicht sahen, Merkels Machtansprüche gegenüber Schröder durchsetzen zu müssen. Indem Merkel sich jedoch *nicht* in die männlichen Machtspiele einmischte und nicht wie die Männer zeterte und geiferte, was ihr im Gegensatz zu den männlichen Politikern ohne Zweifel das Etikett: weiblich-emotional-hysterisch eingebracht hätte, benahm sie sich ganz wie eine zurückhaltende Dame. Auch hier wird wiederum der Double Bind deutlich, in dem die erste Kanzlerin Deutschlands steckt. Mit Rekurs auf queer-feministische Blicktheorien gehen die Autorinnen dieser Falle genauer nach und zeigen, wie und warum Zuschauer_innen und Medienmacher_innen im Wahrnehmungssystem der Zweigeschlechtlichkeit gefangen sind, und somit mehr Merkels „weibliche“ Zurückhaltung als ihren rhetorischen Sieg feststellen. Die Autorinnen plädieren für eine konsequente Dekonstruktion der zweigeschlechtlichen Wahrnehmung verbunden mit der Hoffnung, die eingeschriebene Rangordnung zu Gunsten von Männern/Männlichkeit überwinden zu können; auf dass, symbolisch gesprochen, das Tragen von Röcken und Hosen für alle Geschlechter ohne hierarchisierende Bewertungen möglich ist.

Um die mediale Wahrnehmung der Kanzlerkandidatin geht es auch *Anett Zeidler* in ihrem Beitrag *Die Macht der Medien und das utopische Potential Merkels*. Ihr Ausgangspunkt sind die Thesen des Medientheoretikers Andreas Dörner. Nach Dörner kommt es zu einer zunehmenden Verschmelzung von Politik und Unterhaltungskultur (Politainment), die zu einer Fiktionalisierung des Politischen führt; Politiker_innen werden in diesem Prozess zu mächtigen „hyperrealen Medienfiguren“, als deren perfekte Verkörperung der ehemalige „Medienkanzler“ Gerhard Schröder gilt. Die Autorin zeigt anhand des Medienechos auf den Wahlparteitag der CDU, auf dem Merkel als „Angie“ inszeniert wurde, dass die Kanzlerkandidatin nicht zu einer hyperrealen Medienfigur avancierte, und damit verbunden auch keine ihrer Position entsprechende Macht innehatte. Die Ursache sieht Zeidler darin, dass sich um die Person Merkel kein einheitli-

⁷² Eine Ausnahme bildet hier die Analyse von Birgit Kienzle in der Zeitschrift *Emma*, die zu einem ähnlichen Resultat kommt (Kienzle 2005).

ches mediales Bild ergeben hat. Neben den Irritationen löste Merkel mit ihrer Kandidatur und ihrem Machtanspruch jedoch auch Utopien von einer geschlechterdemokratischen Gesellschaft aus. Zeidler formuliert abschließend die politische Utopie einer geschlechterneutralen Sprache, die es ermöglicht, Politiker_innen jenseits ihrer Geschlechtszugehörigkeit und den damit verbundenen Zuschreibungen an ihren Kompetenzen zu bewerten. Damit verbunden ist auch die Hoffnung einer Konzentration auf politische Inhalte, statt wie gegenwärtig auf die Persönlichkeit der Politiker_innen.

4. Resümee

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Geschlechterbilder im Gegensatz zur Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005 eine wichtige Rolle spielten. Durch die Kandidatur einer Frau für das Amt des Bundeskanzlers wurde die männliche Geschlechtszugehörigkeit von Bundeskanzler Schröder hervorgehoben und sein machohaftes Auftreten gegenüber seiner Herausforderin massiv kritisiert. Dennoch erwies sich das Geschlechterbild, das von Schröder in den Medien entworfen wurde, als in sich geschlossen: dass es sich bei Schröder um einen „richtigen“ Mann handelt, daran ließen die Medien keinen Zweifel. Im Gegensatz dazu changierten die Zuschreibungen im Geschlechterbild von Merkel zwischen männlichen und weiblichen Verhaltensweisen und Charaktereigenschaften und waren in sich höchst widersprüchlich. Als Schlüsselkategorie unserer Untersuchung kann deshalb die Irritation benannt werden.

Als ausgesprochen gewinnbringend erwies sich das qualitativ rekonstruktive Vorgehen. Mit einer quantitativen Methode kann nur untersucht werden, ob männliche oder weibliche Zuschreibungen in den Medien eingesetzt werden und wenn ja, in welchem Umfang. So erhält man einen mengenmäßigen Überblick über die Präsenz solcher Vorstellungen (vgl. exemplarisch Pfannes 2004). Die aufgefundenen Widersprüche lassen sich jedoch nur mit einem rekonstruktiven Verfahren ermitteln. Darüber hinaus erwies sich auch die Ausweitung des Samples über die aktuelle politische Berichterstattung in der seriösen Tagespresse als lohnend. Denn während geschlechtliche Zuschreibungen dort in den vergangenen Jahren weniger geworden sind (vgl. ebd.), finden sie sich in anderen Printzeugnissen überaus stark. Es bleibt weiteren Untersuchungen vorbehalten, hier stärker zwischen den unterschiedlichen Medien zu differenzieren.

Als Ursache für die Irritation um die Kanzlerkandidatin Merkel lässt sich unsere Verhaftung in einem zweigeschlechtlichen Sehen und damit verbunden in der Zuordnung von bestimmten Verhaltensweisen und Tätigkeiten an je ein Geschlecht identifizieren. Auch

wenn sich geschlechtsspezifische Zuschreibungen permanent verändern können, zeigt die genaue Analyse doch eine enorme Beharrlichkeit von traditionellen weiblichen Zuschreibungen, die wiederum als nicht passfähig für die Arbeit im politischen Feld gelten. Das zweigeschlechtliche Sehen führt des Weiteren dazu, dass bestimmte Aspekte in den Vordergrund der Wahrnehmung rücken, wie etwa Merkels vermeintlich „weibliche“ Zurückhaltung. Andere Aspekte hingegen treten in den Hintergrund, wie etwa das emotionale mit Weiblichkeit kodierte Verhalten von Schröder.

Die in verschiedensten Medien geäußerte Hoffnung auf die Signalwirkung einer weiblichen Kanzlerin für ein Mehr an Geschlechterpolitik hat sich in diesem Wahlkampf nicht erfüllt. Die Untersuchung zeigt, dass die Handlungsoptionen der ersten Kanzlerin in dieser Hinsicht äußerst beschränkt waren und sie in einer geschlechterhierarchisch strukturierten Welt zuviel aufs Spiel gesetzt hätte, wenn sie sich dezidierter für eine solche Politik eingesetzt hätte. Dies gilt auch für ein emotionales und (vermeintlich) weibliches Auftreten. Denn forderten die Medien auf der einen Seite ein solches ein und kritisierten die „Kälte“ der Kanzlerkandidatin, so ließen sie doch auf der anderen Seite keinen Zweifel daran, dass Emotionalität und Weiblichkeit noch immer nicht passfähig für politische Führungspositionen sind.

Obwohl Merkel selbst das Geschlechterthema weitgehend aussparte, hat kein anderes Thema in den vergangenen Jahren die Geschlechter-Debatte so stark angeregt wie ihre Kandidatur.⁷³ Dies verweist auf die enorme symbolische Kraft, die einer ersten deutschen Kanzlerin inne wohnt und auf die in den meisten Artikeln verwiesen wurde. Da das System der Zweigeschlechtlichkeit ein symbolisches Ordnungssystem ist, ist es, darauf macht nicht nur Pierre Bourdieu in seiner Analyse männlicher Herrschaft aufmerksam, nur durch eine symbolische Revolution (Bourdieu 2005) zu verändern. Und diese symbolische Revolution liegt im „Fall Merkel“ gerade in den widersprüchlichen geschlechtsspezifischen Zuschreibungen und in der Irritation, die langfristig einen Beitrag zur Auflösung von solchen Zuschreibungen leisten könnten, auf dass sich die Frage „Kann die das?“ für Politikerinnen zukünftig nicht mehr stellt.

Abschließend möchte ich allen Studentinnen, die am Projektseminar teilnahmen, sehr herzlich für ihre hoch motivierte Mitarbeit danken. Bedanken möchte ich mich bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung, insbesondere bei Dr. Eva Schäfer, die dieses Projekt von Anfang an unterstützt hat und ermöglichte, dass wir im April 2005 unsere Forschungsergebnisse im Rahmen einer Veranstaltung erstmalig außerhalb der Universität zur

⁷³ Vgl. zu diesem Aspekt auch die Analyse des Journalistinnenbundes o.J.

Diskussion stellen konnten, was ein wichtiger Schritt auf dem Weg zu dieser Publikation war. In dieser Hinsicht bedanke ich mich bei Karin Böttcher, die den mühsamen Weg der Manuskriptherstellung gemeinsam mit mir gegangen ist. Und nicht zuletzt hoffe ich, dass diese Publikation anderen Lehrenden Ansporn ist, sich trotz der Umstrukturierung der Universitäten hin zu Bachelor- und Masterstudiengängen und damit verbunden der zunehmenden Separierung von Forschung und Lehre, dennoch nach Verknüpfungen zu suchen und gemeinsam mit Studierenden zu forschen.

7. „Männer reden Merkel klein.“⁷⁴ Männlichkeitskritiken im Bundestagswahlkampf 2005

Im 15. Bundeswahlkampf, der von Schröder als „Ich oder der“ Kampf ausgerufen worden war (Holtz-Bacha 2003), spielte die Tatsache, dass es sich bei den Kandidaten Schröder und Stoiber um Männer handelte, keine Rolle. Zu selbstverständlich war es bisher, dass ein Spitzenpolitiker, insbesondere ein Kanzler, männlichen Geschlechts ist. Das Geschlechterthema gelangte nur über das Frauenbild der Kandidaten in den Wahlkampf (vgl. ebd.): So warb Kanzler Schröder um die Gunst der Wählerinnen mit seinem fortschrittlichen Frauenbild; ein Wahlkampfplakat zeigte ihn mit seiner Frau, abgedruckt war der Claim: „Wie wichtig es ist, dass Frauen Kinder und Karriere vereinbaren können, höre ich jeden Tag. Zu Hause.“ Darüber hinaus betrieb die SPD mit Plakaten und einem Wahlspot im Kino ein „negativ campaigning“ gegen Stoibers vermeintlich rückschrittliches Frauenbild, war doch dessen Ehefrau zu Gunsten der Erziehung der Kinder zu Hause geblieben und entsprach damit dem CSU-Frauenleitbild der Mutter und Hausfrau. Die Wahlkampfstrategen der Partei versuchten daraufhin, Stoibers negatives Image mit Bezug auf seine Töchter zu verbessern. Insbesondere Tochter Constanze wurde zur Verkörperung der modernen Frau stilisiert: berufstätige Anwältin, Ehefrau und Mutter. Diese Art der Thematisierung folgte der modernen Logik der Zweigeschlechtlichkeit, welche Geschlecht mit Weiblichkeit gleichsetzt, während das Männliche als das Menschliche und Allgemeine gilt.

Im 16. Bundestagswahlkampf hingegen wurde durch die Kanzlerkandidatur einer Frau die Männlichkeit von Politik in einem bisher unbekanntem Maß öffentlich thematisiert. Statt der bisher gängigen Hypostasierung von Männern zum Allgemein-Menschlichen (vgl. u.a. Simmel 1985; Meuser 1998) erfolgte nun in einer Reihe von Presseartikeln eine Demaskierung des Allgemein-Menschlichen als Männliches. Im Zuge des Wahlkampfes geriet das bisher gültige männliche Politikerleitbild immer mehr in die Kritik. Um diese These in dem folgenden Artikel zu belegen, rekonstruiere ich in einem ersten Schritt dieses Leitbild und stelle dar, wie sich der moderne politische Raum als ein männlich kodierter Raum entwickelte und Politik zu einer „Männersache“ wurde. Zweitens zeige ich, wie über einen längeren Zeitraum anhand von Merkels politischem Aufstieg zunehmend die (westlichen) männlichen Rekrutierungsstrategien in der Politik in den öffentlichen Blick gerieten und analysiere drittens die massiven Männlichkeitskriti-

⁷⁴ Titelseite der Bildzeitung vom 12.10.2005.

ken im Bundestagswahlkampf 2005. Der Artikel schließt viertes mit einem Resümee und Ausblick ab.

1. Männlichkeit und Politik

Max Weber analysierte in seinem berühmten Aufsatz „Politik als Beruf“ aus dem Jahre 1919 die Professionalisierung von Politik hin zu einem Beruf (Weber 1992). Dabei unterschied er sieben Typen von Politikern im Kultur- und Zeitvergleich. Für die parlamentarische Demokratie seiner Zeit machte er zwei Typen aus: *den Parteibeamten* und *den politischen Führer*. Zentrales Kriterium von Politik war für Weber der Kampf um Macht: Politik sei „Streben nach Machtanteil oder nach Beeinflussung der Machtverteilung, sei es zwischen den Staaten, sei es innerhalb eines Staates zwischen den Menschengruppen, die er umschließt“ (ebd., 159). Weber fragte, „was für ein Mensch man sein muß, um seine Hand in die Speichen des Rades der Geschichte legen zu dürfen“ (ebd., 227) und bestimmte vor allem drei Qualitäten: *Leidenschaft* im Sinne von Sachlichkeit, sachlich gehaltenes *Verantwortungsgefühl* und *Augenmaß* im Sinne einer distanzierten Haltung zu den Dingen, die zur Debatte stehen und zu den Menschen, deren Interessen verhandelt werden.

Diese Kompetenzen sah Weber in den spezifisch männlichen Tätigkeitsbereichen seiner Zeit, der kapitalistischen Ökonomie und dem Militär, verwurzelt. Sie waren deshalb vor allem männlichen Akteuren zugänglich und vertraut. Die „Politik einer klugen Frau“ hingegen sei es, so heißt es gleich zu Beginn des Aufsatzes, „ihren Mann zu lenken“ (ebd., 157). Frauen wurden somit von Weber in der Sphäre der Familie verortet. Er folgte damit der für moderne Gesellschaften konstitutiven Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit, die jeweils einem der beiden Geschlechter zugeordnet wurden: das öffentliche Leben den Männern und das private den Frauen (Hausen 1976). Damit verbunden war die Zuschreibung von spezifischen Charakter- und Verhaltenseigenschaften, die nur je einem Geschlecht zugänglich waren (vgl. den Aufsatz von Erfurt; Haase; Roßhart in diesem Buch). Und gerade die von Weber geforderte Sachlichkeit und Distanziertheit galten als männlich. Das Politikerideal konnte demnach nur von Männern vertreten werden, was Weber in seinem Aufsatz auch explizit benennt. Während sich Weber um die Politikfähigkeit von Frauen nicht weiter kümmerte, widmeten andere Zeitgenossen diesem Thema eine „ausufernde Literatur“ (Schwinger 2000, 85), in der sie nachweisen wollten, dass Frauen auf Grund ihrer vermeintlich natürlich bedingten physischen und psychischen Andersartigkeit unfähig zur politischen Mündigkeit seien.

Das moderne männliche Politikerideal stand jedoch von Anfang an in einem eigenwilligen Kontrast zum Ideal des männlichen autonomen Subjekts (Kreisky 1995).⁷⁵ Denn politische Karrieren waren an die Unterordnung und Gefolgschaft unter den politischen Führer gebunden. Diese bedingten die Einschränkung der Gestaltungsgrade von individueller Freiheit und Freizügigkeit, die jedoch für das moderne männliche Subjekt konstitutiv waren. Dies galt umso mehr, als dass Politik und Staat in Deutschland vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert männerbündisch organisiert waren.⁷⁶ Die Teilhabe an politischer Macht war somit an die rigide Unterwerfung unter den Führer und die bündischen Regeln gebunden. Insofern setzte „der Staat, der die Superstruktur männlicher Überlegenheit verkörpert, [...] gleichzeitig auch das Ideal unabhängiger Männlichkeit außer Kraft: er verwandelt das Wunschbild initiativer und selbständiger Männlichkeit in das Zerrbild einer abhängigen und inferioren Untertanenschaft“ (Kreisky 1995, 115). Das Paradox zwischen einer solchen politisch konstruierten Männlichkeit und der Figur des autonomen Individuums kann nicht aufgelöst werden. Es wird, so Kreiskys Argumentation, in gewisser Weise befriedet, indem Männlichkeit und Individuum symbolisch und rechtlich in eins gesetzt werden.

Das von Weber beschriebene moderne Politikerideal hat bis heute seine Gültigkeit behalten. In Befragungen von Politikerinnen aus den 1990er Jahren nannten diese ein hohes Maß an Kampfbereitschaft; die Bereitschaft und Fähigkeit zur optimalen Nutzung jeglicher Machtchance; die Fähigkeit und Lust zur effektiven Selbstinszenierung; die Überzeugung emotionsfrei, also sachlich und mit der „Stimme der Vernunft“ zu sprechen als zentrale Kompetenzen (vgl. Schaeffer-Hegel et al. 1995; auch Meyer 1997; Weber et al. 1998). Doch inwieweit ist das Politikerideal immer noch männlich? In dieser Hinsicht lässt sich zunächst einmal feststellen, dass trotz des sukzessiven Einzugs von Frauen in die Politik, der Anteil in den Länderparlamenten, im Bundestag und bei den deutschen Abgeordneten im Europäischen Parlament beträgt mittlerweile jeweils etwas über dreißig Prozent (DJI 2005, 342 ff.), die Mehrheit der Politiker, eben knapp 70%, männlich ist. Diese quantitative männliche Dominanz wird in den Medien noch verstärkt. Ein Vergleich internationaler Studien belegt (Pantti 2005, vgl. auch die Untersuchung von Hardmeier/Klöti 2004; Hardmeier 2004), dass Politikerinnen nicht entsprechend ihres Anteils in den Medien vertreten, also unterrepräsentiert sind. Darüber hinaus werden bestimmte Politikfelder als männlich konstruiert, auch wenn anteilig vermehrt Frauen in diesem Feld tätig sind. Ein weiterer Mechanismus ist die Nutzung

⁷⁵ Zur Herausbildung des modernen Ideals männlicher Subjektivität vgl. u.a. Kreisky 1995, Mehlmann 1998.

⁷⁶ Vgl. ausführlich zu diesem Aspekt u.a. Kreisky 1995; Sombart 1996; Reulecke 2001.

einer männlich konnotierten Sprache aus den Bereichen Krieg und Sport (vgl. auch Kreisky 2000). Insgesamt wird der politische Raum durch diese Mechanismen als ein „männlicher“ Raum (re-)konstruiert.

Zwar gilt auf „offizieller“ Seite die politische Partizipation von Frauen nicht mehr als legitimationsbedürftig, sondern als wünschenswert; auf der Seite gesellschaftlicher Wünsche, Bilder, Vorstellungen ist „Weiblichkeit [immer noch] ein ungewohnter, irritierender, störender oder gar ablehnender Faktor auf der politischen Bühne“ (Lukoschat 1995, 303). Auf Grund des langen historischen Ausschlusses müssen Frauen ihre Politikfähigkeit immer wieder neu beweisen, während Männer vermeintlich qua Geschlecht über politische Kompetenz verfügen (Schaeffer-Hegel et. al. 1995; Panatti 2005). Erschwert wird die Position von Politikerinnen durch die männerbündische politische Kultur⁷⁷, die sich trotz des Einzuges von Frauen bisher noch nicht wesentlich gewandelt hat (Schaeffer-Hegel et al. 1995; Meyer 1997). Ein parteiinterner Aufstieg (vgl. zu diesem Aspekt Hoecker 1998) ist nicht nur enorm zeitaufwendig und an einer kontinuierlichen männlichen Erwerbsbiographie orientiert, sondern auch an die Einbindung in informelle Entscheidungs- und Machtstrukturen gebunden und darüber mit einer kulturellen Homogenität verbunden. Den Aufstieg von einem lokalen Führungsgremium und die allmähliche Verankerung in der parteiinternen Hausmacht, die als Voraussetzung für die Nominierung im Bundestag gilt, ist somit vorrangig Männern mit ähnlichen Leistungsorientierungen und kulturellen Interessen möglich. Die männerbündischen Strukturen erschweren, jedoch nicht nur Frauen, sondern auch Männern mit anderen Orientierungen und Interessen politische Karrieren.

Die spezifische moderne Verknüpfung von Männlichkeit und Politik, so lässt sich zusammenfassen, ist immer noch recht stabil. Sie wird jedoch seit den 1980iger Jahren durch den langsamen Marsch der Frauen durch die politischen Institutionen an die Spitze brüchig und gerät, dieser Aspekt soll an dieser Stelle zumindest erwähnt werden, auch durch den Einzug von männlichen Politikern aus der Ökologiebewegung zu-

⁷⁷ Nicolaus Sombart macht darauf aufmerksam, dass es sich bei dem reinen Männerbund um einen *Idealtypus* handelt. Männerbünde kommen in der Realität eher selten vor, sie sind eher ein „Phantasma, in dem eine bestimmte Realität sich spiegelt, überhöht wird, einen von der Realität abgesetzten Ausdruck findet, der aber als solcher wieder eine historisch-gesellschaftliche Realität wird, die das Denken und Handeln der Menschen prägt; um eine Ideologie also, die form- und stilbildend wirkt und dadurch zu einem für die politische Kultur in Deutschland ausschlaggebenden Gestaltungsfaktor wird.“ (Sombart 1996, 142). Dieses Phantasma zeigt sich aktuell in dem sogenannten CDU Andenpakt, den ich weiter unten beschreiben werde.

nehmend unter Spannung.⁷⁸ Der Griff einer Frau nach der höchsten Position im Staat entfachte nun eine neue Dynamik in diesem Prozess.

2. Sensibilisierungen: Merkels „GirlsCamp“ und ihr Kampf gegen den „Andenpakt“

Es wäre eine lohnende Aufgabe, über den gesamten Zeitraum von Merkels politischer Karriere zu analysieren, ab welchen Zeitpunkt die männlichen politischen Rekrutierungsstrategien öffentlich kritisiert wurden. Nach meiner Wahrnehmung geschah dies in den letzten Jahren über zwei Themen: Zum einen Merkels Machtkampf gegen die ambitionierten männlichen Kollegen in der CDU, insbesondere den sogenannten Andenpakt; zum anderen Merkels eigene Rekrutierungsstrategien und ihr sogenannten GirlsCamp.

Der Männerbund „Andenpakt“ wurde auf einer Reise in die Anden in den 1970er Jahren u.a. von den heutigen Ministerpräsidenten Christian Wulff, Roland Koch und Peter Müller gegründet. Sie waren damals aufstrebende Mitglieder der Jungen Union und schworen sich gegenseitige Unterstützung, Gefolgschaft und Treue (vgl. Roll 2005; Langguth 2005). In den Medien tauchte dieser Geheimbund im Umfeld der Bundestagswahl 2002 auf (Roll 2005). Angeblich war Merkels Rückzug von der Kanzlerkandidatur ein von langer Andenpakthand geplantes Unternehmen, an dessen Spitze Roland Koch stand, der seinerzeit selbst Anspruch auf die Kanzlerschaft erhob. Roll vertrat nun die These, dass der Andenpakt *„in der Folgezeit von den Medien sehr überhöht und zu einem gefährlichen Geheimbund hoch geschrieben wurde“* (Roll 2005, 308). Auch im Wahlkampf 2005 war immer wieder vom Andenpakt zu lesen, der als größte Bedrohung für Merkel beschrieben wurde. Interessant ist nun, dass der Bund in den Medien zugleich aber auch kritisiert wurde als ein *„Westmännerkreis“* (Spiegel Online, 03.11.2005), der eigentlich illegitime Rekrutierungsstrategien verfolgt.

Merkel hingegen habe ihre eigene Rekrutierungsstrategien: Sie bevorzuge in ihrem nahem Umfeld nur Frauen, die wie sie selbst nicht in den (hierarchischen) Strukturen der eigenen Partei verankert seien. Zugleich geriet damit aber in den Blick, dass es sich dabei um männliche Strukturen handelt: *„Tatsächlich kann sich Angela Merkel schlecht abends in der Kneipe blicken lassen, fehlt ihr das Kameradschaftsgeflecht, das andere*

⁷⁸ Dies bedeutet nicht, dass alle Männer aus der Ökologiebewegung neue politische Männlichkeitsideale vertreten, jedoch veränderte sich die politische Landschaft der Bundesrepublik durch den Einzug der Grünen ins Parlament erheblich und war doch gerade mit dieser Partei auch der vermehrte Einstieg von Frauen verbunden.

in männlichen Ritualen pflegen" (Tagesspiegel, 21.12.2003). Eine wichtige Rolle spielten die Büroleiterin Christine Baumann und Eva Christiansen, zunächst Merkels Pressesprecherin, später Fraktionssprecherin. Dieses Trio wurde in den Medien immer wieder als GirlsCamp charakterisiert und Gert Langguth schrieb es in seiner stark beachteten Biographie hoch zum „schlagkräftigsten Team, vielleicht [...] das schlagkräftigste Team seit dem Untergang der Amazonenherrschaft" (Langguth 2005, 296).

Die in den Medien viel besprochenen Biographien der Politolog_innen Evelyn Roll und Gerhard Langguth können wiederum selbst als Teil des Sensibilisierungsprozesses angesehen werden. Bereits 2001 hatte die linksliberal und feministisch orientierte Evelyn Roll, die als Redakteurin bei der Süddeutschen Zeitung tätig ist, ihre Merkel Biographie unter dem Titel „Die Erste. Angela Merkels Weg zur Macht" vorgelegt. Diese erschien im Juni 2005 mit zwei ergänzten Kapiteln in zweiter Auflage. Roll analysierte kritisch Merkels Weg durch die männlichen westdeutschen Institutionen und deckte dabei die männlichen Rekrutierungsstrategien und Machtspiele auf. Auch die von Gerd Langguth, der Politische Wissenschaft an der Universität Bonn lehrt, im Sommer 2005 vorgelegte Biographie mit dem schlichten Titel „Angela Merkel" wendete sich ausführlich diesem Thema zu und analysiert, wie das „System Merkel" (ebd., 270 ff.) dennoch funktioniert.

Aus meiner Perspektive lässt sich auch der Erfolgsroman „Fräulein Schröder" der Kommunikationswissenschaftlerin Susanne Fengler (2004) in diesen Prozess einreihen. Die Autorin beschrieb anhand eigener Erfahrungen den Wahlkampf 2002 einer „großen Partei", bei der es sich ohne Zweifel um die CDU handelte (vgl. dazu die zahlreichen Rezensionen; exemplarisch Die Zeit, 09.09.2004). Im Mittelpunkt stand dabei der Geschlechterkampf zwischen IHM und IHR, den die Autorin mit den Machtkämpfen am altgriechischen ptolomäischen Hof vergleicht. Die weibliche Hauptfigur wurde immer wieder mit Königin Berenike II. in Bezug gesetzt, die selbst gegen männliche Gegner um die Macht kämpfte. Damit wurde zugleich eine historische Tradition des Kampfes von Frauen um die Macht entworfen, den SIE 2002 zunächst noch verliert.

Die lange schon vor dem Wahlkampf 2005 einsetzende Thematisierung der männlichen Rekrutierungspraktiken und männlichen Rituale ist meines Erachtens eine Voraussetzung für die nun folgenden Männlichkeitskritiken. Geschlechtersoziologisch betrachtet kann man den Bogen aber noch etwas weiter spannen: Denn seit der Frauenbewegung in den 1970er Jahren gerät die männliche Herrschaft zunehmend in Legitimationszwang, sie kann sich nicht mehr, wie Pierre Bourdieu das formuliert, mit der Evidenz der Selbstverständlichkeit durchsetzen (Bourdieu 1997). Ich verstehe die Kritik an der

Männlichkeit von Politik als Teil dieses Delegitimierungsprozesses männlicher Herrschaft.

3. Das große „Männlichkeits-Outing“ im Bundestagswahlkampf 2005

Im Folgenden gehe ich zunächst auf die Demaskierung von Schröders Geschlechtszugehörigkeit ein und wende mich anschließend der Kritik an seiner Männlichkeit zu. In diesem Wahlkampf wurde Schröder explizit als „Mann“ markiert: Er habe ein *„Männergesicht“*, einen *„nicht großen aber kraftvollen Körper“*, sei ein *„echter Kerl von ganz unten“*, sei ein *„männlicher Kanzler“*, ein *„Mann von unten“*, *„Privatmann in der Familie“*. Als Politiker wurde er als *„Machtmensch“* und *„Spieler“* beschrieben, als *„Alpha-tier“*, *„Rüttler am Gitter des Kanzleramtes“*, als jemand, der *„den Sieg will“*, *„den Kampf an sich liebt“*, *„kurzer offener Kampf. Das ist die Logik der Macht.“* (Berliner Zeitung, 14.09.2004, 3). Schröder entsprach demnach dem idealtypischen Bild des Politikers, als dessen zentrales Charakteristikum der Machtkampf gilt.

Katharina Rutschky behauptete gar: *„Mit Schröder ist zum ersten Mal ein Mann Bundeskanzler gewesen“* (Berliner Zeitung, 23./24.07.2005, 27). Was für ein Paradox angesichts der Ahnengalerie der deutschen Kanzler! Das Zitat belegt jedoch die „Verallgemeinerung“ der bisherigen Kanzler und die Demaskierung von Männlichkeit im Wahlkampf 2005. Jedoch geriet diese „neue“ Männlichkeit des Kanzlers auch gleich wieder in die Kritik. Dabei lassen sich drei Phasen ausmachen: Zunächst fand eine zögerliche Kritik am machohaften Gebaren Gerhard Schröders statt. Nach seinem Auftreten in der sogenannten Elefantenrunde am Wahlabend des 18.09.2005 setzte eine massive Kritik an seinem Verhalten ein, die auch auf den ehemaligen Vizekanzler Fischer und nach der Infragestellung der Richtlinienkompetenz der nominierten Kanzlerin auf weitere Politiker ausgeweitet wurde. Diesen Prozess werde ich im Folgenden rekonstruieren.

Bereits in der Woche vor der Wahl beanstandete bspw. Harald Jähner (Berliner Zeitung, 12.09.2005, 3), dass Schröder sich als *„Gefühlsmensch“* inszeniere und seine *„Männlichkeit als Menschlichkeit aus[s]piele“*. Auf dem zentralen Wahlplakat, auf das der Autor hier anspielte, hieß es bekanntlich: *„kraftvoll, mutig, menschlich“*. Dieser Wahlkampf sei ein *„letztes Aufgebot von Gefühl, Augenmaß und dem Anschein politischer Instinktsicherheit“*, aber wahrscheinlich vergebens: *„Die Ära des Alleinvertretungsanspruches jener vierschrötigen Kerle, die Politik geradezu tierhaft verkörperten, als reflexsicher agierende Stiere, Luchse, Bären, Uhus oder Raben, ist vorbei.“* Der *„Au-*

thentizitätskult in der deutschen Politik" war für ihn an sein Ende gekommen, weil die Menschen politikverdrossen seien und genug hätten von den „*sich selbstverliebt und arrogant vor den Mikrofonen ... aalenden Politikern*".

Es fanden sich eine ganze Reihe von Artikeln, in denen Schröders Auftreten, sein „*triumphierendes Grinsen*“ (Berliner Zeitung, 26.08.2005, 30) und sein Dominanzverhalten bei Fernsehauftritten, wie etwa *Sabine Christiansen; Bürger fragen, Politiker antworten; Die Favoriten*, als unangemessen und anmaßend kritisiert wurde, auch wenn es meist nicht so pointiert mit Männlichkeit in Verbindung gesetzt wurde. Dies war erst in der Folge des Auftrittes in der „Berliner Runde“ der Fall, dem Höhepunkt von Schröders „*Männlichkeits-Outing*“, wie es im Beobachtungsprotokoll „Angela Watch“ des Journalistinnenbundes (o. J.) heißt. Die Bildzeitung (23.09.2005, 1) bspw. bildete Schröder als Julius Caesar ab und fragte: „*Ist Schröder im ‚Caesarenwahn‘?*“ und konstatierte: „*Die spinnen, die Römer-Genossen!*“. Auch *Der Spiegel* (26.09.2005, 1) bildete Schröder auf dem Titelblatt als starken Zirkusmann im Caesaren-Outfit ab und bezeichnete ihn im redaktionellen Teil als „*Testosteronbombe*“, als „*Rüpel*“ und „*Rabauken*“. Unter der „*Ära Schröder/Fischer*“ habe sich im Bundestag „*der Umgangston der Straße und auch das Regelwerk von dort*“ eingeschlichen. „*Wichtig war das, was die Spanier cojones nennen, jene Körperteile, die beim Mann über die Virilität entscheiden. Nur wer mit größeren cojones ausgestattet ist, zählt, darf mitreden, wird nicht verlacht. Und umgekehrt: Wer sich sogar traut die Wirklichkeit herauszufordern, ist natürlich der Allervirilste. Es gibt auch ein Kanzlerwort zu diesem Komplex: ‚Nur die Harten kommen in den Garten.‘*“ (Der Spiegel, 26.09.2005, 44-53).

War schon vor der Wahl debattiert worden, dass die Ära des dominanzorientierten, auf mediale Selbstinszenierung ausgerichteten Politikertypus, der überdies in seiner Partei keinen Widerspruch duldet, sich dem Ende zuneigt, so wurde dies nach der Wahl zur medialen Gewissheit. Die Kritik weitete sich von Schröder auf andere Politiker aus. Als Müntefering und Stoiber noch am Tag der Nominierung von Merkel zur Kanzlerin ihre Macht beschränken wollten, indem sie die „*Richtlinienkompetenz*“ der zukünftigen Kanzlerin in Frage stellten, wurde dies sowohl in der Boulevard als auch der seriösen Presse als ungerechtfertigte Einmischung der „*Männer*“ interpretiert und zurückgewiesen. So schrieb bspw. Stephan-Andreas Casdorff: „*Die Dame ist noch kaum im Kanzleramt, schon kommt Edmund Stoiber und gibt den ‚Kini‘, wie sie den König in Bayern nennen und erklärt der staunenden Öffentlichkeit, es sei ihm doch egal wer unter ihm regiere. [...] So sollen die Herren, die älteren mal gar nicht erst anfangen*“ (Tagesspiegel 12.10.2005, 1). Und Bild (12.10.2005, 1) titelte: „*Das geht ja gut los! Männer reden*“.

Merkel klein." und kommentierte auf der zweiten Seite: „Die Diskussion um die Richtlinienkompetenz einer Kanzlerin Merkel macht überdeutlich, wie weit wir von echter Gleichberechtigung entfernt sind. Herrjemine, was muß es die Herren schmerzen zu akzeptieren, dass der Boss unseres Landes tatsächlich eine Frau wird.“ Dieser Aspekt war bereits bei der männlichen Besetzung der Spitzenkandidaten bei Bündnis 90/Die Grünen und der Linkspartei.PDS kritisiert worden, wie Julia Chojecka in ihrer Analyse zeigt (in diesem Band).

Gut zwei Wochen später, am 31.10.2005, gab ein weiteres Ereignis Anlass zur Männlichkeitskritik. Der SPD-Vorsitzende Müntefering wollte den Bundesgeschäftsführer Kai Wasserhövel zum neuen Generalsekretär der SPD küren, jedoch kandidierte Andrea Nahles gegen ihn und gewann mit 23 zu 14 Stimmen. Müntefering trat nach dieser Niederlage zurück. Diesen Rücktritt nahm wiederum der bayrische Ministerpräsident Stoiber zum Anlass, sich nach harschen Auseinandersetzungen um die Größe und Kompetenz des zukünftigen Wirtschaftsministeriums, die er teilweise gegen die designierte Bildungsministerin Anette Schawan verloren hatte, nach Bayern zurückzuziehen.

„Seid ihr Politiker irre? Münte schmeißt hin. Stoiber will nicht mehr. Große Koalition vor dem Aus? KEINER denkt an unser Land!“ titelte die Bildzeitung (01.11.2005, 1) und brachte damit, wie gewohnt pointiert und überspitzt, die medialen Reaktionen auf den Punkt. Drei Aspekte zogen sich durch die mediale Kritik: der Vorrang eigener Machtinteressen vor Parteieninteressen; der undemokratische Alleinvertretungsanspruch und das Nichtakzeptieren von Niederlagen gegenüber Frauen.

Insbesondere Stoiber war schon in den vorangegangenen Wochen wiederholt dafür kritisiert worden, dass er vor allem seinen Machteinfluss vergrößern wolle, um in einer Großen Koalition als „Reservekanzler“ bzw. „heimlicher Regent“ (Der Spiegel, 17.10.2005, 24) zu agieren, der sich eigentlich „für alles zuständig fühlte“ (ebd., 28) und gegen die Interessen der CDU/CSU handle. Bei Müntefering, der bis zu seinem Rücktritt als Parteivorsitzender eigentlich als der disziplinierte „Parteisoldat“ (ebd., 42) galt, richtete sich die Kritik gegen seinen undemokratischen Alleinvertretungsanspruch: „Alleinherrscher Müntefering“ (ebd., 34). Seine Abwahl sah nicht nur *Der Spiegel* als „eine Antwort auf einen Führungs- und Kommunikationsstil, der auf harte Autorität und bedingungslose Loyalität setzte“ (ebd.). In dieser Debatte fungierte Müntefering nur als Stellvertreter der „Altherrenriege“ (ebd., 41), deren Zeit abgelaufen sei.

Der Rückzug der beiden Politiker wurde auch als ungerechtfertigtes Festhalten an männlichen Führungsansprüchen interpretiert: „Nach dem verlorenen Kampf um die

Kanzlerschaft sollen sie sich in Machtstrukturen einfügen, in denen viele Positionen von Frauen besetzt sind – nicht nur in der Bundesregierung, sondern in beiden Fällen auch in den eigenen Parteien. Im letztmöglichen Akt männlicher Solidarität haben sich beide nun gegen die Unterwerfung [...] unter die große Mutter – Angela Merkel" entschieden (Berliner Zeitung, 02.11.2005, 23).

Argumentiert wurde, dass die Zeit reif sei für einen „anderen Politikertypus [...] als die Kämpfernaturen Schröder und Fischer ihn verkörpern" (Tagesspiegel, 14.10.2005, 3) und manchem galt Stoibers und Münterferings „unmännlicher" Abgang gar als ein positives Signal für eine „erweiterte Beschäftigung der Männer mit sich selbst" und dem Aufbruch zu einer anderen Männlichkeit (Berliner Zeitung, 02.11.2005, 23; auch Berliner Zeitung, 18.11.2005, 25). Debattiert wurde der neue Politikertypus vor allem an der Person Matthias Platzeck, der nach Münteferings überraschendem Rücktritt zum neuen Hoffnungsträger der SPD avancierte. In diesem Zusammenhang ist nun interessant, dass zwar über den gesamten Untersuchungszeitraum auch Angela Merkel als Vertreterin eines neuen politischen Stils galt, jedoch erst gemeinsam mit Platzeck einen neuen Typus verkörpern konnte. Die *Bildzeitung* titelte euphorisch am Tag nach der Wahl von Platzeck zum neuen Chef der SPD: „Ossis sind jetzt die Bossis" (Bildzeitung, 01.11.2005, 1) und *Der Spiegel* verkündete einen „Aufbruch Ost" (Der Spiegel, 07.11.2005, 1) mit Merkel und Platzeck als sozialistischem Propagandapaar auf dem Titelblatt.



Die beiden Ostdeutschen standen nun für eine „Erneuerung des Landes" (ebd., 24), auch wenn „dem Aufbruch Ost eine Abdankung West vorausgegangen" (ebd., 25) sei,

so *Der Spiegel*, „ist es ein Anfang, dem nun doch ein gewisser Zauber innewohne“ (ebd., 26). Denn beide verkörpern das genaue Gegenteil der bisher herrschenden männlichen westlichen Politiker: „Dieser Typus“ sei „wagemutiger als die Kollegen aus dem Westen [...] nüchterner, illusionsloser, manchmal auch härter [...] Sie gehen die Dinge pragmatisch an, sind zuerst an Lösungen interessiert und erst in zweiter Linie dann an Ideologie und Taktik.“ Ihre Karriere beruhe auf „nüchterner Sacharbeit“ und nicht auf „Reden in rauchigen Hinterzimmern“ (ebd., 26-27). Ihr Ziel sei eben nicht die eigene Karriere, und im Gegensatz zu den westdeutschen Politikern, die „darauf versessen [sind], immer aufs Neue die Karten für später zu mischen, anstatt die Probleme von heute anzupacken“ (ebd., 25), täten sie eben gerade dies.

Vordergründig trat in dieser Konstruktion die Kategorie Geschlecht hinter die Kategorie Ostdeutsch zurück⁷⁹. So betonte *Der Spiegel* die Gemeinsamkeiten zwischen beiden Politikern: Beide stammten aus „bürgerlichen Familien“, seien „sehr bürgerlich, sehr kirchlich“ erzogen worden, beide seien „Naturwissenschaftler und damit Teil der einzigen ostdeutschen Elite, die die DDR weitestgehend unbeschadet überstanden hat“ (ebd., 27-28). Jedoch blieb die Kategorie Geschlecht präsent, indem Platzeck und Merkel als ein (sozialistisches) Paar auf dem Titelbild dargestellt wurden. Auch wenn der Text keinerlei Hinweise darauf gab, dass in dieser Paarkonstellation der Mann der Frau überlegen ist, stellt sich doch die Frage, ob nur ein männlicher Politiker den neuen Politikertypus glaubhaft verkörpern konnte. Denn obwohl Merkel auf der einen Seite als Modernisiererin der erstarrten westdeutschen Parteienlandschaft galt, wurde doch über die ganze Zeit des Wahlkampfes immer wieder die Frage gestellt: „Kann die das?“ (exemplarisch *Die Zeit*, 08.09.2005, 13; vgl. auch Scholz 2006b). Mit dem „richtigen“ Mann an ihrer Seite schien nun Merkels Wahlsieg endlich an Zauber zu gewinnen.

Auch das Wahlergebnis bestätigte das Vertrauen in Platzeck: Der „*Anti-Basta-Mann*“ (*Berliner Zeitung*, 16.11.2005, 2) wurde am 15.11.2005 in Karlsruhe mit überragender Mehrheit von 99,4% zum neuen Parteivorsitzenden der SPD gewählt. Angela Merkel erhielt am 22.11.2005 zwar die notwendigen Stimmen, um Deutschlands erste Kanzlerin zu werden, jedoch stimmten von 612 Politiker_innen 202 gegen sie, 51 davon aus den Reihen der Großen Koalition. Am Ende dieses Prozesses, so lässt sich konstatieren, war ein neuer Politikertypus medial kreiert, der stärker von einem männlichen als von einem weiblichen Politiker verkörpert wurde.

⁷⁹ Vgl. zu diesem Aspekt den Ansatz von Ina Dietzsch (2005) sowie den Beitrag von Sandra Noack in diesem Band.

5. Fazit und Ausblick

Nach der Wahl von Angela Merkel zur Bundeskanzlerin stellte Bundestagspräsident Norbert Lammert fest: *„dies ist ein starkes Signal für die Frauen und für manche Männer auch“*. Er verwies mit dieser doppeldeutigen Aussage darauf, dass dieser Bundestagswahlkampf nicht nur in der Hinsicht als historisch begriffen werden kann, dass nun eine Frau Regierungschefin dieses Landes ist, sondern dass auch eine spezifische (westdeutsche) Politikermännlichkeit verstärkt in die Kritik geriet und ihre zentralen Repräsentanten, wie Gerhard Schröder, Joseph Maria (Joschka) Fischer, Edmund Stoiber und Franz Müntefering ihre Positionen verloren oder aufgegeben haben. Kritisiert wurden an der Politikermännlichkeit folgende Aspekte:

- Persönliches Machtstreben vor politischen Inhalten und Parteieninteressen.
- Undemokratischer Alleinvertretungsanspruch („Basta Politik“).
- Männliches Dominanzgebaren.
- Selbstverliebte Medieninszenierung.
- Nichtakzeptanz von Politikerinnen.

Wendet man sich der Frage zu, wer auf der medialen Seite die Akteure dieser Männlichkeitskritik waren, so fällt auf, dass es sich dabei vor allem um männliche Journalisten handelte (vgl. auch Journalistinnenbund o.J.). Dass also „Männer Merkel klein reden“, wurde gerade von Männern kritisiert und dies ist ein ganz beachtlicher Befund. Zu fragen ist, wofür diese Männlichkeitskritik steht. Handelte es sich um eine *„reflexhafte Abwehr der Medienschelte“* (Bruns 2005, 27)? Rächten sich die männlichen Journalisten an dem jahrelangen Spiel, das die medienverliebten Politiker, insbesondere der „Medienkanzler“ Gerhard Schröder, mit ihren *„Eitelkeiten“* (Schwennicke 2005) gespielt hatten? Dann würde es sich nur um ein weiteres „männliches Spiel“ (Bourdieu 1997) um Dominanz – hier zwischen Politikern und Journalisten – handeln. Meines Erachtens lässt der Umfang der Kritik jedoch vermuten, dass es sich weniger um ein weiteres männliches Spiel, sondern mehr um einen weit reichenden Wandel von kulturellen Männlichkeitskonstruktionen im Politikbereich handeln könnte.

Auch wenn es sich bei der Medienberichterstattung um Konstrukte handelt, die einer bestimmten Logik folgen (vgl. Scholz in diesem Band), so verweisen die Presseberichte doch auch darauf, dass die im zweiten Abschnitt beschriebene Spannung der modernen politischen Männlichkeitskonstruktion zwischen dem Ideal unabhängiger Männlichkeit und der geforderten Unterwerfung unter die Parteiführung und Parteidisziplin aufbricht. Denn es waren gerade die (männlichen und weiblichen) Berufspolitiker der jüngeren Generationen, die die „Basta Politik“ und die Alleinvertretungsansprüche der Par-

teispitzen in Frage stellten und auf mehr demokratischem Mitspracherecht beharrten. Auch die Kritiken an politischen Karrieren, die nicht nur, aber ganz wesentlich undemokratisch in verrauchten Hinterzimmern gemacht werden und auf dem Prinzip der Unterwerfung und Anciennität beruhen, zielten in eine ähnliche Richtung.

Was die Bundestagswahl 2005 langfristig für den Wandel der politischen Kultur der Bundesrepublik bedeuten wird, ist eine offene Forschungsfrage. Es ist aus meiner Perspektive ein lohnendes Unternehmen für die Geschlechterforschung, die derzeitigen Prozesse in der politischen Kultur zu untersuchen. Dabei sollte zum einen analysiert werden, ob und wie sich die politische Kultur durch den zunehmenden Anteil von Spitzenpolitikerinnen verändert. Mit Hardmeier plädiere ich dafür, nicht nur die weiter vorhandene Unterrepräsentanz von Frauen zu untersuchen, sondern auch die „Erfolgsbilanz von Kandidatinnen“ (Hardmeier 2004, 168) in den Blick zu nehmen. Das Augenmerk sollte sich jedoch auch stärker als bisher auf Handlungsweisen und Erfahrungen männlicher Politiker und Berichterstatter richten, denn die bisherige dominanzorientierte Politikerkonstruktion gerät verstärkt in den männlichen Reihen in die Kritik.

Materialquellen

Bild (23.09.2006): Ich, Gerhard, Julius Caesar, S. 1

Bild (12.10.2005): Das geht ja gut los! Männer reden Merkel klein, S. 1

Bild.de: Merkel gegen Schröder. Macht sie es wirklich besser?, www.bild.t-online.de
(gesehen am 20.08.2005)

Bild (01.11.2005): Seid ihr Politiker irre?, S. 1

Bild (03.11.2005): Osis sind jetzt die Bossis, S. 1

Berliner Zeitung (23./24.07.2005): Eine(n) bessere(n) kriegt ihr nicht! (Rutschky, Katharina), S. 27

Berliner Zeitung (26.08.2005): „Das gehen wir gleich morgen an“ Gerhard Schröder stellte sich Fragen der Bürger (Brunst, Claudia), S. 30

Berliner Zeitung (12.09.2005): Die Leninistin der Marktwirtschaft (Jähner, Harald), S. 3

Berliner Zeitung (14.09.2005): Ein offenes Buch mit sieben Siegeln (Sylvester, Regine), S. 3

Berliner Zeitung (02.11.2005): Gekränkt, feige, verweiblicht? (Balzer, Jens), S. 23

Berliner Zeitung (16.11.2005): Der Anti-Basta-Mann soll's richten (Schellenberger, Rouven; Fras, Damir), S. 2

Berliner Zeitung (18.11.2005): Der Minister hat geweint (Stephan Speicher), S. 25

Der Spiegel (26.09.2005): Ich oder Ich. Nervenkrieg um die Macht (Titelbild), S. 1

Der Spiegel (11.07.2005): Was will (kann) Angela Merkel?, S. 38-52

Der Spiegel (26.09.2005): Putsch gegen die Wirklichkeit (Kurbjuweit, Dirk), S. 44-51

Der Spiegel (26.09.2005): Weil sie kein Mädchen ist (Ludwig, Udo; Meyer, Cordula),
S.52-53

Der Spiegel (17.10.2005): Die Zähmung der Tiger (Kurbjuweit, Dirk), S. 22-38

Der Spiegel (07.11.2005): Aufbruch Ost (Titelbild), S. 1

Der Spiegel (07.11.2005): Das Experiment (Feldkirchen, Marcus et. al.), S. 24-50

Spiegel Online (03.11.2005): „Anden-Pakt“ nimmt Friedrich Merz auf (Schumacher,
Hajo),
www.spiegel.de (gesichtet am 03.11.2005)

Der Tagesspiegel (21.12.2003): Die Frau hinter ... Angela Merkel (Austilat, Andreas)

Der Tagesspiegel (12.10.2005): Nach der Entscheidung. Die Trümmerfrau (Casdorff,
Stephan-Andreas), S. 1

Der Tagesspiegel (14.10. 2005): An der Seite der Kanzler (Haselberger, Stephan et
al.), S. 3

Die Zeit (09.09.2004): Merkels Mädchen (Kohlenberg, Kerstin)

Die Zeit (08.09.2005): Kann die das? (Ulrich, Bernd), S. 13-14

8. Wehrdienst und die Konstruktion männlicher Identität

Es gilt mittlerweile als hinreichend belegt, dass sich das Militär in Deutschland im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht nur zu einer „Schule der Nation“, sondern auch zu einer „Schule der Männlichkeit“ (Frevert 1997a, S. 145) entwickelte. Mit der Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht in Preußen im Jahr 1814 wurden die Staatsbürgerrechte allmählich an die Ableistung des Wehrdienstes gebunden. Dabei oblag die Verteidigungspflicht nur den Männern der Nation, da nur sie auf Grund ihrer vermeintlichen biologischen Konstitution als waffenfähig galten. Frauen hingegen wurden andere staatsbürgerliche Pflichten zugeschrieben, insbesondere die Sorge und Pflege der Familie, die als „Pflanzschule der Nation“⁸⁰ galt. Die sich allmählich durchsetzende neue Geschlechterpolarisierung, welche den Männern Berufsarbeit sowie Politik und den Frauen Familien- und Erziehungsarbeit zuwies, wurde somit durch das Militär verstärkt. Zugleich legitimierte die Waffenfähigkeit der Männer den Ausschluss der Frauen aus staatsbürgerlichen Rechten.

Dem Militär kam somit eine entscheidende Rolle bei der Formierung des modernen Geschlechterverhältnisses zu.⁸¹ Zwei Aspekte waren dabei besonders bedeutsam (Seifert 2002): Zum einen erfolgte die Verteilung gesellschaftlicher Macht zwischen den Geschlechtern durch den Zusammenbau von Wehrdienst und Staatsbürgerrechten zu Gunsten von Männern. Zum anderen hatte das Militär an der Produktion kollektiver Definitionen von Männlichkeiten, aber auch von Weiblichkeiten teil und damit auch eine „identitätspolitische Bedeutung“ (ebd., S. 60), die über die Institution hinaus reichte. Es begründete die mit Gewalt verknüpfte moderne Männlichkeitskonstruktion und die Vorstellung von einer verletzligen, schwachen und zugleich friedfertigen Weiblichkeit, die als unterlegen galt.

Während die Wirkmächtigkeit der Institution Militär als moderner Gender-Produzent von seinen Anfängen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges in den vergangenen Jahren vielfach analysiert wurde, ist ihre Bedeutung für die Zeit danach bis zur Gegenwart strittig und bisher kaum empirisch untersucht (u.a. Seifert 2001; Klein et al. 1997). Gerade über die Bedeutung des Wehrdienstes für Prozesse männlicher Sozialisation und der Konstruktion männlicher Identitäten ist sehr wenig bekannt.

⁸⁰ So eine Formulierung des Allgemeinen Preußischen Landrechts, zitiert in Hagemann 1996, S. 585.

⁸¹ Vgl. dazu u.a. Hagemann 1996; Frevert 1996; 1997a und b.

Auf Grund dieser Forschungssituation werde ich in meinem Beitrag einen etwas ungewöhnlichen Weg gehen: Ich nähere mich der Frage, welche Bedeutung der Wehrdienst für männliche Identitätskonstruktionen hat mittels einer qualitativen Untersuchung über ostdeutsche Männer, die ihren Wehrdienst in der Nationalen Volksarmee der DDR (NVA) absolviert haben. Ich werde zeigen, wie die NVA als eine „Schule der Männlichkeit“ funktionierte und welchen Rang die Armeezeit in einer männlichen Biographie hat. Ausgehend von den Ergebnissen werde ich im zweiten Teil der Frage nachgehen, inwieweit die Bundeswehr gegenwärtig noch als eine männliche Sozialisationsinstanz fungiert und welche Auswirkungen die vollständige Öffnung für Frauen in dieser Hinsicht haben könnte.

1. Die Nationale Volksarmee als Produktionsort von Männlichkeit

Im Folgenden beziehe ich mich auf die Ergebnisse meiner Dissertation. Im Zeitraum von Januar bis April 1999 habe ich gemeinsam mit Studierenden der Soziologie an der Universität Potsdam knapp 30 lebensgeschichtliche Interviews mit Männern, die zwischen Mitte der 1950er und Mitte der 1960er Jahre in der DDR geboren worden, geführt (Scholz 2000; Scholz 2004a). Die Analyse der Interviews richtete sich auf die Frage, wie Geschlecht und Identität in lebensgeschichtlichen Erzählungen hergestellt werden.

Dabei habe ich mich an einem Identitätskonzept orientiert, wie es vor allem in der Narrationspsychologie, der Sozialpsychologie und der soziologischen Biographieforschung entwickelt wurde.⁸² Die zentrale Annahme all dieser Ansätze lautet, dass sowohl Identität als auch Biographie soziale Konstruktionen sind, die in einem fortdauernden Prozess alltäglichen Handelns von den Individuen immer wieder neu konstruiert werden müssen. Präziser gesagt, handelt es sich dabei um Rekonstruktionen, denn das Individuum kann seine Biographie und seine Identität nicht beliebig neu erfinden, sondern greift auf vergangene Erfahrungen und Ereignisse zurück, kann sie aber in einen neuen Zusammenhang setzen und damit einen anderen Sinn herstellen (u.a. Keupp 2002). Eine Lebensgeschichte zu erzählen gilt als das zentrale Medium der Identitäts- und Biographiekonstruktion.

In einem biografischen Interview rekonstruiert der Interviewte nun keineswegs nur seine Lebensgeschichte, „sondern zugleich auch seine soziale Geschlechtszugehörig-

⁸² Vgl. dazu u.a. Gergen 1998; Keupp et al. 2002; Dausien 1998; Fischer-Rosenthal/ Rosenthal 1997.

keit. Lebensgeschichtliches Erzählen ist mithin ein bestimmtes ‚Konstruktionsmedium‘ für beide Kategorien, Biographie und Geschlecht“ (Dausien 1996, 5). Das kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit bedingt, dass sich Individuen als männlich oder weiblich identifizieren müssen, Variationen dieses binären Musters sind zwar möglich, etwa innerhalb von Subkulturen, sie sind aber nicht die Regel. Regine Gildemeister spricht in dieser Hinsicht von einem „Zwang zur kategorialen und individuellen Identifikation“ (Gildemeister 2001, 73). Die Konstitution des Selbst ist somit in modernen Gesellschaften immer mit Geschlecht verknüpft. Geschlecht wiederum ist ebenso wie Biographie und Identität eine soziale Konstruktion.

Wie wird nun in den in lebensgeschichtlichen Erzählungen Männlichkeit hergestellt? In den Narrationen lassen sich analytisch drei Ebenen differenzieren, die eng miteinander verknüpft sind:

1. Die inhaltliche Ebene: Während die Berufsbiographie in den lebensgeschichtlichen Erzählungen überbetont wurde, wurde der private Bereich so gut wie gar nicht thematisiert. Mittels dieser „Hypostasierung“ von Beruf und der „Dethematisierung“ von Privatheit und Familie wurde Männlichkeit narrativ konstruiert, denn immer noch ist eine männliche Biographie eine Berufsbiographie, ist männliche Identität vorrangig mit dem Beruf verknüpft. Der Familienbereich gilt hingegen trotz aller Transformationen im Geschlechterverhältnis als weibliches Feld. Das zweite zentrale Thema war der Wehrdienst. Die Armeezeit wurde in die Konstruktion einer beruflichen Identität „eingebaut“ und mit ihr verknüpft.

2. Die formale bzw. grammatikalische Ebene: Männlichkeit wurde mittels spezifischer Erzählformen hergestellt. So war beispielsweise die Erzählperspektive und Selbstpräsentation die eines individualisierten und unabhängigen Ich und folgte damit kulturellen und sozialen Normen einer (bürgerlichen) männlichen Subjektivität.

3. Die interaktive Ebene: Als dritte Dimension war die Bezugnahme auf das Geschlecht des Interviewers für die Konstruktion von Männlichkeit bedeutsam. So folgten die Interviews mit männlichen Interviewern einer anderen Logik als die mit weiblichen. In ihnen wurde von den Interviewpartnern eine männliche Gemeinschaft hergestellt und zugleich Hierarchien produziert.

Die genannten Kategorien verstehe ich als Modi bzw. „Praktiken“ (Connell 1999, 102) der Konstruktion einer männlichen Identität und Biographie. Sie werden in den einzelnen Lebensgeschichten performativ eingesetzt. Das bedeutet, der Interviewpartner wendet sie in seiner Erzählung eigenlogisch für die Konstruktion von Biographie und

Geschlecht an. Diese Perspektive schließt Unterschiede in der Anwendung der Modi ausdrücklich ein.⁸³

Bevor ich mich nun den Erzählungen über den Wehrdienst zuwende, gehe ich auf das Selbstverständnis der NVA als eine männliche Sozialisationsinstanz ein.

Die Nationalen Volksarmee als „eine Grundschule für unsere männliche Bevölkerung“⁸⁴

Die NVA, die 1956 aus der Kasernierten Volkspolizei gegründet wurde, hatte von Anfang an einen spezifischen Erziehungsauftrag: die „militärische, politische und ideologische Erziehung der DDR-Bürger zu ‚sozialistischen Soldatenpersönlichkeiten‘“ (Eifler 1995, 273). Ausdrücklich verstand sich die NVA als eine Institution, die sich die Aufgabe gestellt hatte, den Jüngling zum Mann zu erziehen. Bereits die Musterung galt als etwas Besonderes „im Leben jeden jungen Mannes [...], bescheinigt sie ihm doch, dass er nunmehr zum wehrpflichtigen Mann herangewachsen ist, zum volljährigen Staatsbürger, zu dessen Ehre und Würde es gehört, Militärdienst für das sozialistische Vaterland zu leisten“ (AR 6/1984 zitiert nach Ripp 2001, 80). Dieses Zitat aus der „Armeerundschau“, einem auflagestarken Militärmagazin, zeigt, dass in der DDR Staatsbürgerschaft, Wehrdienst und Männlichkeit auf eine ganz ähnliche Weise wie im preußischen Militär miteinander verknüpft wurden.

Das spezifische Konzept der „sozialistischen Soldatenpersönlichkeit“ beinhaltete ein Männlichkeitsideal, welches einerseits militärische Tugenden in der Tradition des preußischen Wehrpflichtigen umfasste wie etwa Willenskraft; Gehorsam; Disziplin; Siegeswillen; Entschlossenheit; Opferbereitschaft; militärische Kameradschaft; freiwillige Selbsterwerfung und Disziplin im Sinne von Unterordnung. Andererseits wurde es um sozialistische Tugenden erweitert wie die Liebe zum sozialistischen Vaterland; treue Ergebenheit gegenüber der Arbeiterklasse und der Partei; Durchdrungenheit vom Geist des Internationalismus und der Waffenbrüderschaft; Bereitschaft und Fähigkeit, jeden Befehl der Partei und Staatsführung zu erfüllen; Hass gegen den Imperialismus und seine Söldner sowie Selbständigkeit in der Beurteilung der politischen und militärischen Lage (Ripp 2000; 2001).

⁸³ Vgl. zu den Konstruktionsmodi von Männlichkeit ausführlich Scholz 2004a. Die folgende Darstellung lehnt sich stark an meine Ausführungen in der Dissertation an (insbesondere Kapitel 3 und 7).

⁸⁴ Vgl. Blanke 1975, 57 zitiert nach Ripp 2001, 78.

Eine Besonderheit der NVA war, dass sie als sozialistische Armee gesellschaftliche Funktionen im Innern der Gesellschaft wahrnahm. So trug sie als „Integrations- und Stabilisierungselement“ (ebd. 2001, 31) mittel einer politisch-ideologischen Erziehung in schulischen und paramilitärischen Einrichtungen militärspezifische Denk- und Verhaltensweisen in zivile Gesellschaftsbereiche hinein. Auf Grund dieser Militarisierung der Gesellschaft, die in vielfältigen Ritualen wie den Militärparaden zum Jahrestag der Republik und zum 1. Mai ihren Ausdruck fand, begann die militärische Sozialisation der männlichen Jugendlichen schon vor ihrem Wehrdienst. Zwar mussten auch weibliche Jugendliche am Wehrunterricht⁸⁵ in den Schulen teilnehmen und konnten in die Gesellschaft für Sport und Technik (GST) eintreten, die mit ihren technischen Zirkeln und speziellen Lagern mit militärischer Laufbahnorientierung etc. die zentrale paramilitärische Institution der DDR war. Jedoch richtete sich die Aufmerksamkeit auf die männlichen Jugendlichen. Ziel war es, eine positive Einstellung zum Wehrdienst, wenn nicht gar zu einem militärischen Beruf auszuprägen. Jungen Frauen hingegen wurde die Rolle der Kameradin eines wehrpflichtigen Mannes zugeschrieben, die ihn beim seinem Dienst für das Vaterland unterstützen sollte, indem sie sich um die Familie und den Haushalt kümmert (Eifler 1995; 1999).

Konstitutiv für die Herausbildung der sozialistischen Soldatentugenden während des Wehrdienstes war das Prinzip der Einheit von militärischer und politischer Ausbildung. Erst die politisch-ideologische Erziehung, so die offizielle Auffassung, mache die rein militärische Ausbildung fruchtbar, weil sie den Willen des Soldaten weckt, sich umfassende militärisch-fachliche Kenntnisse anzueignen. Ziel des „Polit-Unterrichtes“ war dementsprechend die Erzeugung eines Hasses auf den imperialistischen Gegner und die Entwicklung von Siegeszuversicht, die auf der Überzeugung der Überlegenheit des Sozialismus über dem imperialistischen System beruhte. Auch die Vermittlung eines Bedrohungsgefühls und das Wissen um die ständige Kriegsgefahr gehörten zu den Inhalten der Politikerziehung (Ripp 2001).

Die militärische Ausbildung umfasste ähnlich wie in anderen Armeen die Exerzierausbildung, die Schießausbildung, die Taktikausbildung, die ABC-Schutzausbildung, die Pionierausbildung, militärische Topographie und die physische Ausbildung. Eine Besonderheit in der NVA war, so Christin Ripp, dass der Drill als entscheidende Ausbildungs- und Erziehungsmethode galt, insbesondere der Exerzierdrill nahm einen unverhältnismäßig hohen Anteil der Ausbildung ein (ebd.).

⁸⁵ Der Wehrunterricht wurde 1978 an den Allgemeinbildenden Politechnischen Oberschulen (POS) eingeführt.

Das Paradoxe an der militärischen Erziehung zum Mann ist – und dies gilt für alle modernen Armeen⁸⁶ –, dass der Rekrut zu Beginn der Ausbildung entmännlicht oder anders ausgedrückt verweiblicht wird. Als Soldat wird er zum austauschbaren Teilchen einer Truppe, seine Persönlichkeit ist kaum noch von Bedeutung, da er nun über das Kollektiv definiert wird. Die militärische Disziplin erfordert die absolute Verfügbarkeit über das Handeln und den Körper des Rekruten. Diese Verfügung wird mittels des Exerzier-, Waffen- und Gefechtsdrills her- und sichergestellt. Die Rekruten werden so auf ihren Körper reduziert und über ihn definiert. Sie nehmen damit einen Objektstatus ein, der in unserer Kultur der Zweigeschlechtlichkeit als weiblich gilt. Männer hingegen gelten als Subjekte ihres Handels.⁸⁷

Verstärkt wird diese Verweiblichung des Soldaten, indem er im Innendienst in der Kaserne Tätigkeiten übernehmen muss, die in der Gesellschaft Frauen zugeschrieben werden wie Betten bauen, den Spind aufräumen, die Soldatenstube putzen. Auch ist bekannt, dass die Ausbilder die Rekruten häufig mit feminisierten Ausdrücken ansprechen, um sie zu erniedrigen und zu unterwerfen (Bartjes 1996).

Im Laufe ihrer Ausbildung gewinnen die Rekruten nun an Männlichkeit, indem sie die ihnen gestellten militärischen Aufgaben bewältigen. „Der heimliche Lehrplan des Militärs“, so drückt es Heinz Bartjes aus, „lautet für den jungen Mann sich vom Weiblichen – in sich und anderen – zu distanzieren und abzugrenzen, sich dem Männlichen zu nähern“ (Bartjes 1996, 112). Das Militär verspricht dem Rekruten ihn zu einem „richtigen“ Mann heranzubilden, es wirkt entsprechend dieser Ideologie als ein „Garant von Männlichkeit“ (Däniker 1999, 123).

Welche Resonanz fand nun das beschriebene offizielle Männlichkeitsideal bei den Wehrpflichtigen? Konnte die NVA ihr Erziehungsziel verwirklichen; inwieweit war sie ein Produktionsort von Männlichkeit?

Die Darstellung des Wehrdienstes als bewältigte Lebensphase

Die ältesten der befragten Männer meines Samples leisteten ihren Wehrdienst Mitte der 1970er, die jüngsten Mitte der 1980er Jahre. Von den befragten Männern absolvierte gut die Hälfte einen dreijährigen Wehrdienst, sie waren somit „Unteroffizier auf Zeit“, die anderen Interviewpartner leisteten den eineinhalbjährigen Pflichtwehrdienst.

⁸⁶ Vgl. dazu Bartjes 1996; Däniker 1999 und Klein 2002.

⁸⁷ Zur historischen Konstitution des männlichen Subjektstatus' und der Reduzierung der Frau auf ihren Körper vgl. u.a. Mehlmann 1998 und Honegger 1996.

Ein Interviewpartner hat den Dienst an der Waffe verweigert und hat eineinhalb Jahre in einer Baueinheit⁸⁸ gedient.

Der Vergleich der Interviews zeigt, dass alle befragten Männer – also unabhängig von ihrer sozialen Herkunft und ihrer Bildung – ihren Wehrdienst in einer sehr ähnlichen Weise thematisierten: Zunächst wurde der Übergang in die militärische Institution und die damit verbundenen Umstellungen und/ oder Probleme angesprochen, daran schloss sich die Darstellung der Bewältigung des Wehrdienstes an, in deren Zentrum die Schaffung von Freiräumen stand. In Bezug auf die Herauslösung aus dem bisherigen sozialen Umfeld stand die Umstellung auf die Kasernierung und die geringe Anzahl von Urlaubstagen im Vordergrund der Erzählungen. Peter Töpfer⁸⁹ erzählt bspw. über diese Zeit:

„[Man] hatte von allem die Schnauze voll, weil man hatte ja nur so wenig Urlaub. Zwei verlängerte Urlaube, zweimal also zweimal verlängerte Urlaube übers Wochenende, das heißt Freitag Mittag los, Montag wieder da, war also auch nicht so besonders toll, viel mehr hatte man nicht.“

Urlaub oder Ausgang zu bekommen, hing auch von der Willkür der Vorgesetzten ab, was mehrfach angesprochen wurde. Peter Maffax brachte die Erfahrung der Kasernierung im Vergleich zu den anderen Interviewpartnern besonders anschaulich zum Ausdruck:

„Na ja und bei der Armee hieß das natürlich, da bist du gefangen. Und, also für mich dieser Eindruck immer so hinter Mauern, das war so hinter Mauern und warst immer abhängig von jemanden.“

Mit dem Eintritt in die militärische Institution verloren die Rekruten nicht nur an Bewegungsfreiheit, individuellen Handlungsspielräumen und Unabhängigkeit, sondern auch die Kennzeichen ihrer zivilen Person. Sie wurden äußerlich mittels der Uniform und der Haartracht vereinheitlicht.

Fast alle Interviewpartner beschrieben Schwierigkeiten mit der militärischen Befehl-Gehorsam-Situation. So erzählte bspw. Sven Frodthin:

„Ich bin nicht damit klar gekommen, dass mir jemand sagt, machen Sie mal das und das, und ich nicht fragen [durfte], warum. Ich habe immer gefragt, warum und dann hab ich immer einen Brüller gekriegt: 'Sie haben hier nicht zu fragen, Sie haben hier zu reagieren.' Also agieren war out, reagieren in.“

⁸⁸ Ein Dienst ohne Waffe musste in den Baueinheiten der NVA geleistet werden. Das Erziehungsziel ist dem der sozialistischen Soldatenpersönlichkeit identisch (Koch, o.J.; Koch/ Eschler 1994). Einen zivilen Ersatzdienst gab es in der DDR nicht.

⁸⁹ Die Namen der Interviewpartner sind selbstverständlich anonymisiert. Zu Gunsten der Lesbarkeit des Textes habe ich auf die Angabe der Interviewnummer, Seite- und Zeilenzahl verzichtet. Eine Übersicht über alle Interviews findet sich in Scholz 2004a.

Mit seinen Nachfragen stellte dieser Interviewpartner die militärische Hierarchie in Frage, was immer wieder zu Konflikten mit den Vorgesetzten führte. Außerdem richtete sich seine Kritik gegen die politische Ausbildung mit ihren einseitigen Feindbildern. Er argumentierte: „Die Panzersperren waren gegen uns gerichtet. Nicht gegen den Gegner, gegen uns“.

Dieser Interviewpartner verstand die NVA als ein Disziplinierungsinstrument, das sich gegen die eigenen Rekruten richtete. Diese Position wurde von einigen weiteren Interviewpartnern vertreten. Die meisten der befragten Männer haben die politische Ausbildung nicht angesprochen. Es lässt sich feststellen, dass die politische Ausbildung für sie vom heutigen Standpunkt aus weniger bedeutsam ist als die im Folgenden darzustellenden Aspekte.⁹⁰

So wurden vor allem die alltäglichen und willkürlichen Schikanen durch die Vorgesetzten angesprochen. Ralf Ritter erzählte bspw.:

„Ich war damals neunzehn und mit Bartwuchs war das auch nicht weit her, ich [habe] mich ja die ganze Zeit auch nicht rasieren müssen und da waren da eben Offiziere auch bei oder zumindest der eine, der meinte dann, ich sollte doch, weil dann da eben drei Haare irgendwo sinnlos in der Gegend rum sprießen. Das habe ich nicht gemacht. Und der hat dann da eben gemeint: ‚Doch‘ und ich sagte: ‚Nein‘. und der hat mich dann eben die eine Nacht da alle zwei Stunden antreten lassen.“

Neben dem Gehorsam gegenüber den vorgesetzten Unteroffizieren und Offizieren wurde die Unterordnung durch die älteren Diensthalbjahren thematisiert. Innerhalb der NVA gab es neben der offiziellen militärischen Hierarchie eine spezifische soldatische Rangordnung: die sogenannte Entlassungskandidaten-Bewegung (Gehler/ Keil 1992). An der Spitze dieser Hierarchie standen die Rekruten im dritten Diensthalbjahr, die somit kurz vor ihrer Entlassung standen und als „EK's“ (Entlassungskandidaten) bezeichnet wurden. Ihnen untergeordnet waren die Rekruten im zweiten Diensthalbjahr, am untersten Ende der Stufenleiter befanden sich die Neuankömmlinge. Diese mussten nun die Tätigkeiten übernehmen, die im zivilen Leben als weiblich gelten: So wurden sie bspw. von den älteren Diensthalbjahren zum „Stube machen“ und „einkaufen gehen“ angehalten.

⁹⁰ Rückschlüsse auf die damaligen politischen Einstellungen lassen sich daraus nicht ziehen. Die heute zugänglichen Untersuchungen des Zentralinstituts für Jugendforschung (Seubert 1997) verweisen ab Ende der 1970er Jahre auf eine zunehmende Ablehnung des vormilitärischen Apparats und der NVA unter den männlichen Jugendlichen. Möglicherweise wurde der Politunterricht damals von vielen der befragten Männer negativ bewertet.

Mit der EK-Bewegung waren verschiedene Rituale und spezifische Machtspiele verbunden, die von einigen Interviewpartnern dargestellt wurden. So erzählte Hein Holm:

„Da wurden so Spielerkensäcke gemacht wie, sag ich mal, Schildkröte. Da bekam dann derjenige an beide [...] Ellenbogen beziehungsweise Knie ein [Stahl-]Helm angebunden, also dass er sich überhaupt nicht mehr bewegen konnte. Er konnte nur liegen. Dann wurde er auf den schönen glatten Fußboden gelegt, angeschoben und dann ist er durch die Gegend gesaust. Du kannst dir vorstellen, du hast wirklich so auf dem Fußboden, konntest überhaupt nichts machen, nicht lenken oder so, kann auch sein, dass du mal mit dem Kopf gegen die Wand gefahren bist, wurde alles in Kauf genommen.“

Die Passage zeigt sehr deutlich, wie der Rekrut auf seinen Körper reduziert und in dem „Spiel“ zu einem Objekt degradiert wird, dessen Verwehrtheit in Kauf genommen wird.

Die meisten der befragten Männer sprachen die Grundausbildung an, die in den ersten sechs Monaten des Wehrdienstes absolviert werden musste. Sie verwiesen darauf, dass es sich um eine „harte“ Ausbildung handelte. So erzählte bspw. Peter Töpfer:

„Die Ausbildung war, das ist, das ist mir noch sehr in Erinnerung, äußerst hart, so physisch vor allen Dingen. Und ich habe immer noch ein paar Rahmensachen im Kopf, also ich bin da mal hingekommen mit, ich glaube, [...] 102 Kilo oder so und bin mit 93 Kilo da weggegangen.“

Ich lese diese Darstellungen der vor allem physischen Härte der Grundausbildung als implizite Hinweise darauf, dass sie diese militärische Anforderung letztendlich erfolgreich bewältigt haben.

Einen breiten Raum nahmen Erzählungen darüber ein, wie sich die Interviewpartner innerhalb der militärischen Lebenswelt individuelle Freiräume geschaffen haben. Dabei lassen sich im Sample vier unterschiedliche Strategien differenzieren: künstlerische Tätigkeiten, sportliche Aktivitäten, Rückzugsstrategien und permanente Einsprüche bzw. Beschwerden. Quantitativ sind die Erzählungen über künstlerische Tätigkeiten am meisten vertreten, sie reichen vom Zeichnen über Schreiben, Töpfern bis hin zum Musizieren. Peter Maffax bspw. erzählte:

„Ich habe dort angefangen Musik zu machen, ich habe selber Gitarre gespielt, schon immer so ein bisschen, und da war so eine Anlage [...] und da haben wir uns zusammengefunden, drei Leute, und da haben wir dann so eine Band gemacht, so eine Punkband richtig und haben immer gespielt im [...] Offiziersclub. Und wenn die [Offiziere A.d.V.] immer nach Hause gegangen sind, dann haben wir immer unten aufgeröhrt.“

Sich „verziehen in die dunkle Ecke“, sich eine „leck-mich-Stimmung“ anzueignen, verstehe ich als aktive als Rückzugsstrategien, welche die Rekruten in einem bestimmten Maß vor dem Zugriff der Vorgesetzten und älteren Diensthalbjahre schützen konnten.

In den Erzählungen thematisierten die befragten Männer, wie sie sich mittels dieser Strategien zugleich Handlungsspielräume schufen. Jörg Strohe bspw. erzählte:

„Ich habe da Sanitäter gespielt, was nun sowieso einer der schlaffesten Posten an sich war, das heißt [...], anderthalb Jahre durfte ich dann so meine grüne Tasche [...] so mit mir rumtragen, mit einem roten Kreuz drauf und musste ansonsten noch so eine Ausrüstungskammer verwalten, wo es dann Bettwäsche gab und Schuhcreme und so ein Zeug. Und das Gute war, ich hatte einen Schlüssel und konnte von innen zuschließen und dann konnten die mich alle mal und ich hatte meine Ruhe. Und das war das Wichtigste, das muss ich dazu sagen, immer versteckt, abgeduckt [...] Ich habe damals auch so ein bisschen so eine Junge-Gemeinde-Hermann-Hesse-Attitüde kultiviert, indem ich da Bücher gelesen habe.“

Jörg Strohe verwies in der Erzählung, darauf möchte ich an dieser Stelle kurz aufmerksam machen, auch auf die hierarchische Struktur der NVA entlang von Waffengattungen und Einsatzaufgaben. Dieses hierarchische Verhältnis wurde von mehreren Interviewpartnern thematisiert, denn das soziale Prestige der Rekruten war an diese Rangordnung geknüpft.

Die vierte Strategie, die Auflehnung gegen die beschriebenen Zustände, fand sich im Sample am seltensten. So erzählte Sven Frodhin ausführlich über seine Beschwerdetätigkeit, womit er sich gleichzeitig seiner Subjektivität versicherte. Die Beschwerden brachten ihn jedoch in eine prekäre Situation. Dieses Verhalten barg das Risiko, dass der Zugriff verstärkt wurde. So wurde Sven Frodhin im letzten Diensthalbjahr versetzt, was im militärischen Kontext eine Degradierung war. Dirk Michelsen, der sich gemeinsam mit anderen Bausoldaten immer wieder mittels Eingaben beschwerte, kam auf Grund eines Einspruches, der als Befehlsverweigerung interpretiert wurde, für fünf Tage in ein Militärgefängnis.

Worum es in all diesen Erzählungen geht, ist die Schaffung von Freiräumen und die Behauptung von Individualität. Indem die Rekruten künstlerisch kreativ oder sportlich aktiv waren, reproduzierten sie ihre Individualität und Identität. Mit diesen Geschichten stellten sie im Rahmen ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung eine kohärente Identität her, denn ihre Interessen und Fähigkeiten, das, was für sie ihre Individualität ausmacht, wurden während der Armeezeit beibehalten oder sogar erweitert.

Warum betonten die befragten Männer in ihren Erzählungen so stark ihre selbst geschaffenen Freiräume? Mit Bezug auf die im vorherigen Abschnitt erläuterten Zusammenhänge zur männlichen Sozialisation lassen sich die Geschichten über den Wehrdienst auch als Erzählungen über den symbolischen Verlust und (Rück-)Gewinn von Männlichkeit interpretieren. Es geht in den Erzählungen auch um die – zumindest teil-

weise – Überwindung des weiblichen Objektstatus sowie den Rückgewinn eines männlich Subjektstatus’.

Die Erzählungen verweisen noch auf einen anderen Aspekt: Die Rekruten haben auch unter den militärischen Bedingungen an ihrer Individualität und Subjekthaftigkeit festgehalten. Sie richteten ihre Aktivitäten darauf, Freiräume zu schaffen, in denen sie unabhängig und kreativ sein konnten. Auf diese Art und Weise bestätigten und reproduzierten sie die zivilen Werte und Normen. Auch wenn Individualität, Subjekthaftigkeit, Aktivität und Unabhängigkeit im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts keine genuin männlichen Werte mehr sind, korrespondieren sie doch mit dem modernen Männlichkeitsideal. Insofern gehe ich davon aus, dass während des Wehrdienstes eine Art zivile „Mannwerdung“ unterstützt wird.⁹¹

Die Bedeutung (männlicher) Gemeinschaftserlebnisse

Obwohl die meisten Interviewpartner den Wehrdienst als Lebensjahre bewerteten, die, wie Peter Töpfer es formulierte, „verloren im Sinne der Zeit [waren]“, weil sie ihren beruflichen Weg nicht beginnen bzw. nicht fortsetzen konnten, führte die Armeezeit aus ihrer Perspektive auch zu einem Gewinn an Lebenserfahrungen und wurde damit als eine sinnvolle Zeit bedeutet. Ein großer Teil der befragten Männer betonte, dass sie Lebenserfahrungen im Umgang mit anderen Menschen gemacht haben, die ihnen im weiteren Leben nützlich sein könnten. So schätzte etwa Peter Töpfer ein, dass die Armeezeit für seine

„Persönlichkeitsentwicklung unheimlich wichtig [war]. Das muss nicht bei jedem so sein, aber ich denke mal, das längere Zeit dort mitgemacht zu haben, habe da eine Menge mitgenommen, also für mich persönlich im Umgang mit Menschen.“

Obwohl einige Interviewpartner auch die belastenden Aspekte des Zusammenlebens vieler Männer auf engem Raum, in einer Stube ansprachen, standen doch im Mittelpunkt der Erzählungen die Erfahrungen von Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit. Dabei lassen sich zwei Aspekte unterscheiden: das Zusammensein in einer größeren Gemeinschaft und die enge Bindung an ein oder zwei andere Rekruten. Die Bewertung, dass die Armeezeit letztendlich doch eine schöne Zeit gewesen sei, bezog sich vor allem auf das Zusammensein mit den anderen Rekruten. Ralf Ritter, der seine Armeezeit als „im Nachhinein eine sehr, sehr schöne Lebenserfahrung“ bewertete, erzählte bspw., dass er mit den anderen Rekruten

⁹¹ Zum Spannungsverhältnis von militärischer Disziplin und Individualisierung vgl. Seifert 1996.

„richtig schöne Feten gefeiert hat, auch trotz Alkoholverbot. [Die nächtlichen Übungen] mitten im Wald und mit Frost und mit Lagerfeuer, [sind] auch irgendwo romantisch.“

Auffällig ist in dieser Darstellung die Verknüpfung von Natur- und Gemeinschaftserlebnissen. Der Bezug zur Natur findet sich auch in anderen Erzählungen. Die verdichtete Beschreibung der „Lagerfeuerromantik“ bezieht sich implizit auf eine Vielzahl von Bildern aus einem kulturellen Reservoir von Filmen und Literatur über ähnliche Situationen.

Hein Holm erzählte:

„Mit unserem, ich sage mal, Jahrgang, der da eingezogen worden ist, [habe ich] teilweise sehr gute [Erfahrungen gemacht], wie man wirklich in der Not zusammen halten kann und sich wehren kann.“

Die Gemeinschaft, auf die sich Ralf Ritter und Hein Holm hier beziehen, ist die Gemeinschaft unter Gleichen, aus der alle, die eine höhere Position haben, ausgeschlossen werden. Anders ist es bei den Männern, die als „Unteroffizier auf Zeit“ gedient haben und sich selbst in einer höheren Position befinden. Für sie umfasst die Gemeinschaft vor allem die Truppe, die sie befehligen, das heißt, sie schließen sich in diese Gemeinschaft der Gleichen ein.

Bernd Schneider bspw. belegte die Solidarität in seiner Truppe mit einer Erzählung über eine gemeinsame Zecherei: „Haben uns zusammengesetzt und haben da mörderisch einen getrunken“, anschließend wurden drei Rekruten von anderen Vorgesetzten erwischt und kamen wegen der Missachtung des Alkoholverbotes ins Militärgefängnis. Diese drei Soldaten erzählten nicht, dass ihr Vorgesetzter bei dem Gelage anwesend war. Auf ihre „totale Verschwiegenheit“ war Bernd Schneider „ganz stolz“.

Der Alkoholkonsum spielte in vielen Erzählungen eine wichtige Rolle. Offiziell verboten, wird durch das heimliche Trinken eine männliche Gemeinschaft hergestellt. Das exzessive Trinken gilt in der modernen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit als männliches Verhalten. Ruth Seifert macht in ihren Analysen zur Bundeswehr darauf aufmerksam, dass das Militär unter der Hand solches Verhalten fördert, das nicht selten mit sexistischen Witzen und Sprüchen einhergeht. Sie argumentiert, dass auf diese Art und Weise männliche Dominanz und Abwertung von Frauen eingeübt bzw. reproduziert wird (Seifert 1996).

Neben den Erfahrungen der großen Gemeinschaft wurde das Erlebnis von engen emotionalen Bindungen an einen, maximal zwei andere Männer thematisiert. So erzählte bspw. der Interviewpartner, der in einer Punkband spielte:

„Und da haben wir uns zusammen gefunden, drei Leute, und da haben wir so eine Band aufgemacht. [...] Und das Komische war, als die eineinhalb Jahre vorbei waren, da tat mir das irgendwie leid, dann nach Hause gehen zu müssen, weil die Band da war. Das war so schön irgendwie.“

In der Lebensgeschichte eines anderen Interviewpartners kam die Intimität und Intensität der Bindungen zwischen den Männern plastisch zum Ausdruck, die andere Interviewpartner wie der eben zitierte mit der Bewertung als „irgendwie schön“ nur andeuteten. Sven Frodthin erzählte von einem „besten Freund“, mit dem er zwei Jahre „intensiv gelebt“ hat. Dramatisch beschrieb er seine Versetzung im letzten Diensthjahr, die mit einer Trennung von diesem Freund einherging: „Wir haben uns gegenseitig im Arm gelegen, haben geheult, haben Alkohol getrunken“.

Ausgehend von der beschriebenen Intensität der Gemeinschaftserlebnisse in der Armeezeit ist es nicht verwunderlich, dass fast alle der befragten Männer darauf verwiesen, dass die während dieser Zeit entstandenen Beziehungen auch nach der Entlassung weiter Bestand hatten. Gemeinsam wird sich an die Armeezeit erinnert, die kollektiven Erlebnisse verwandeln sich langsam zu ritualisierten Geschichten und Anekdoten. So begann bspw. Dirk Michelsen die Geschichte über ein Erlebnis mit dem Markierer: „Da war so eine richtig schöne Anekdote“. Der Markierer zeigt, wie sich das Erlebnis in eine Anekdote verwandelt hat, die heute für das Erlebnis selbst steht.

Mittels solcher ritualisierter Geschichten und Anekdoten kann beim Erzählen die Gemeinschaft immer wieder neu gestiftet und biographische Identität rekonstruiert werden. Die Gemeinschaft kann auch Männer umfassen, die nicht zusammen gedient haben. Mit der folgenden Bewertung seiner Armeezeit, „was übrig geblieben ist, sind ein paar Storys für den Biertisch“ verwies Andreas Mailänder genau auf diesen Aspekt. Mehrere Interviewpartner machten darauf aufmerksam, dass in diesem gemeinsamen Erzählen die Armeezeit auch glorifiziert wurde.

Insgesamt berichteten fast alle befragten Männer von intensiven Beziehungen zu anderen Rekruten, für die sie die Begriffe „Freund“, „Freunde“ oder „Freundschaft“ benutzen. Der Wehrdienst wurde von den befragten Männern als ein Ort und eine Zeit dargestellt, an dem bzw. in der enge Bindungen zu anderen Männern entstehen, die es in dieser Intensität im zivilen Leben nicht zu geben scheint bzw. die im zivilen Leben nicht oder nur schwer gestiftet werden können. Denn im gesamten Interviewmaterial finden sich nur wenige ähnliche Erzählungen über Männerfreundschaften und Gemeinschaftserlebnisse.

Es ist kein Zufall, dass die Erzählungen über emotionale Bindungen zu anderen Männern in einem männlich dominierten Raum angesiedelt sind. Das Militär ist neben der Politik und den verschiedenen bündischen Gesellungsformen der Bereich, in dem sich historisch Freundschaften zwischen Männern konstituieren (Sombart 1996; Reulecke 2001). Innerhalb des Militärs gilt es gesellschaftlich als legitim, enge emotionale Bindungen zu anderen Männern zu haben, die jedoch nicht sexuell sein sollen. Die männliche Kameradschaft und das männliche Zusammengehörigkeitsgefühl gelten als zentrale Werte des Militärs.

Die Darstellung des Wehrdienstes als sozialer Raum, in dem intensive und dauerhafte Beziehungen zwischen Männern entstehen, knüpft somit an die historische Bedeutung des Militärs als einen Ort an, an dem männliche Gemeinschaft gestiftet wird, und schreibt diese fort. Im Vergleich mit der Lektüre von literarischen oder lebensgeschichtlichen Schilderungen über die bündische Jugend und Kriegserlebnisse fällt auf, dass die befragten Männer hinsichtlich der Art und Weise des Erzählens und bestimmter Formulierungen auf Erzähltraditionen zurückgreifen. Dies betrifft vor allem die intensive Bindung an andere Männer und die Verknüpfung der Gemeinschaftserlebnisse mit Naturerfahrungen.⁹²

Die NVA, so kann abschließend festgestellt werden, hat zwar keine „sozialistischen Soldatenpersönlichkeiten“ hervorgebracht, dennoch ist der Wehrdienst ein wichtiger Bestandteil der Identitätskonstruktionen. Den Anforderungen des Militärdienstes trotz aller Schwierigkeiten und Härten gewachsen zu sein, diese Zeit „durch gestanden“ zu haben, gilt als impliziter Nachweis von Männlichkeit. Aus der Gegenwarts Perspektive sind vor allem die Erlebnisse männlicher Gemeinschaft und die Stiftung von lebenslangen Bindungen unter Männern sowie die Stärkung von Individualität für die Konstruktion von männlicher Identität bedeutsam.

2. Die identitätspolitische Bedeutung der Bundeswehr im 2. Jahrtausend – Ein Problemaufriss

Die Untersuchung der Wehrpflichtigen der NVA zeigt, dass Militär und Männlichkeit zum einen immer noch symbolisch-kulturell miteinander verknüpft sind; eine Verknüpfung, die über die spezifische sozialistische Konstellation hinausreicht und auf eine immer schon existierende Verbindung zwischen Männlichkeit und Militär rekurriert, die freilich

⁹² Vgl. dazu die Arbeiten von Thomas Kühne 1996; 1999; Mattl/ Sotaniemi 2001 und Reulecke 2001.

eine moderne Relation ist. Sie verdeutlicht, wie zentral der Wehrdienst für die Konstruktion männlicher Identität und Biographie ist. Welche Bedeutung hat nun die Bundeswehr zu Beginn des 21. Jahrhunderts für die soziale Reproduktion von Männlichkeit?

Hinsichtlich der Rolle der Bundeswehr als Produzent von Männlichkeiten lassen sich im Großen und Ganzen zwei wissenschaftliche Positionen unterscheiden: Ute Frevert und Thomas Kühne vertreten die Auffassung, dass die Sozialfigur des Soldaten in der Zeit von 1945 bis zur Gegenwart einen enormen Legitimations- und Prestigeverlust erfahren hat (u. a. Frevert 2001; Kühne 1996; 1999). Ausschlaggebend für diese Entwicklung war zum einen die Niederlage der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg, die zu einer Diskreditierung militärischer Männlichkeitsideale führte. Im Deutschen Kaiserreich galt der Soldat als Leitbild des Staatsbürgers, in der 1956 gegründeten Bundeswehr hingegen wurde der Staatsbürger zum Leitbild des Soldaten. Anders als Reichswehr und Wehrmacht spielte die Bundeswehr in der zivilen Öffentlichkeit keine zentrale Rolle und wurde immer nur dann wahrgenommen, wenn es um Skandale ging (u. a. Kunz 1997; Kühne 1999).

Zum anderen vollzogen sich in der Bundesrepublik weit reichende Demokratisierungsprozesse sowie ein fundamentaler Mentalitäts- und Wertewandel. Die Pluralisierung von Lebensformen und der hohe Wert von Individualität lassen sich nicht mehr mit den militärischen Prinzipien wie dem rigiden Befehls- und Gehorsams-Prinzip vereinbaren. Verstärkt wurde dieser Delegitimationsprozess durch innermilitärische Veränderungen wie Technisierungs- und Bürokratisierungstendenzen. Insgesamt, so Thomas Kühne, bleibt das Militär zwar ein „Zufluchtsort“ (Kühne 1999, 370) für einen kleinen Teil von Männern, um „wahre“ Männlichkeit auszuleben, insgesamt ist „der Soldat [aber] zu einer historischen Figur geworden“ (ebd., 347). Ute Frevert vertritt die Position, dass klassische Vorstellungen männlich-militärischer Identität sowohl innerhalb als auch außerhalb der Kaserne kaum noch akzeptiert werden und stattdessen der Zivildienst als sinnvoller und nützlicher bewertet wird (Frevert 2001). Auch für Heinz Bartjes hat sich der Zivildienst von seinen Anfängen in den 1960er Jahren bis zur Gegenwart von einem geächteten Dienst für „Drückeberger“ und „Feiglinge“ (Bartjes 1996, S. 23) hin zu einem gesellschaftlich geachteten Bereich entwickelt. Der Zivildienst ist für ihn im Gegensatz zur Bundeswehr die „modernere Schule der Nation“ (Bartjes 1999, S. 205).

Im Gegensatz zu dem dargelegten Standpunkt diskutiert Ruth Seifert, dass die Bundeswehr immer noch als eine „Schule der Männlichkeit“ fungiert. So werden im Militär weiterhin kulturell „männliche“ Eigenschaften konstruiert, die im militärischen Sinn

nicht notwendigerweise funktional sind. Vor allem die verschiedenen Praxen des Körpertrainings produzieren Verhaltensweisen wie Tapferkeit, Zähigkeit, körperliche Ausdauer und eine gewisse Aggressivität, welche für die Kampffähigkeit in heutigen Armeen nicht mehr notwendig sind, sondern auf das "Eigenmachtgefühl und Selbstwertgefühl des Soldaten" (Seifert 1996, 89) zielen und vor allem für das zivile Leben von Nutzen sind. Gleiches gilt für den Nexus Männlichkeit – Autorität – Führungsanspruch, der im Militär permanent reproduziert wird (vgl. auch Seifert 2002).

Die Frage, ob die Bundeswehr in der Bundesrepublik Deutschland immer noch ein wichtiger Ort für die gesellschaftliche Reproduktion von Männlichkeit ist, kann nur mittels empirischer Untersuchungen beantwortet werden. Als weitgehend gesichert gilt nur die Erkenntnis, dass sich in der Bundeswehr im Laufe ihrer Geschichte eine spezifische soziale Konstruktion des Soldaten herausgebildet hat, die männlich vergeschlechtlicht ist: der „Staatsbürger in Uniform.“⁹³ Dieser Soldatentypus ist zentraler Bezugspunkt des Konzepts der "Inneren Führung", welches in den 1950er Jahren entstand und für die Ausrichtung der Bundeswehr ausschlaggebend ist. Den Kern des Konzeptes bildet ein Reformmodell zur militärischen Menschenführung, welches sowohl die technische Ausbildung in einer hoch industrialisierten Armee als auch den politischen Anspruch der Integration der Armee in Staat und Gesellschaft umfasst. Es kann zugleich als Metapher verstanden werden, eine demokratisch-rechtsstaatliche Armee aufzubauen, die gegen militärische, faschistische und undemokratische Entwicklungen immun sein sollte (Seifert 1996).

Der Soldatentypus des Staatsbürgers in Uniform ist nicht mehr auf den Krieg abgestellt, im Mittelpunkt steht die Friedenssicherung. „Der Soldat war in dieser Vorstellung nicht in erster Linie Kämpfer, sondern eine symbolische Gestalt der Abschreckung mit der Aufgabe, einen Angriff durch seine bloße Existenz abzuwehren“ (ebd., 115). Dieses Soldatenkonstrukt, auch in dieser Hinsicht herrscht weitgehend Konsens in der Forschung, ist innerhalb der Bundeswehr nicht unumstritten. Im Gegenteil: In der Armee gab es von Anbeginn Konflikte und Kämpfe zwischen den sogenannten Reformern und den Traditionalisten, die sich in den 1990er Jahren angesichts der neuen Aufgaben der Bundeswehr erneut verschärft haben.⁹⁴ Das zentrale Kriterium des Soldatenkonzepts der Traditionalisten ist die Kriegstauglichkeit (Seifert 1996; Apelt 2002). Es beinhaltet die Organisation der Armee nach dem Befehl- und Gehorsam-Prinzip, die Kultivierung des soldatischen Gemeinschaftslebens, also die Kameradschaft, sowie eine militärisch-

⁹³ Vgl. ff. vor allem Seifert 1996; Bröckling 1997; Kutz 1997; Mangold 2000.

⁹⁴ Zu den neuen Aufgaben der Bundeswehr vgl. Steinseifer/ Flume 2001; Apelt 2002.

soldatische Traditionspflege. Soldat, Kämpfer und Männlichkeit sind in diesem Modell eng miteinander verknüpft.

Über die quantitative Verbreitung der beiden Soldatenkonstrukte in der Bundeswehr ist jedoch empirisch nur wenig bekannt. Bisher richtete sich der Blick vor allem auf die Führungsebene (Kunz 1997, Seifert 1996). Welche identitätspolitischen Bedeutungen diese Konstruktionen für Zeitsoldaten und Wehrdienstleistende haben, ist bisher gänzlich unerforscht.

Entsprechend der Erkenntnisse der Männlichkeitsforschung gehe ich davon aus, dass innerhalb der Bundeswehr neben den beiden beschriebenen Soldatenkonstrukten weitere Männlichkeitsvorstellungen existieren, die sich entlang der Truppengattungen und Laufbahnen konstituieren.⁹⁵ Die vorliegenden Untersuchungen zur US-Army (Barrett 1999) zeigt, dass die verschiedenen Männlichkeitskonstruktionen nicht einfach nebeneinander bestehen, sondern miteinander konkurrieren und in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stehen. Über das innermilitärische Verhältnis von Männlichkeitskonstruktionen in der Bundeswehr liegen bisher keine Kenntnisse vor.

Verstärkt wird diese Annahme einer Differenzierung von Männlichkeiten durch die neue Vervielfältigung des Krieges: „[der] typische Krieg [... ist nun] der innerstaatliche Krieg und nicht [mehr] der klassische zwischenstaatliche Krieg“ (Kümmel 2003, S. 33). Dem entspricht eine Ausdifferenzierung der Krieger-Typen oder Kämpferfiguren. Neben den klassischen Soldaten treten der Partisan, der Guerillero und der Terrorist. Vermehrt entstehen Formen des halb-regulären und des irregulären Kämpfers, die eine Herausforderung für die regulären Streitkräfte darstellen. Auch das neue Aufgabenspektrum der Bundeswehr führt zu einer Ausdifferenzierung des Soldatenberufs, denn neben Kampfaufgaben treten vor allem humanitäre Einsätze. Der Soldatenberuf beinhaltet mittlerweile so konträre Funktionen und Rollen wie „globaler Streetworker, Konstabler, Polizist und Diplomat wie auch Verteidiger, Abschrecker, Krieger und [... Angreifer“ (Kümmel 2003, S. 43; auch Apelt 2002).

Welche Bedeutung hat nun die Integration von Frauen für die weitere Entwicklung im Militär? Verändert sie die männliche Vergeschlechtlichung der Bundeswehr? Maja Apelt kommt in ihrer bisherigen Analyse des Integrationsprozesses zu dem Resultat, dass sich die männliche Organisationsstruktur und -kultur der Bundeswehr bisher kaum ver-

⁹⁵ In der Männlichkeitsforschung ist der Ansatz des Australiers Robert W. Connell zentral, der davon ausgeht, dass innerhalb einer Gesellschaft verschiedene Männlichkeiten produziert werden, die in einem hierarchischen Verhältnis miteinander stehen (Connell 1999). Zur Kritik und Erweiterung dieses Konzeptes vgl. Scholz 2004b.

ändert haben. Das Männliche bleibt die Norm, während das Weibliche als Abweichung von der Norm herausgestellt wird. Eines der sichtbarsten Zeichen dafür ist die Beibehaltung der männlichen Dienstgrad- und Berufsbezeichnungen, wie etwa „Bootsmann, weiblich“.

Obwohl das gesamte Symbolsystem Soldat bisher männlich geblieben ist, gehe ich dennoch davon aus, dass der Einzug von Frauen langfristig nicht ohne Folgen bleibt. Zum einen bewegt sich die Figur der Soldatin an der Schnittstelle zwischen zwei Symbolsystemen: die verletzbare Frau und der männliche Soldat als Beschützer von Frauen und Kindern und Repräsentant des Staates (Seifert 1996). Diese paradoxe symbolische Positionierung der Soldatin verweist auf ein enormes Konfliktpotential sowohl auf der Seite der weiblichen als auch der männlichen Soldaten.

Zum anderen zeigt sich, dass sich die Motive von männlichen und weiblichen Soldaten zur Bundeswehr zu gehen, kaum unterscheiden (Kümmel/ Werkner 2003). Was die Soldaten (weiblich) des Jahrgangs 2001, also des ersten Frauenjahrganges für den alle Verwendungen in der Bundeswehr offen standen, am Soldatsein schätzen, ist vor allem die Kameradschaft und die sportliche Ausbildung. Ein großer Teil der Soldatinnen hat auch ein genuines Interesse an Waffen. Die Ähnlichkeiten der Motivationen können als ein Hinweis darauf verstanden werden, dass sich der Zusammenhang von Soldatenrolle und männlicher Geschlechtsrolle langsam auflöst. Insofern stellt sich die Frage, welche Bedeutung der Wehrdienst für die Konstruktion männlicher Identität zukünftig haben kann.

Die Öffnung der Bundeswehr für Frauen wirft zugleich die Frage nach der Legitimität einer Wehrpflicht für Männer auf. Die Frage, welche Bedeutung die Bundeswehr für die Geschlechterkonstruktionen der zivilen Gesellschaft hat, ist jedoch meines Erachtens mit der Abschaffung der Wehrpflicht nicht von der Tagesordnung zu streichen, sondern stellt sich auf eine andere Weise neu. Diese alten-neuen Fragen zu beantworten, sehe ich als eine wichtige Herausforderung für die Frauen- und Geschlechterforschung an, denn das Militär ist auch in der Gegenwartsgesellschaft eine mächtige Institution.

9. Gewaltgefühle. Überlegungen zum Zusammenhang von Männlichkeit, Gewalt und Emotionen⁹⁶

Die Verbindung von Männern, Männlichkeit und Gewalt ist im öffentlichen Diskurs evident. Permanent wird in den Medien darüber berichtet, dabei lassen sich verschiedene Dimensionen unterscheiden: Zum einen finden sich Gewalttaten, die dem sogenannten Privatbereich zugeordnet werden. Dies gilt vor allem für Darstellungen von Männergewalt gegen Frauen und Kinder sowie gewalttätige Auseinandersetzungen unter zumeist männlichen Jugendlichen etwa auf Schulhöfen. Davon zu differenzieren sind staatlich legitimierte Gewalteinsätze von Bundeswehr und Polizei, die mit dem Argument des Schutzes der Bevölkerung gerechtfertigt werden. Thematisiert werden in diesem Zusammenhang vorrangig Machtmissbrauch und illegitimer Gewalteinsatz wie beispielsweise bei der Ausbildung von Rekruten in Coesfeld oder der Missbrauch von Totengebeinen durch Soldaten in Afghanistan. Insbesondere in der Boulevardpresse spielt Männergewalt eine zentrale Rolle (Müller 2003), wobei unter der Hand ein vermeintlich natürlicher Zusammenhang von Männlichkeit und Gewalt hergestellt wird.

Obwohl in den medialen Wahrnehmungen gerade die alltäglichen gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Männern eine wichtige Rolle spielen, ist festzustellen, dass dieser Aspekt in der durch die Frauenbewegung der 1970er Jahre ausgelösten und sich in den vergangenen dreißig Jahren stark ausdifferenzierten Diskussion zum Zusammenhang von Gewalt und Geschlecht bisher nur eine untergeordnete Rolle spielt, da in den geschlechtertheoretischen Analysen lange Zeit die Gewalt gegen Mädchen und Frauen im Vordergrund stand (Hagemann-White 2005; vgl. auch Bereswill/Meuser/Scholz 2007a). Wird die Relation von Männlichkeit und Gewalt heute in den Blick genommen, so lassen sich zwei Forschungszugänge unterscheiden (Bereswill 2006): Zum einen wird Gewalt als „normal“ im Sinne eines selbstverständlichen Bestandteils der sozialen Konstruktion von Männlichkeit thematisiert, sie gilt als wichtige Ressource des „Doing Masculinity“ (Meuser 2002; 2003). Zum anderen wird die Gewaltbetroffenheit von Männern in verschiedenen Lebensbereichen untersucht, analysiert wird der Umgang von Männern mit dem eigenen, weiblich codierten Opferstatus (Lenz 2000; BMFSFJ 2005; Jungnitz et al. 2006). In dem folgenden Aufsatz werden beide Perspektiven miteinander verknüpft, denn nur so lassen sich die Ambivalenzen von Gewalterfahrungen in den Blick nehmen.

⁹⁶ Ich danke Maja Apelt und Hilge Landweer für die anregenden Diskussionen zu diesem Beitrag.

In einem ersten Schritt zeige ich, welche Bedeutung Gewalt für die Konstruktion von Männlichkeit hat und wie sie als Ressource für die Herstellung hierarchischer Beziehungen unter differierenden Männlichkeiten eingesetzt wird. In diesem Prozess sind Männer jedoch nicht nur „verletzungsmächtig“, sondern zugleich „verletzungsoffen“. Gewalthandlungen sind darüber hinaus mit komplexen Emotionen verbunden. Dieser Aspekt wird in den vorliegenden Untersuchungen angedeutet, jedoch nicht systematisch analysiert. Ziel dieses Artikels ist es, im Rahmen des vorliegenden Themenheftes dem Zusammenhang von Männlichkeit, Gewalt und Emotionen genauer nachzuspüren und zu ersten Hypothesen darüber zu gelangen. In einem zweiten Schritt wird deshalb zunächst auf die soziale Konstruktion von Gefühlen eingegangen und der heuristische Rahmen für die folgende Analyse entfaltet. Im dritten Schritt analysiere ich Gewalterfahrungen von Männern, die sie im Rahmen ihres Wehrdienstes erlebt haben und in lebensgeschichtlichen Interviews thematisieren. Damit richtet sich der Fokus zugleich auf den sozialen Zusammenhang von Männlichkeit und Militär, der für die moderne Verknüpfung von Männlichkeit und Gewalt konstitutiv ist, jedoch in den aktuellen soziologischen Debatten zum Thema Krieg und Terror eine erstaunlich geringe Bedeutung hat.⁹⁷ Bei der Analyse des Materials richtet sich mein Blick auf das Verhältnis von Verletzungsoffenheit und Verletzungsmächtigkeit. Obwohl es das Ziel der Institution Militär ist, junge Männer als verletzungsmächtig zu sozialisieren, zeigt eine Pilotstudie zu personalen Gewaltwiderfahrungen von Männern (BMFSFJ 2005; Jungnitz et al. 2006), dass das Militär auch der Ort ist, an dem junge Männer sehr viel stärker Gewalt ausgesetzt sind als in anderen Lebensbereichen. Angeregt durch die Emotionsforschung analysiere ich weitergehend, mit welchen Gefühlen Verletzungsmächtigkeit und Verletzungsoffenheit jeweils zusammenhängen.

1. Gewalt als Ressource der sozialen Konstruktion von Männlichkeit

Männlichkeit verstehe ich als ein Phänomen, welches sozial und kulturell in alltäglichen Handlungspraxen hergestellt wird; genau darauf verweist der Begriff „Doing Masculinity“. Im Anschluss an Connell (1999) gehe ich davon aus, dass sich Männlichkeit durch eine doppelte Relation konstituiert: in Bezug auf Weiblichkeit und auf andere Männlichkeiten. Die Beziehung von Männlichkeit zu Weiblichkeit ist vorrangig durch Dominanz und Überordnung bestimmt, die zu anderen Männlichkeiten durch ein hierarchisch

⁹⁷ Im aktuellen wissenschaftlichen Diskurs gelten Kriege und organisierte Gewalt der männlichen Natur als eigen, da sie vermeintlich ohne erkennbare Gründe ausgelöst werden. Indem die Ursachen gar nicht mehr untersucht werden, nehmen eine Anzahl von Autoren eine „Anthropologisierung des Mannes als Gewalttäter“ (Apelt 2005a, 18) vor.

strukturiertes Über- und Unterordnungsverhältnis. Mit dieser Strukturierung ist eine Ausdifferenzierung in unterschiedliche Männlichkeitskonstruktionen verbunden, die wiederum kontextabhängig in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stehen.

Die soziale Ordnung unter Männlichkeiten wird über verschiedene Dimensionen hergestellt, körperliche Gewalt ist eine davon. Sie spielt besonders unter männlichen Jugendlichen eine wichtige Rolle. So wird homosoziale Gewalt insbesondere von jungen Männern zwischen 16 Jahren bis Anfang 20 ausgeübt. Aus einer sozialisationstheoretischen Perspektive kann diese Lebensphase als „'gewaltintensive' Altersspanne“ (Hagemann-White 2005, S. 6) angesehen werden, in der junge Männer „männliche Gewaltkompetenz“ erlernen. Carol Hagemann-White spricht in diesem Zusammenhang von einer „Entwicklungsaufgabe“, die Männer in der Kindheit und Jugend bewältigen müssen (ebd.).

Bei körperlicher Gewalt können verschiedene Formen differenziert werden (vgl. Meuser 2002): kollektive oder individuell verübte Gewalt, in privaten oder öffentlichen Rahmen ausgeübte Gewalt, Gewalt als impulsiver Akt oder Gewalt in ritualisierter Form. Entscheidend ist auch, ob die Gewaltbeziehung einseitig oder reziprok ist, ob es eine klare Verteilung von Opfer- und Täterstatus gibt oder ob jeder Akteur potentiell Opfer und Täter ist. Während Gewalt gegen Frauen und Mädchen meist der Unterwerfung, Abwertung und Erniedrigung dient, funktioniert Gewalt unter Jungen und Männern auch als ein „Mittel der Anerkennung des Anderen“ (ebd., S. 56). Das gilt vor allem für reziprokes Gewalthandeln und dies stellt einen großen Teil homosozialer Männergewalt dar.

Zentrales Merkmal von männlichem Gewalthandeln ist nach Meuser (2002) die „kompetitive Struktur“; die gewaltsamen Auseinandersetzungen haben demnach den Charakter von Wettbewerben, von „Dominanzspielen“ (ebd., S. 57). Sie fungieren als „Strukturübungen“ (Meuser 2006b) für die „ernsten Spiele des Wettbewerbs“ (Bourdieu 1997), die in späteren Lebensphasen von Männern in den Bereichen Ökonomie, Wissenschaft und Militär, aber auch generell in vielen Berufsfeldern ausgetragen werden. In diesem Wettbewerb grenzt Mann sich von anderen Männern ab, der Wettbewerb ist aber zugleich Mittel der Anerkennung der anderen und der Herstellung von Gemeinsamkeit.

Typisch für homosoziale Gewalt ist, dass die Positionen zwischen Täter, Opfer und Zuschauern wechseln können und häufig ineinander verschwimmen. Dabei teilen die beteiligten Männer nicht nur Schläge aus, sondern werden auch verletzt und erleiden Schmerzen. Diesem Aspekt der Verletzungsoffenheit bei gleichzeitiger Verletzungs-

mächtigkeit ist Mechthild Bereswill systematisch nachgegangen. Sie schließt an die Begrifflichkeit von Heinrich Popitz an, die er im Kontext seiner Theorie über Macht und Gewalt entwickelte. Diese Begriffe wurden zunächst von Theresa Wobbe auf das Geschlechterverhältnis übertragen: In modernen Gesellschaften, so lautet ihre zentrale These, wird dem männlichen Geschlecht Verletzungsmächtigkeit zugeschrieben und dem weiblichen Verletzungsoffenheit. Diese Zuschreibungen bestimmen wiederum die „leiblich-affektiven Konstruktionen“ beider Geschlechter (Wobbe 1994, S. 194). Mechthild Bereswill kritisiert diese dichotome Zuschreibung und zeigt anhand von Untersuchungen über junge Männer mit Haftenerfahrungen, dass Männer nicht nur verletzungsmächtig, sondern auch verletzungsoffen sind (Bereswill 2006; 2007).

Bereits bei ihrem Eintritt in die Institution Gefängnis haben die jungen Männer mehrheitlich Gewalterfahrungen gemacht, sowohl als Täter als auch als Opfer. Die Opfererfahrungen stammen vor allem aus dem familiären Kontext, Täter- aber auch weitere Opfererfahrungen aus den Aktivitäten in der Gruppe männlicher Adoleszenter. Im Gefängnis erfahren Gewaltkonflikte auf Grund der Totalität der Institution eine „existenzielle Zuspitzung“ (Bereswill 2006, S. 242). Diese Totalität wiederum führt zur Herausbildung einer Gefangenensubkultur, in der sich die jungen Männer in einem ständigen Prozess des Vergleichens befinden. In diesem Wettbewerb werden die Positionen in der männlichen Rangordnung ausgehandelt, wobei der Gewaltbereitschaft eine zentrale Bedeutung zukommt. Dabei geht es um die „Demonstration von Unverletzlichkeit, verbunden mit der gleichzeitigen Bereitschaft, den eigenen Körper zu riskieren“ (ebd., S. 145). Bei dieser Gewaltdemonstration handelt es sich um einen „Bluff mit der eigenen Stärke“, um eine „kollektive Camouflage“ (ebd., S. 146). Ziel der Tarnung ist die Abwehr von Angst vor den Gefährdungen im Gefängnis und vor Situationen der Beschämung. Um sich vor Verletzungen und Übergriffen zu schützen, wird mit Rückgriff auf übertriebene Männlichkeitsklischees darüber hinaus kollektiv eine Hypermaskulinität inszeniert.

Bereswills Untersuchungen verweisen darauf, dass in diesem Prozess der Männlichkeitskonstruktion eine Reihe von Gefühlen beteiligt ist. Diesem Aspekt wird im Folgenden genauer nachgegangen. Bevor ich mich der Frage zuwende, mit welchen Emotionen Verletzungsoffenheit und Verletzungsmächtigkeit jeweils verbunden sein könnten, zeige ich, wie Gefühle gesellschaftlich hergestellt werden.

2. Die soziale Konstruktion von Emotionen. Methodische Überlegungen

Ebenso wie Geschlecht sind auch Emotionen als soziale Konstruktionen zu verstehen, die in vielfältiger Weise mit der Darstellung und Wahrnehmung der Geschlechtszugehörigkeit verbunden sind (Landweer 2007). So werden Emotionen in verschiedenen Kulturen unterschiedlich akzentuiert, kultiviert oder verdeckt. Jede Kultur hat eine eigene Gewichtung und Aufteilung von Emotionen in legitime und illegitime und entwickelt spezielle „Gefühlsregeln, die situationsbedingt das ABC von Emotionen – das heißt das ‚was, wann, wo, wer, wie‘ – vorschreiben“ (Flam 2002, S. 137). Dabei sind Gefühle immer körperlich fundiert, mit Hilge Landweer (2007) lassen sie sich als ein „Widerfahrnis“ verstehen. Dies meint, dass man von Gefühlen in der Regel ohne bewusstes und kontrolliertes Zutun betroffen ist. „Gefühle geschehen einem gewissermaßen, sie stoßen einem zu und sind einfach da; sie stellen sich nicht unbedingt ein, wenn man es wünscht – und vor allem verschwinden sie nicht, wenn man sie loswerden will; man ist ihnen zunächst einmal ausgeliefert“ (ebd., S. 66). Die Person ist also leiblich-affektiv von dem Gefühl betroffen, das Gefühl wird gespürt.

Diese Sichtweise bedeutet nicht, Emotionen außerhalb kultureller Prozesse anzusiedeln, denn sie erhalten ihre (unterschiedliche) Bedeutung im menschlichen Lebenszusammenhang. Gleichwohl geht Landweer davon aus, dass alle Menschen, Männer und Frauen, potentiell über die gesamte Bandbreite der Emotionen verfügen. Sie unterscheidet vier Ebenen der kulturellen Modifikation: Die einzelnen Gefühle sind in sich strukturiert und unterscheiden sich erstens in Bezug auf die möglichen Gegenstände, auf die sie bezogen sind. Zweitens lassen sich kulturspezifische Umgangsweisen mit dem jeweiligen Gegenstand rekonstruieren. Drittens gibt es spezifische Verhaltensnormen für den angemessenen Umgang mit dem Gefühl und damit verbunden sind viertens Regeln für den angemessenen Gefühlsausdruck.

Zentral für den Zusammenhang von Geschlecht und Emotionen ist zunächst die mit Geschlecht konnotierte Geschichte des Emotionsbegriffs (ebd., S. 75). In modernen Gesellschaften konstituierte sich auf der diskursiven Ebene eine Zuschreibung von Weiblichkeit und Emotionen sowie Männlichkeit und Rationalität.⁹⁸ Ausgehend von diesem historischen Zusammenhang lassen sich für bestimmte, wenn auch nicht für alle

⁹⁸ Diese Codierung führte auch dazu, dass männliche Gefühle in der Forschung lange Zeit ausgeblendet wurden oder aber negativ thematisiert wurden: „als Disziplinierung, Unterdrückung oder verhängnisvolle Entfesselung“ (Borutta/Verheyen 2007). Im September 2007 fand meines Wissens die erste Tagung zum Thema Männlichkeit und Emotionen statt: „Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotionen in der Moderne“, die von Historikerinnen und Historikern organisiert wurde (vgl. ebd.).

Gefühle geschlechtsspezifische Gegenstände ausmachen, die sich wiederum historisch verändern. Auch die normativen Umgangsweisen mit den Gefühlsgegenständen können nach Geschlecht differieren. Davon zu unterscheiden sind nach Geschlecht variierende Verhaltensnormen für den angemessenen Umgang mit dem Gefühl und dessen Ausdruck. Zu beachten ist jedoch, dass auch innerhalb der beiden Geschlechter Gefühlsgegenstände, Verhaltensnormen und Gefühlsausdruck in unterschiedlichen Situationen, aber auch nach Alter, sozialer und ethnischer Zugehörigkeit differieren können. Auch in Bezug auf Gefühle gilt ebenso wie in Bezug auf Geschlecht, dass sich verschiedene Differenzachsen überschneiden. Und ebenso wie Geschlecht sind Gefühle in soziale Machtprozesse eingebunden (Landweer 2007).

Für jedes Gefühl lässt sich die Struktur der Situation, die Gegenstände und Sachverhalte, auf die es bezogen ist, rekonstruieren (Demmerling/Landweer 2007). So ist beispielsweise akute Angst immer auf einen bedrohlichen Sachverhalt in naher Zukunft bezogen, auf einen Gegenstand, der einem abträglich ist oder unmittelbar schadet. Kennt man diese Situationsbedingungen, so lässt sich ermitteln, in welchen Situationen welche Gefühle wahrscheinlich sind. Ich nutze im Folgenden die Strukturanalysen von Demmerling und Landweer, um sie als einen heuristischen Rahmen für die Interpretation bestimmter Interviewsequenzen zu nutzen. Entsprechend meines rekonstruktiven qualitativen Vorgehens kommt dieser Analyse von Situationsstrukturen und (wahrscheinlichen) Emotionen die Funktion eines sensibilisierenden Konzeptes (Kluge/Kelle 1999) zu, mit dessen Hilfe ich erste Hypothesen über den Zusammenhang von Geschlecht und Gefühlen entwickeln möchte. Anders als in der quantitativen Forschung, die vorab aus den theoretischen Konzepten Hypothesen formuliert und diese am empirischen Material überprüft, werden in der qualitativen Forschung theoretische Begriffe und Konzepte genutzt, um die „relevanten Daten“ überhaupt zu „sehen“ (ebd., S. 25) und in Auseinandersetzung mit dem empirischen Feld zu konkretisieren. So bin ich bei der Interpretation zwischen meinem Material und der „Philosophie der Gefühle“ (Demmerling/Landweer 2007) hin- und hergegangen. Welche Gefühle in Gewalthandlungen auf welche Weise bedeutsam sind, hat sich erst im Laufe der Analyse herausgestellt und wurde nicht vorab an das Material herantragen.

Die Untersuchung von Gefühlen allein mit den Mitteln der Soziologie erscheint mir aufgrund der bisherigen Forschungslage wenig Erfolg versprechend; zumindest zu heuristischen Zwecken dürfte dagegen eine interdisziplinäre Herangehensweise – hier: von Soziologie und Philosophie – neue Perspektiven ermöglichen. So wäre es zwar prinzipiell möglich, Männer mit den üblichen, auch qualitativen soziologischen Methoden

nach ihren Gefühlen zu befragen. Ich vermute aber auf Grund meiner eigenen Erfahrung als Interviewerin, dass es Männern sehr schwer fallen würde, über Emotionen wie Aggressionsgefühle, Angst und Scham öffentlich zu sprechen. Dies liegt nicht zuletzt an der kulturellen Codierung von Gefühlen, so gilt etwa Angst zu haben als unmännlich. In dieser Hinsicht stellt sich generell die Frage, wie die Beteiligung von Gefühlen am Handeln empirisch untersucht werden kann (vgl. dazu auch Brutta/Verheyen 2007).

3. Die Bedeutung von Emotionen in der militärischen Gewaltsozialisation

Das im Folgenden benutzte empirische Material über Gewaltphänomene im Kontext des Wehrdienstes stammt aus Interviews meiner biographischen Studie über ostdeutsche Männer (Scholz 2004a; 2005b). Für diesen Beitrag habe ich entsprechende Erzählungen unter der hier entfalteten Perspektive erneut interpretiert. Bevor ich meine Interpretationen vorstelle, gehe ich in einem ersten Schritt auf Mechanismen der militärischen Sozialisation ein, stelle in einem zweiten Schritt die Untersuchung genauer vor und wende mich in einem dritten Schritt dem empirischen Material zu.

Dimensionen militärischer Sozialisation

Ich gehe davon aus, dass die Mechanismen der militärischen Sozialisation in modernen Wehrpflichtarmeen weitgehend ähnlich sind, somit geht die Reichweite der Analyse über den zeithistorischen Kontext hinaus.⁹⁹ Die allgemeine Problematik militärischer Sozialisation besteht darin, dass sie in einem Spannungsverhältnis zu Normen und Werten der zivilen Gesellschaft steht (vgl. Apelt 2004, auch Bröckling 1997), denn ihr Ziel ist es, auf die Handlungsfähigkeit im Krieg vorzubereiten. Es gilt die Bereitschaft und Fähigkeit zu sozialisieren, andere zu verletzen, zu töten und Eigentum zu beschädigen sowie die Bereitwilligkeit, möglicherweise selbst verletzt und getötet zu werden, und dies auf Befehl und arbeitsteilig. Aus diesem Spannungsverhältnis resultiert eine Trennung von militärischer Innen- und Außenmoral, die wiederum den universalen Werten in modernen, zivilen Gesellschaften widerspricht. Es entsteht das Problem, dass die Gewalt, die im Militär eingeübt wird, auch in die Gesellschaft zurück getragen werden könnte. Genaue Studien zu diesem Zusammenhang fehlen jedoch bisher.

⁹⁹ An dieser Stelle ist zunächst zu konstatieren, dass bisher kaum Untersuchungen zur militärischen Sozialisation in der Bundeswehr vorliegen, dies gilt insbesondere für eine geschlechtertheoretische Perspektive auf den Gegenstand. Sowohl in der Soziologie als auch in der Frauenforschung gab es auf Grund der nationalsozialistischen Vergangenheit starke Vorbehalte, sich mit der Bundeswehr zu beschäftigen. Zudem hat sich die Bundeswehr selbst einer Erforschung von außen weitgehend verschlossen (Seifert 1999; Apelt 2004).

Maja Apelt und Cordula Dittmer (2007) differenzieren drei ineinander greifende Sozialisationsmechanismen: erstens die Aneziehung von Eigenschaften wie Mut, Entschlossenheit, physische Fitness, Kampfgeist, Angriffslust und Kameradschaft. Diese gelten für einen siegreichen Kampf als unerlässlich und sind männlich codiert.¹⁰⁰ Der zweite Mechanismus, den Apelt zugleich als „heimlichen Lehrplan“ (Apelt/Dittmer 2007, S. 4; vgl. auch Bartjes 1996) der militärischen Ausbildung bezeichnet, ist die Verunsicherung der bisherigen männlichen Identität und die Versetzung in einen kulturell weiblich codierten Objektstatus. Der Rekrut wird am Beginn der Ausbildung seiner individuellen Kleidung, seines Namens, der Frisur und seiner bisher sozialisierten Verhaltensweisen „beraubt“ (Apelt/Dittmer 2007, S. 72); er wird als Soldat zum austauschbaren Teilchen einer Truppe. Verstärkt wird diese Verweiblichung des Soldaten dadurch, dass er im Innendienst in der Kaserne Tätigkeiten übernehmen muss, die in den meisten anderen Kontexten Frauen zugeschrieben werden, wie Betten bauen, den Spind aufräumen, die Soldatenstube putzen. Im Laufe ihrer Ausbildung gewinnen die Rekruten nun (wieder) an Männlichkeit, indem sie die ihnen gestellten militärischen Aufgaben bewältigen. Die Entwicklungsaufgabe lautet „für den jungen Mann sich vom Weiblichen – in sich und anderen – [zu] distanzieren und abgrenzen, sich dem Männlichen zu nähern“ (Bartjes 1996, S. 112).

Als dritten Mechanismus bezeichnen Apelt und Dittmer (2007) den Ausschluss privater, familialer und sexueller Beziehungen aus dem Militär und den Aufbau quasi-familialer Beziehungen militärischer Kameradschaft (vgl. auch Apelt 2005b). Der Vorgesetzte fungiert als Vater- und Mutterersatz, er schützt und umsorgt die Soldaten wie eigene Kinder und greift auch bei Problemen außerhalb des Militärs ein. Die männliche Kameradschaft wird so zu einem Familienersatz, der auf dem Ausschluss und damit verbunden auf einer impliziten Abwertung von Weiblichkeit beruht. Frauen werden „nicht nur entbehrlich, sondern zu einem Störfaktor“ (Apelt/ Dittmer 2007, S. 73).

Unterschiede zwischen verschiedenen Armeen zeigen sich in Bezug auf die Inhalte der politischen Sozialisation, den Grad der Kasernierung und den Anteil militärischen Drills an der Gesamtausbildung (vgl. im Folgenden Ripp 2000; Scholz 2004a). In dieser Hinsicht handelte es sich bei der NVA um eine Armee mit einem hohen Kasernierungsgrad, die Rekruten hatten nur wenige Urlaubstage während ihres achtzehnmonatigen Wehr-

¹⁰⁰ Dies gilt auch für den Fall, wenn das Militär für Frauen geöffnet ist. So belegen etwa Untersuchungen zur israelischen Armee, die von ihrer Gründung an eine Wehrpflicht für Frauen hat, eine arbeitsteilige Struktur innerhalb des Militärs, in der der Kampfbereich männlich konnotiert ist (Klein 2002). Auch die vollständige Öffnung der Bundeswehr für Frauen im Jahr 2001 hat bisher die männliche Codierung des Kampfes und des Kämpfers nicht verändert (vgl. Apelt 2002; Ahammer/Scholz 2005).

dienstes, der Anteil militärischen Drills war verhältnismäßig hoch und die politische Sozialisation richtete sich auf den „kapitalistischen Klassenfeind“. Ziel der militärischen Sozialisation war die Herstellung einer „sozialistischen Soldatenpersönlichkeit“, die als männliche Persönlichkeit gedacht wurde. In diesem Soldatenideal vereinten sich die Tugenden des preußischen Militärs mit spezifischen sozialistischen Tugenden. Darüber hinaus – und dies gilt ebenso für die Bundeswehr bis 1989 – zielte die Herstellung einer Kriegstauglichkeit keineswegs auf deren reale Erprobung, sondern war unter den Bedingungen einer atomaren Aufrüstung ein profundes Mittel der Abschreckung, um einen Krieg zu verhindern.

Das Untersuchungsmaterial

Im Folgenden beziehe ich mich auf narrative Interviews, die im Rahmen meiner Dissertation erhoben wurden. Befragt wurden 27 Männern, die zwischen Mitte der 1950er und Mitte der 1960er Jahre in der DDR geboren wurden und ihren Wehrdienst in den 1970er bzw. 1980er Jahren in der Nationalen Volksarmee (NVA) absolvierten (Scholz 2004a). Die Analyse der Interviews richtete sich auf die Frage, wie Geschlecht und Identität¹⁰¹ in lebensgeschichtlichen Erzählungen hergestellt werden. Ich gehe von der Annahme aus, dass der Interviewte in einem biographischen Interview keineswegs nur seine Lebensgeschichte rekonstruiert, „sondern zugleich auch seine soziale Geschlechtszugehörigkeit. Lebensgeschichtliches Erzählen ist mithin ein bestimmtes ‚Konstruktionsmedium‘ für beide Kategorien, Biographie und Geschlecht“ (Dausien 1996, S. 5). Das kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit bedingt, dass sich Individuen als männlich oder weiblich identifizieren müssen, Variationen dieses binären Musters sind zwar möglich, etwa innerhalb von Subkulturen, sie sind aber nicht die Regel. Regine Gildemeister spricht in dieser Hinsicht von einem „Zwang zur kategorialen und individuellen Identifikation“ (Gildemeister 2001, S. 73).

Hinsichtlich der Konstruktion von Männlichkeit lassen sich in den lebensgeschichtlichen Narrationen analytisch drei Ebenen differenzieren, die eng miteinander verknüpft sind: Auf der *inhaltlichen Ebene* fand eine bestimmte thematische Fokussierung statt. So wurde die Berufsbiographie in den lebensgeschichtlichen Erzählungen überbetont, während der private Bereich so gut wie gar nicht thematisiert wurde. Mittels dieser „Hypostasierung“ von Beruf und der „Dethematisierung“ von Privatheit und Familie

¹⁰¹ Hinsichtlich des Identitätskonzeptes orientiere ich mich an aktuellen Debatten in der Narrationspsychologie, der Sozialpsychologie und der soziologischen Biographieforschung (ausführlicher dazu Scholz 2004a, S. 17 ff.).

wurde Männlichkeit narrativ konstruiert, denn immer noch ist eine männliche Biographie eine Berufsbiographie, ist männliche Identität vorrangig mit dem Beruf verknüpft. Der Familienbereich gilt hingegen trotz aller Transformationen im Geschlechterverhältnis als weibliches Feld. Das zweite zentrale Thema war der Wehrdienst. Die Armeezeit wurde in die Konstruktion einer beruflichen Identität „eingebaut“ und mit ihr verknüpft. Auf der *formalen bzw. grammatikalischen Ebene* wurde Männlichkeit mittels spezifischer Erzählformen hergestellt, etwa wenn die Erzählperspektive und Selbstpräsentation eines individualisierten und unabhängigen Ichs eingenommen und damit den kulturellen und sozialen Normen einer (bürgerlichen) männlichen Subjektivität gefolgt wurde. Davon zu differenzieren ist die *interaktive Ebene*, hier zeigte sich eine spezifische Bezugnahme auf das Geschlecht der Interviewenden. So folgten die Interviews mit männlichen Interviewern einer anderen Interaktionslogik als die mit weiblichen, in den Sachaussagen und in der Erzählperspektive differierten sie hingegen nicht. Interaktiv wurde jedoch von den Interviewpartnern mit den männlichen Interviewern eine männliche Gemeinschaft hergestellt und zugleich Differenz und Hierarchie produziert. Es lassen sich somit verschiedene inhaltliche, formale und interaktive „Praktiken“ (Connell 1999, S. 102) der sozialen Konstruktion einer männlichen Identität und Biographie bestimmen. Diese Praktiken wurden von den Interviewpartnern in ihren Erzählungen eigenlogisch und eigensinnig für die Konstruktion von Biographie und Geschlecht eingesetzt.

Interpretationen

In allen Interviews wurde die Armeezeit von den Interviewten innerhalb der lebensgeschichtlichen Narration angesprochen. Ich interpretiere die Darstellung des Wehrdienstes, wie bereits oben angesprochen, als Konstruktionsmodus von Männlichkeit. Über eine solche Thematisierung stellte sich der Interviewte als ein Mann dar, der einen typischen Bestandteil einer DDR-spezifischen männlichen Sozialisation erfolgreich bewältigt hat. Ich gehe des Weiteren davon aus, dass während des Wehrdienstes die Geschlechtszugehörigkeit der Interviewpartner eine wichtige Bedeutung hatte. Mit Helga Kelle unterscheide ich zwischen „primären“ und „sekundären“ Geschlechtsdarstellungen (Kelle 2001, 50). Primäre Geschlechtsverkörperungen mittels Körperhaltung, Gestik, Stimme, Intonation, Kleidung etc. laufen in Interaktion immer mit, sie werden nicht unterbrochen und in der Regel nicht thematisiert. Sie erfolgen routinisiert und sind meist nicht bewusst. In sekundären Darstellungen wird ausdrücklich auf Geschlecht Bezug genommen. Ich verstehe das Militär als einen sozialen Raum, indem die

Geschlechtszugehörigkeit in diesem zweiten Sinn aktualisiert wird: Die jungen Männer wurden auf Grund ihrer Geschlechtszugehörigkeit zum Wehrdienst einbezogen und homosozial vergemeinschaftet, die unterschiedlichen sozialen Herkunft traten in den Hintergrund. Das Ziel der militärischen Ausbildung war es, die Rekruten nicht nur militärisch, sondern auch männlich zu sozialisieren.

Ausgehend von diesen Prämissen interpretiere ich die folgenden Erzählungen als Teil einer männlich-militärischen Sozialisation. Auch wenn es sich im Folgenden um retrospektive Erzählungen handelt, denen im Nachhinein ein bestimmter sozialer Sinn verliehen wurde und die in einer spezifischen Weise in die biographischen Konstruktionen eingebaut wurden, können aus meiner Perspektive aus diesem Material Rückschlüsse auf die Frage nach dem Verhältnis von Verletzungsoffenheit und Verletzungsmächtigkeit sowie ihre Verbindung mit bestimmten Gefühlen gezogen werden. Im Rahmen der Dissertation habe ich zunächst Einzelfallanalysen durchgeführt und anschließend die Fälle verglichen. Im Folgenden arbeite ich fallübergreifend, die Logik des Einzelfalls wird für den hier analysierten Zusammenhang in den Hintergrund gestellt.

In Bezug auf militärische Gewalthandlungen lassen sich strukturell zwei Dimensionen unterscheiden: erstens Gewalt, die von den Vorgesetzten gegenüber den Rekruten eingesetzt wird, und zweitens Gewaltphänomene unter den Rekruten. Dabei handelte es sich nicht nur um körperliche, sondern auch um psychische Gewalt, wie etwa verbale Attacken der Beschimpfung und Erniedrigungen. Innerhalb der ersten Dimension wurden von den befragten Männern die alltäglichen und willkürlichen Schikanen durch die Vorgesetzten sowie verbale Gewaltphänomene thematisiert. Ein Interviewpartner erzählte beispielsweise:

„Ich war damals neunzehn und mit Bartwuchs war das auch nicht weit her, ich [habe] mich ja die ganze Zeit auch nicht rasieren müssen und da waren da eben Offiziere auch bei oder zumindest der eine, der meinte dann, ich sollte doch, weil dann da eben drei Haare irgendwo sinnlos in der Gegend rum spritzen. Das habe ich nicht gemacht. Und der hat dann da eben gemeint: ‚Doch‘ und ich sagte: ‚Nein‘ und der hat mich dann eben die eine Nacht da alle zwei Stunden antreten lassen. Geweckt (pfeift) vor. Der war denn da ‚Offizier vom Dienst‘, wie das so schön hieß. Und der hat [mich] dann da eben antreten lassen und dann geguckt, wie das denn aussieht. Das kann man gar nicht in Worte fassen und für Leute, die nie da gewesen sind, [ist das] nicht nachzuvollziehen, was da denn eigentlich abgegangen ist.“

In dieser Situation liegt die Verletzungsmacht auf Seiten des vorgesetzten Offiziers, er hat auf Grund seines institutionellen Status eine Machtposition, die ihm erlaubt, den Rekruten zu demütigen. Er weist ihn auf die fehlende Rasur und damit auch auf ein noch abwesendes Zeichen von Männlichkeit hin. Die Szene zeigt die oben beschriebe-

nen Mechanismen der Objektivierung. Permanent muss der Rekrut sich damit auseinandersetzen, ob er die Regeln der äußeren Erscheinung, hier in Bezug auf den Haar- und Bartwuchs, richtig befolgt.¹⁰² Der Rekrut fühlt sich wahrscheinlich schon deshalb beschämt, weil sein spärlicher Bartwuchs überhaupt Thema wird, er sich dann aber auch noch von diesen winzigen Zeichen der Männlichkeit trennen soll. Die Beschämungssituation entsteht dadurch, dass der Rekrut dem Vorgesetzten anscheinend nicht selbstverständlich das Recht zugesteht, in die intime Verrichtung der Rasur einzugreifen, der Vorgesetzte aber auf der Hierarchie von Befehl und Gehorsam auch auf diesem empfindlichen Terrain besteht. Der Rekrut widersetzt sich seinem Befehl, eine Widerstandshandlung, die vielleicht schon auf unterdrückten Zorn hinweist, weil er sich ungerecht behandelt fühlt. Erst auf die Befehlsverweigerung hin greift der Vorgesetzte zu einer stärkeren Machtdemonstration, er lässt den Rekruten die ganze Nacht immer wieder vor der Soldatenstube antreten, Meldung erstatten, kontrolliert den nächtlichen Bartwuchs und macht den Rekruten damit vor seinen Kameraden lächerlich. Gefühle, die in dieser Situation wahrscheinlich eine Bedeutung hatten, sind auf der Seite des Vorgesetzten die Aggressionsaffekte Ärger und Wut (vgl. Demmerling/Landweer 2007, S. 287-310). Das Ziel des Offiziers ist es wahrscheinlich nicht nur, die Norm durchzusetzen, sich zu rasieren, sondern seinen Status als Vorgesetzter zu festigen (der Rekrut hat den Befehl verweigert), indem er den Rekruten demütigt und beschämt. Auf der Seite des Rekruten können sowohl Gefühle der Scham als auch der Empörung im Spiel gewesen sein, in der Retrospektive steht Empörung im Vordergrund. Darauf weist der letzte Satz hin „Das kann man gar nicht in Worte fassen und für Leute, die nie da gewesen sind, [ist das] nicht nachzuvollziehen, was da denn eigentlich abgegangen ist“, denn hier drückt der Rekrut völliges Unverständnis über die Regeln und Normen in der Welt des Militärs aus, die zur Welt „draußen“ in eklatantem Gegensatz stehen – denn, so könnte man ergänzen, in der zivilen Welt wäre das Verhalten des Offiziers empörend, aber bei der Armee ist diese Art von Schikane anscheinend ein legitimes Mittel der Durchsetzung von Befehlsgewalt.

Eine Machtdemonstration des militärischen Vorgesetzten wurde auch im nächsten Fall geschildert. Nach seiner Ankunft in der Kaserne, so der Interviewpartner, habe er sich lässig auf den Rasen gesetzt und eine Zigarette geraucht:

„[Auf einmal] stand so ein, weiß ich nicht, Major oder Hauptmann, ist ja auch egal, irgend so ein Typ vor mir und schreit mich an, tierisch an [...] Und ich habe den dann noch den so angeguckt, habe dann noch geraucht so. Der wurde immer lauter, immer roter und dann habe ich irgendwann [die] Zigarette, ich

¹⁰² Vgl. dazu auch die Zitate von Soldaten in Apelt/Dittmer 2007.

glaube so auf meinen Schuhen so ausgedrückt, habe die hingeschmissen, bin aufgestanden und habe gesagt: 'Sagen Sie mal, wer sind Sie überhaupt hier? Was machen Sie denn hier für einen Affen? Schreien hier alle zusammen, sind Sie bescheuert?'"

Auch in dieser Situation reagiert der Vorgesetzte auf den Normverstoß mit Aggressionsaffekten, die, glaubt man der Erzählung, stärker sind als im ersten Fall. Der Vorgesetzte beschämt den Rekruten, indem er ihn vor allen anderen anschreit und maßregelt. In diesem Fall weist der Rekrut die Beschämung durch einen Zornaffekt zurück, ablesbar an den eigenen verbalen Angriffen, wenn nicht Beleidigungen (einen Affen machen, bescheuert sein). Empörung und Zorn stellen sich ein, wenn eine Person der Meinung ist, dass der andere gegen eine Norm verstößt (Demmerling/Landweer 2007, S. 287-310). Der Übergriff wird von dem Rekruten als ungerechtfertigt zurückgewiesen, weil er gegen die (zivile) Norm eines menschlichen Umgangs miteinander verstößt. Der Vorgesetzte dagegen ist vermutlich im weiteren Verlauf der Szene über die Unverschämtheit, seine Stellung und seinen Dienstgrad nicht zu beachten und selbst angegriffen zu werden, empört.

Scham und Zorn sind polare Gefühle, die in einem engen Verhältnis zueinander stehen: Während Zorn aktiviert, leiblich mit einer Weitung und mit Durchsetzungs- und Dominanzansprüchen verbunden ist, wird Scham leiblich als „Beugungs- und Unterwerfungsneigung“ gespürt (ebd., S. 221). Mit Zorn kann der Ausbruch von eigener Scham abgewendet werden. Andererseits kann man den Zorn eines anderen, der sich gegen einen richtet, blockieren, indem man sich schämt. Dieser Zusammenhang wird im Gefüge sozialer Konvention genutzt, wie das Ritual der Entschuldigung zeigt (ebd.) – eine Handlungsmöglichkeit, die der Rekrut im letzten Zitat gerade nicht wählt und vielmehr ganz im Gegenteil mit Gegenangriff reagiert und so die Empörung des Vorgesetzten vermutlich noch schürt.

Auch wenn der Rekrut die Beschämung in der unmittelbaren Situation abwenden konnte, zog sein Angriff auf die militärische Hierarchie eine Versetzung nach sich, die Oberhand behielt der militärische Vorgesetzte. Innerhalb dieser strukturellen Konstellation liegt die Verletzungsmacht auf der Seite der Vorgesetzten; sie ist mit Aggressionsgefühlen verknüpft, die als „männlich“ interpretiert werden können. Denn diese Affekte gehen mit Aktivität, Gewalt und Destruktion einher, die in unserer Kultur männlich codiert sind. Die Rekruten haben keine Verletzungsmacht, sie sind innerhalb der militärischen Hierarchie qua Status verletzungsoffen, es kann ihnen aber in der unmittelbaren Situation gelingen, das Gefühl der Beschämung in Empörung bzw. Zorn umzuwandeln

und so der weiblich codierten Unterwerfung zu entgehen, auch wenn der Preis dafür (Schikaniertwerden, Versetzung) hoch sein mag.

Mit Rückgriff auf Hochschild's Begriff der Gefühlsarbeit (in Flam 2002, S. 130) lässt sich die These formulieren, dass die Verletzungsoffenheit in den beiden Beispielen durch Gefühlsarbeit, welche die Scham in Empörung bzw. Zorn verwandelt, verborgen wird und damit ein männlicher Subjektstatus aufrecht erhalten werden kann, auch wenn dieser höchst ambivalent und prinzipiell bedroht ist. Die beiden Szenen lassen sich auch als Sozialisation zu Verletzungsmächtigkeit interpretieren. Die Vorgesetzten demonstrieren den Rekruten gezielt deren Verletzungsoffenheit, diese versuchen ihre Verletzungsoffenheit durch die beschriebene Gefühlsarbeit zu verdecken bzw. umzudefinieren. Sie werden in dieser Situation nicht verletzungsmächtig, jedoch wird ein Prozess in Gang gesetzt, der sich als ein Herausarbeiten aus der weiblich codierten verletzungsoffenen Position interpretieren lässt, dessen Ziel es ist, eine verletzungsmächtige männlich codierte Position zu erreichen.

Während das Verhältnis von Verletzungsmacht und Verletzungsoffenheit innerhalb der militärischen Rangordnung relativ einfach strukturiert ist, gestaltet es sich unter den Rekruten sehr komplex. Ähnlich wie im Gefängnis (Bereswill 2006; 2007) entwickelte sich in der NVA unter den Bedingungen einer „totalen Institution“ eine Subkultur unter den Rekruten, die in sich hierarchisch strukturiert war (vgl. auch Gehler/Keil 1992). Der Rang eines Rekruten wurde durch zwei Dimensionen bestimmt: zum einen durch seine Zugehörigkeit zum Diensthalbjahr, zum anderen durch seine Position innerhalb Diensthalbjahres. Der Grundwehrdienst dauerte insgesamt achtzehn Monate und war in drei Diensthalbjahre aufgeteilt. Neuankömmlinge wurden am untersten Ende der Hierarchie positioniert, ihnen übergeordnet waren die Rekruten des zweiten Diensthalbjahres, und an der Spitze befanden sich Rekruten des dritten Diensthalbjahrs. Diese standen somit kurz vor ihrer Verabschiedung aus der Armee und wurden als „EK's“ (Entlassungskandidaten) bezeichnet.

Gefestigt wurde diese Rangordnung durch spezielle Rituale, zu denen etwa der „Maßbandanschnitt“ gehörte: Im dritten Diensthalbjahres hatte jeder Rekrut ein „Maßband“, ein umfunktioniertes Zentimeterband, wie es gewöhnlich zum Schneiden verwendet wird, an dem für jeden vollendeten Tag ein (Zentimeter-)Abschnitt abgeschnitten wurde. Der Anschnitt dieses Maßbandes wurde ritualisiert, meist musste das erste Diensthalbjahr antreten und den Anschnitt vornehmen, der anschließend mit Alkohol gefeiert

wurde.¹⁰³ Die Rekruten des ersten Diensthalbjahres mussten auf „Befehl“ der höheren Jahrgänge Tätigkeiten übernehmen, die im zivilen Leben zum Bereich der abgewerteten Hausarbeit gehören, die kulturell dem weiblichen Geschlecht zugeschrieben werden: So wurden sie beispielsweise von den älteren Diensthalbjahren zum „Stube machen“, „Saubermachen“ und „einkaufen gehen“ angehalten. Zum anderen bestimmte sich der Status des einzelnen Rekruten durch seine Position innerhalb des Diensthalbjahres. Hier galt es, nicht Opfer von Machtspielen der Älteren zu werden, sondern sich stattdessen an der Erniedrigung der ausgewählten Rekruten zu beteiligen. Einer meiner Interviewpartner erzählte über diese Machtspiele:

„Da wurden so Spielerkens gemacht wie, sag ich mal, Schildkröte. Da bekam dann derjenige an beide [...] Ellenbogen beziehungsweise Knie ein [Stahl-]Helm angebunden, also dass er sich überhaupt nicht mehr bewegen konnte. Er konnte nur liegen. Dann wurde er auf den schönen glatten Fußboden gelegt, angeschoben und dann ist er durch die Gegend gesaust. Du kannst dir vorstellen, du hast wirklich so auf dem Fußboden [gelegen], konntest überhaupt nichts machen, nicht lenken oder so, kann auch sein, dass du mal mit dem Kopf gegen die Wand gefahren bist, wurde alles in Kauf genommen.“

Die Verletzungsmacht liegt in dieser Situation bei den anderen Rekruten und geht mit undurchschauten Frustrationen einher, die hier aggressiv abreagiert werden, mit Resentiment und wahrscheinlich auch mit Aggressionsaffekten, vor allem mit Verachtung desjenigen, der auf diese Weise lächerlich gemacht wird. Bei diesen Affekten führt die Kollektivität zu einer Intensivierung des Gefühls und zu einer Steigerung der Gewaltbereitschaft, die zugleich mit dem Aussetzen individueller Hemmungen verbunden ist (Demmerling/Landweer 2007, S. 297). Ziel der Gewaltaktion ist es, bei dem Opfer Gefühle der Angst (vor Lächerlichkeit, vor Verletzung, um das Leben) und der Scham auszulösen.¹⁰⁴

Wenn man davon ausgeht, dass Schamgefühle entstehen, wenn die Person gegen eine Norm verstößt (ebd.), so ist zu fragen, gegen welche Norm hier verstoßen wird, was genau die Scham auslöst. Die alberne Haltung als „Schildkröte“, die auf dem Boden liegt und sich nicht eigenständig bewegen kann, sondern nur geschubst wird, bedeutet extreme Passivität und Ausgeliefertsein; die Schildkröte wird unfreiwillig zum verletzbaren Spielball, zum Objekt für andere. Es handelt sich um eine Position, die nicht mit

¹⁰³ Vgl. dazu die Fotos in Gehler/Keil 1992. Sie zeigen, wie Rekruten des ersten Diensthalbjahres in Unterwäsche mit einer Kerze auf dem Stahlhelm vor den EK's knien und das Maßband anschneiden und anschließend gezwungen werden, eine große Menge hochprozentigen Alkohol zu trinken. Die einzelnen Machtrituale kamen, das zeigen sowohl Gehler und Keil als auch meine eigenen Interviews, in den einzelnen Kasernen unterschiedlich stark zum Einsatz.

¹⁰⁴ Vgl. zur gesellschaftlichen Bedeutung von Scham auch den Beitrag von Burkart 2006, der den Geschlechteraspekt jedoch nur andeutet und nicht systematisch analysiert.

einem Bild aktiver freier Männlichkeit vereinbar ist; es könnte sich also um einen Verstoß gegen die „Männlichkeitsnorm“ handeln.¹⁰⁵ Mit Maja Apelt und Cordula Dittmer (2007, S. 68) kann Männlichkeit als eine regulative Norm für das Handeln von Männern verstanden werden, die in Symbolen, Ideologien, sozialen Gepflogenheiten, Körperbildern und Diskursen manifestiert ist. Dazu gehört die zentrale Vorstellung, dass Männer Handelnde und Täter sind, Gewalt ausüben und keinesfalls Opfer und Objekt von Gewalt werden dürfen (Lenz 2000; Bereswill 2007). Auch das Verspüren von Angst entspricht nicht der „Männlichkeitsnorm“, ist es doch mit einem „Engegefühl“ und „oft mit dem Eindruck verbunden, keine Handlungsmöglichkeiten mehr zu besitzen“ (Demmerling/ Landweer 2007, S. 65; auch Landweer 2007).

Die Art und Weise der retrospektiven Erzählung, die distanzierte Form, die Ankündigung, dass er diese Ereignisse am liebsten „eigentlich vollkommen verdrängen“ will, legt nahe, dass der Interviewte in der damaligen Situation Angst hatte, sich gedemütigt und verachtet fühlte und sich geschämt hat. In der Interviewsituation wird die damalige Scham ähnlich wie bei dem ersten Interviewpartner bearbeitet, indem er sich über die Zustände in der NVA empört: dort wurde die „Menschenwürde mit Füßen getreten“. Auch hier wird die Gefährdung der männlichen Identitätskonstruktion durch Gefühlsarbeit, die zugleich eine narrative Arbeit ist, bewältigt.

Der Emotion Scham kommt im Rahmen der sozialen Konstruktion von Männlichkeit die Funktion zu, deren hegemoniale Form durchzusetzen. Die Situation unter den Rekruten ist durch eine generelle Verletzungsmächtigkeit und Verletzungsoffenheit jeder Person gekennzeichnet. In den „männlichen Spielen“ geht es zunächst um die Erringung von Anerkennung bzw. Achtung, und zwar dadurch, sich als verletzungsmächtig darzustellen und keinesfalls in die Situation zu kommen, selbst verletzt zu werden. Durchgesetzt wird die männliche Norm der Verletzungsmächtigkeit, indem derjenige, der sich als verletzungsoffen erweist, beschämt wird. Diese Beschämung wiegt umso schwerer, als sie mit einer Verletzung von Ehre, im Sinn von geachtet und anerkannt sein, einhergeht.¹⁰⁶ Die Gefühle Scham bzw. Angst vor der Beschämung und vor Gewalt dienen sozial der Durchsetzung von Männlichkeitsnormen, auch wenn diese möglicherweise von den Einzelnen in anderen Kontexten abgelehnt werden, denn in der Gruppe der Rekruten steht der Verlust von Anerkennung auf dem Spiel. Dies gilt umso mehr, als

¹⁰⁵ Das heißt selbstverständlich nicht, dass sich Frauen in der entsprechenden Haltung nicht auch gedemütigt fühlen würden – nur dürfte es eben kein Zufall sein, dass zur Demütigung in diesem homosozialen Feld eine solch extrem weiblich konnotierte Haltung gewählt wird.

¹⁰⁶ Im Kontext des Gefängnisses ist eine Männlichkeitskonstruktion hegemonial, die dezidiert auf männliche Ehre setzt (Bereswill 2007).

die „Schamzeugen“ (die Personen also, die durch ihre Anwesenheit Zeuge der Beschämung werden, ebd., S. 229 f.) die gleichaltrigen Rekruten sind, deren Anerkennung errungen werden soll. Aus dieser Funktionsweise erklärt sich auch, warum die militärischen Vorgesetzten in der Regel bei den mit der EK-Subkultur verbundenen Machritualen und Machtspielen nicht eingegriffen haben, funktionierten sie doch nach dem „heimlichen Lehrplan“ des Militärs.

Welche lebenslange Bedeutung die militärische Sozialisation hat, lässt sich aus den lebensgeschichtlichen Erzählungen nicht schlussfolgern. Es ist generell eine offene Forschungsfrage, inwieweit die militärisch-männliche Gewaltsozialisation in die zivile Gesellschaft übertragen wird, ebenso wie die Abwertung von Weiblichkeit. Die Erzählungen zeigen jedoch, dass der Wehrdienst ein wichtiger Bestandteil der Identitätskonstruktionen ist. Den Anforderungen des Militärdienstes trotz aller Schwierigkeiten und Härten gewachsen zu sein, diese Zeit „durchgestanden“ zu haben, galt – und gilt wohl immer noch – als impliziter Nachweis von Männlichkeit. Aus der Gegenwarts Perspektive waren für die Befragten vor allem die Erlebnisse männlicher Gemeinschaft und die Stiftung von lebenslangen Bindungen unter Männern bedeutsam. Die Wehrdienst Erfahrungen konstituieren eine biographische Ressource für die Konstruktion von Männlichkeit, die in unterschiedlichen Kontexten aktualisiert werden kann.

4. Resümee

Die beschriebenen Erfahrungen junger Rekruten zeigen, dass Gewaltsituationen höchst komplexe Situationen sind, die mit unterschiedlichen Gefühlen einhergehen. Die vorgelegte Analyse zeigt, dass bei männlichen Gewaltphänomenen nicht nur Aggressionsafekte eine Rolle spielen, sondern eine Reihe weiterer Emotionen im Spiel sind wie Verachtung auf der Seite der Verletzungsmacht und Angst, Furcht und Scham auf der Seite der Verletzungsoffenheit. Gerade die kulturell nicht als männlich geltenden Emotionen Angst, Furcht und Scham sind auf eine spezifische Weise an der sozialen Konstruktion von Männlichkeit beteiligt. Ähnlich wie bei dem Zusammenspiel von männlich codierter Verletzungsmacht und weiblich codierter Verletzungsoffenheit gilt es, auch bei den Emotionen das Wechselverhältnis zwischen eher als männlich und eher als weiblich angesehenen Gefühlen für die Konstruktion von Männlichkeit zu analysieren.

Ingesamt zeigt sich, dass die soziale Konstruktion von Männlichkeit in hohem Maße emotional fundiert ist. Geht man mit Hilge Landweer davon aus, dass „sich Gefühle nicht ohne weiteres von selbst ändern oder durch gezielte Einwirkung verändern las-

sen“ (Landweer 2007, S. 65), so findet sich hier eine mögliche Ursache für die Zähligkeit bestimmter Männlichkeitsvorstellungen und weitergehend für die Reproduktion männlicher Herrschaft. Deshalb plädiere ich dafür, Analysen zum Zusammenhang von Männlichkeit und Gewalt mit der Emotionsforschung zu verknüpfen und zu untersuchen, inwieweit Emotionen das Handeln der Individuen bestimmen. Mit einer solchen Perspektive könnte auch der immer wieder behauptete Zusammenhang von Männlichkeit und Aggressivität differenziert werden, denn es macht einen Unterschied, ob nur Ärger und Wut im Spiel sind, oder Hass. Auch die Verachtung und das Ressentiment im Geschlechterverhältnis, durchaus von beiden Polen aus, verdiente mehr Aufmerksamkeit seitens der Geschlechterforschung.

10. „Du willst Zukunft?“¹⁰⁷ – Die Bundeswehr und ihre Soldatinnen

Seit dem Jahr 2001 sind alle Laufbahnen und Truppengattungen der Bundeswehr für Frauen geöffnet. Im dritten Jahr nach dieser Öffnung dienen ca. 10.900 Frauen in der Bundeswehr, das entspricht einem Anteil von 5,7 % aller Berufs- und Zeitsoldaten. Weit mehr als die Hälfte der Soldatinnen sind als Unteroffiziere (5.100) und Offiziere (1.300) eingesetzt, die meisten in nicht-kämpfenden Funktionen, aber ein bedeutender Teil auch in Kampftruppen und Kampfunterstützungstruppen.¹⁰⁸ Die Institution Bundeswehr verbindet mit der Öffnung für Frauen die Hoffnung auf eine Verbesserung des „Betriebsklimas“¹⁰⁹, aber auch eine Erhöhung der „gesellschaftlichen Akzeptanz“ und die Verbesserung der „Integration der Streitkräfte in die Gesellschaft“. Lange Zeit in der Gesellschaft als eine letzte Bastion traditioneller Männlichkeit angesehen, versteht sich die Bundeswehr laut Selbstdarstellung nun als ein Vorreiter für eine gleichberechtigte Gesellschaft und setzt aktiv neue geschlechterpolitische Konzepte um.¹¹⁰

In dem folgenden Artikel wird dieser Anspruch der Bundeswehr untersucht und gefragt: Wie wendet sich die Bundeswehr an junge Frauen und potenzielle Soldatinnen? Mit welchen Mitteln wirbt sie Frauen für den Soldatenberuf? Als Analysematerial dienen uns Werbematerialien der Bundeswehr wie Anzeigen, Broschüren, Internetseiten und das populäre „Y. Magazin der Bundeswehr“. Die folgenden Analysen entstanden im Rahmen eines Seminars zum Thema „Militär und Geschlechterverhältnis im Wandel“ an der Humboldt-Universität Berlin im Sommersemester 2004.¹¹¹

Theoretischer Ausgangspunkt der Analyse war die Annahme, dass das zu untersuchende Bild- und Textmaterial kollektive kulturelle Wahrnehmungs- und Deutungsmuster

¹⁰⁷ Titelzeile einer Anzeige der Bundeswehr zur Werbung von BerufssoldatInnen, vgl. dazu Abschnitt I.

¹⁰⁸ Zu den aktuellen Zahlen vgl. www.bundeswehr.de/forces/hintergrund/struk_hg_frauen_zahlen.php. Genauere Angaben über den Einsatz der Soldatinnen finden sich in Kümmel/Werkner 2003: Soldat, weiblich, Jahrgang 2001, S. 29ff.

¹⁰⁹ Die folgenden Zitate sind entnommen: www.bundeswehr.de/forces/hintergrund/struk_hg_frauen_zahlen.php.

¹¹⁰ Im Projekt „Partnerschaftlich Handeln“ wird der aktuelle Gender-Mainstreaming-Ansatz umgesetzt. Vgl. dazu <http://www.efh-freiburg.de/Kontaktstelle/Laufende%20Projekte/Projektbeschreibungen/Bundeswehr.htm>.

¹¹¹ Wir danken allen TeilnehmerInnen des Seminars für ihre engagierte Mitarbeit, insbesondere zu nennen sind Kerstin Matzky, Heidi Schulz, Carl W. Distler, Katja Frey, Mina Wannek und Marina Kayhanidi, die uns ihre Analyseergebnisse für den Artikel zur Verfügung stellten.

über Männlichkeit und Weiblichkeit enthält und zugleich auch Leitbildcharakter hat.¹¹² Die Bilder dienen nicht nur der Illustration der Texte, zugleich entwickeln und bestätigen sie die Weltsicht der Individuen, welche wiederum ihr praktisches Handeln und Verhalten leiten. In den stereotyp geformten Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit werden die biologischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern in einer weitreichenden kulturellen Deutungsarbeit überhöht und den Geschlechtern je bestimmte Tätigkeiten, Eigenschaften und Machtbefugnisse zugewiesen. Diese Muster wiederum werden durch die Bilder beiläufig und selbstverständlich vermittelt; sie können aber auch im Prozess ihrer Anwendung transformiert werden.

Die Analyse erfolgt vor dem Hintergrund, dass die Sozialfigur Soldat in modernen Gesellschaften männlich ist.¹¹³ Mit der Einführung der Wehrpflicht wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts die Staatsbürgerrechte an den Wehrdienst gebunden: Nur wer den Wehrdienst leistete, erwarb sich das Recht auf die Staatsbürgerschaft. Die Verteidigungspflicht oblag jedoch nur den Männern der Nation, da nur sie, vermeintlich auf Grund ihrer biologischen Konstitution, als waffenfähig galten. Symbolisch, aber auch strukturell wurden so Männlichkeit – Nation – Militär miteinander verknüpft. Das Militär begründet und legitimiert somit die mit Gewalt verbundene moderne Männlichkeitskonstruktion und zugleich die Vorstellung von einer verletzligen, schwachen und zugleich friedfertigen Weiblichkeit, die beschützt werden muss. Es hat demnach an der Produktion kollektiver Definitionen von Männlichkeit und Weiblichkeit teil und damit auch eine identitätspolitische Bedeutung, die über die Institution hinaus reicht und für die Geschlechterkonstruktionen in der gesamten Gesellschaft relevant ist. Vor dieser Folie wird nun untersucht, welches Bild die Bundeswehr vom „Soldat, weiblich“ konstruiert und verbreitet.

1. Die Werbung von Berufssoldatinnen

„Du willst Zukunft?“ lautet die Frage auf einer ganzseitigen Werbeanzeige für die Offizierslaufbahn der Bundeswehr.¹¹⁴ Diese Anzeige wendet sich sowohl an weibliche als auch an männliche Abiturienten, der zentrale Blickfang jedoch ist eine junge Frau mit

¹¹² Vgl. dazu Dölling: Der Mensch und sein Weib; Gespaltenes Bewusstsein. Im Anschluss an diese theoretischen und empirischen Arbeiten wurde ein spezifisches Analyseraster zur Bild- und Textanalyse entworfen und in der Untersuchung verwendet.

¹¹³ Vgl. dazu Scholz: Wehrdienst und männliche Identität. Darüber hinaus lässt sich der Zusammenhang von Männlichkeit und Militär nahezu weltweit feststellen: „Der Krieger bzw. der Soldat gelten fast universal als Inkarnation von Männlichkeit“ vgl. Seifert: Militär – Kultur – Identität, S. 78.

¹¹⁴ Erschienen u. a. im „Y. Magazin der Bundeswehr“ 11/2003, S. 13.

langem blonden Haar, modisch gekleidet und offen in die Kamera lächelnd. Den Hintergrund bildet ein Radarschirm, der in den Farben Blau, Violett und Orange gestaltet ist. Diese Farben werden im T-Shirt der jungen Frau, die im rechten unteren Bildteil platziert ist, aufgenommen. Die Anzeige wirkt mit diesem Design sehr „poppig“ und wendet sich gezielt an ein jugendliches Publikum. Als Pendant zu der jungen Frau fungiert ein Soldat, der diagonal im oberen linken Bilddrittel platziert ist. Der Soldat, der in einem Kampffahrzeug sitzt, im Hintergrund ist ein Panzerfahrzeug zu sehen, schaut ebenfalls offen und freundlich in die Kamera, lächelt aber nicht. Im rechten oberen Bilddrittel sind zwei Soldaten in Kampfuniform vor einem Hubschrauber abgebildet. Sie scheinen sich in einem Einsatz zu befinden. Unterhalb der Titelzeile befindet sich ein weiteres kleines Bild, es zeigt Auszubildende auf dem Segelschulschiff „Gorch Fock“. Im Vordergrund steht wiederum eine lächelnde junge Frau.



Abb. 1 Anzeige Y. Heft 11/2003

Der Text der Anzeige befindet sich im linken unteren Bilddrittel. Die Bundeswehr offeriert einen „sicheren Job mit Perspektive“, einen „hohen Verdienst“, „moderne Technologie“ sowie „Herausforderung und Spaß bei der Arbeit“ und „vielfältige Karrierechancen“. In der Bundeswehr können junge Menschen demnach eine attraktive berufliche Zukunft finden, die in anderen Teilarbeitsmärkten der Gesellschaft längst prekär geworden ist. Auffällig ist, dass die (Todes-)Gefahr, die mit der Tätigkeit als BerufsoffizierIn verbunden ist, nicht thematisiert wird. Im Gegenteil: Die Bundeswehr wirbt für eine

„sichere Zukunft“ und entwirft sich als ein „normaler“ Arbeitsmarkt wie jeder andere, der jedoch attraktiver und moderner ist. Die junge Frau im Vordergrund symbolisiert diese Offenheit, die Bundeswehr ist nicht mehr ein „traditioneller Männerverein“, sondern eine moderne Organisation in der junge Frauen, die beruflich Karriere machen wollen, willkommen sind. Hinter der freundlichen und reinen¹¹⁵ Erscheinung der jungen Frau verschwindet jedoch das „Kerngeschäft des Militärs“¹¹⁶, der Kampf, und somit der Einsatz von Gewalt.

Dieser Kampfeinsatz, der nicht direkt ins Bild kommt, wird andeutungsweise auf den beiden oberen Bildern thematisiert. Auffällig ist nun, dass der professionelle Soldat männlich ist. Es sind Soldaten, die im Einsatz gezeigt werden und die Technik zu beherrschen scheinen und nicht Soldatinnen. Am linken Bildrand sind weitere Einsatzfelder abgebildet; sie zeigen junge Frauen in den Bereichen Pädagogik und Betriebswirtschaft. Dies sind Arbeitsfelder, die auch in der zivilen Gesellschaft vor allem von Frauen besetzt werden.

Die Werbeanzeige verweist interessierte junge Frauen (und Männer) auf die Internetseite der Bundeswehr, die in einem nächsten Schritt analysiert werden sollen. Auf der offiziellen Internetseite der Bundeswehr lassen sich – so das Untersuchungsergebnis – kaum traditionelle Geschlechterstereotypisierungen finden. Im Gegenteil: Das Paradigma des Gender Mainstreaming ist auf den Portalseiten umgesetzt, der Stil ist weitgehend geschlechtersensibel. Auffällig ist darüber hinaus, dass keine SoldatInnen mit Waffen oder im Kampfeinsatz abgebildet werden. Die Bundeswehr präsentiert sich als eine moderne und demokratische Institution, als eine „Parlamentsbündnisarmee“, und beruft sich explizit auf das Konzept der „Inneren Führung“. Auch in diesem Kontext wird ganz ähnlich wie bei der Werbeanzeige die Gewaltförmigkeit der Institution und ihr vorrangiger Zweck dethematisiert.

Auf den speziellen Jugendseiten ist ebenfalls eine geschlechtersensible Perspektive festzustellen. In einigen Artikeln lassen sich jedoch traditionelle Vorstellungen von Weiblichkeit finden, wenn etwa in einem Bericht über den Girls Day doppeldeutig getitelt wird „Weiblicher Ansturm auf Feldjäger“¹¹⁷: Die zukünftige Aufgabe der Soldatinnen wird in der Personenkontrolle von Frauen gesehen, nicht aber im Feldeinsatz, denn

¹¹⁵ Historisch stehen blonde Haare und eine helle Haut für Reinheit und Jungfräulichkeit vgl. Dyer: Heavenly Bodys.

¹¹⁶ Vgl. Keller: Küß die Hand gnäd'ge Frau, S. 255.

¹¹⁷ Der Artikel findet sich unter: http://www.bundeswehr.de/service/bundeswehr_aktuell/0417-0809.php.

beim Anblick der Diensthunde werden die „Mädchen nervös“, im Gegensatz dazu wirken sie in „Konfliktsituationen deeskalierend“.

Anders gestaltet sich die Situation, wenn man das Eingangsportal der Bundeswehr verlässt und sich in die Portale der Teilstreitkräfte „klickt“. So finden sich auf diesen Internetseiten deutlich mehr Darstellungen von Technik und insbesondere auf den Seiten des „Deutschen Heeres“ viele Darstellungen von Soldaten mit Waffen. Auch wenn auf diesen Seiten die neuen Einsatzfelder der Bundeswehr, insbesondere die Friedenseinsätze, betont werden, so ist doch die Darstellung des Militärs als eine von moderner Technik und Waffen dominierten Welt unter Männern, die sich im Kampf zu bewähren haben, deutlich ungebrochener als auf dem offiziellen Eingangsportal. Hier zeigt sich ein Aspekt, der auf alle Internetpräsentationen zutrifft: Alte und neue Darstellungen stehen meist ohne Verweis nebeneinander, das Medium zeichnet sich durch eine spezifische „Geschichtslosigkeit“ aus, die auch die Analyse dieses Materials verkompliziert.¹¹⁸

Doch zurück zur Frage der Bewerbung. Die interessierte junge Frau wird auf der Seite „Hinweise für Bewerberinnen“¹¹⁹ auf die regionalen zuständigen Wehrdienstberater, die man „in der Regel“ in „ihren Büros in den Kreiswehrrersatzämtern“ findet oder auf die „Wehrdienstberater der Zentren für Nachwuchsgewinnung“ verwiesen. Der Bitte von Studentinnen unseres Seminars (s.o.), die sich als interessierte junge Frauen ausgaben, auf Zusendung von Informationen, kamen die angesprochenen Institutionen im Berliner Raum jedoch nicht nach. Im BerufsInformationsZentrum (BIZ) wurden den Studentinnen drei Broschüren ausgehändigt: „Beruf und Bundeswehr“, „Weg-Weiser durch die Bundeswehr“ und „Laufbahn der Sanitätsoffiziere“, welche vom Bundesverteidigungsministerium herausgegeben wurden. Die erste Broschüre stammt aus dem Jahr 1999, die beiden anderen Broschüren sind undatiert, die Inhalte verweisen jedoch darauf, dass sie ebenso wie die erste Broschüre bereits vor der Öffnung der Bundeswehr für Frauen erstellt wurden. Die im Zuge der Öffnung erstellte Broschüre „Frauen in der Bundeswehr“ kann nur noch aus dem Internet abgerufen werden. Verteilt wird – zumindest im Berliner Raum – das alte Werbematerial.

In allen drei Broschüren dominieren entsprechend ihres Produktionszeitraums Darstellungen von Soldatinnen des Sanitätsdienstes oder als Verwaltungsangestellte. Auf diesen Bildern finden sich zahlreiche traditionelle geschlechtsspezifische Zuschreibungen. Für alle Darstellungen in den Broschüren gilt, dass die Bilder der männlichen Sanitäter

¹¹⁸ Im Internet findet sich eine breite Diskussion zu diesem Aspekt. Kriterien für die Analyse von Internetmaterial findet man bspw. unter <http://www.vuw.ac.nz/~agsmith/evaln/index.htm>.

¹¹⁹ Die Zitate wurden entnommen: http://www.bundeswehr.de/forces/hintergrund/struk_hg_frauen_tipps.php.

spektakulärer, riskanter und dynamischer sind. Sie werden bspw. bei einer Übungssituation in den Bergen dargestellt.¹²⁰ Im Vordergrund dieses Bildes befindet sich ein im Schnee kniender Rettungssanitäter, welcher das vermeintliche Opfer in eine stabile Seitenlage zu bringen scheint. Im Hintergrund sind zwei Männer mit einer Verwundeten sowie ein Rettungshubschrauber zu sehen. Das Arrangement der dramatischen Szenerie verdeutlicht zusammen mit der Bildunterschrift: „Das Bergen von Verwundeten wird auch im unzugänglichen Hochgebirge geübt“ den Ernst der Lage. Die Darstellung vermittelt den Eindruck, dass dank einer modernen Technik, symbolisiert durch den Helikopter, und einer guten Ausbildung die Rettung von Leben möglich ist und die Situation beherrscht werden kann. Das Bild versinnbildlicht so auch die männliche Überlegenheit in unserer Kultur der Zweigeschlechtlichkeit. Männlichkeit wird in diesem Bildkontext mit Rationalität, Beherrschung und Technik konnotiert.

Die abgebildeten Sanitäterinnen haben nur marginale Positionen inne, sie kommen meist als Unterstützerin ins Bild und/ oder sind nur mit einfachem technischen Gerät ausgerüstet. So zeigt etwa ein Bild einen Militär-Zahnarzt, seine Helferin und einen Patient in einer Behandlungssituation.¹²¹ Der Arzt und der Patient bilden in der linken Bildhälfte eine Einheit, während die Helferin in der rechten Hälfte platziert ist. Während der Arzt in seiner weißen Uniform durch seine Haltung und den routinierten Gebrauch seiner Hände professionell und überzeugend wirkt, macht die Helferin hingegen durch die Haltung ihrer Arme und Hände einen unsicheren und unselbständigen Eindruck. Auch in dieser Abbildung werden Geschlechterstereotypisierungen bildlich umgesetzt. Das „positive männliche Stereotyp“¹²² mit den Charakteristika „selbstbehauptend“, „unabhängig“, „dominant“ und „emotional kontrolliert“ wird durch das Szenario versinnbildlicht. Es ist der Arzt, der die Situation kontrolliert und im Griff hat, der weiß, was zu tun ist. Umgekehrt verkörpert die Helferin das „weibliche Stereotyp“, welches durch Abhängigkeit, Sicherheitsbedürftigkeit und Passivität gekennzeichnet ist: Sie wartet auf seine Anweisungen und handelt im Gegensatz zu ihm nicht selbständig aktiv. Die Frau fungiert in dieser Darstellung als Unterstützerin des Mannes; auf diese Weise wird der traditionelle Geschlechterdualismus mit dem Mann als aktivem und der Frau als passivem Part reproduziert.

Und auch eine Text- und Bildanalyse der Broschüre „Frauen in der Bundeswehr“¹²³, die 2000 extra für Öffnung produziert wurde, zeigt keine anderen Ergebnisse. Die Bilder

¹²⁰ Vgl. Broschüre „Weg-Weiser durch die Bundeswehr“.

¹²¹ Vgl. ebd.

¹²² Vgl. Diezinger: Soziales Geschlecht, S. 78.

¹²³ Vgl. Keller 2003.

präsentieren wiederum Sanitätssoldatinnen, die in Gesprächssituationen oder anderen nicht definierten Kontexten, keinesfalls aber in Gefechtssituationen ins Bild gesetzt werden; und sie lächeln in die Kamera. Hinzu kommt, dass das Thema Elternschaft, welches in der Bundeswehr bisher keine Rolle spielte, nun in den Vordergrund gerückt wird. Im Text wird vor allem auf Maßnahmen des Mutterschutzes, Erziehungsurlaubs, gynäkologische Gesundheitsvorsorge und Geburtenhilfe eingegangen, so dass der Eindruck entsteht, „dass die schwangere Soldatin der Normalfall sei“¹²⁴. Der Blick wird durch diese Darstellungsweisen auf das Geschlecht, insbesondere die potentielle Gebärfähigkeit und Mutterschaft und nicht auf die Funktion als Soldatin gelenkt. Keller kommt zu dem Fazit, dass die Soldatin im engeren Sinne in der Informationsbroschüre nicht sichtbar wird. Seiner Auffassung nach ist eine „uniformierte Frau noch keine Soldatin“¹²⁵, wird eine Frau erst zur Soldatin, wenn ihre Nähe zur Gewaltausübung sichtbar wird.

Zusammenfassen lässt sich an diesem Punkt: Die Bild- und Textanalysen zeigen, dass sich die Bundeswehr als eine moderne und offene Institution entwirft, die ihren Gewaltcharakter dethematisiert. Sie wirbt um junge Frauen und Männer, die jedoch implizit für unterschiedliche Felder vorgesehen sind: Während der Kampf- und Technikeinsatz eine Männersache zu sein scheint, sollen sich die Frauen in weiblich konnotierten Feldern wie Betriebswirtschaft und Pädagogik bewähren. Auffällig ist darüber hinaus, dass fast alle abgebildeten Frauen in die Kamera lächeln. Die Botschaft des Werbematerials an junge Frauen ist insgesamt ambivalent: Einerseits scheinen sie in der Bundeswehr willkommen zu sein, repräsentieren geradezu ihre Modernität und neue Offenheit, andererseits kommen die Frauen vor allem als „Frauen“ und nicht als „Soldatin“ in den Blick, der Kampf und damit die prestigeträchtigen Positionen scheinen ihnen nur formal offen zu stehen. Im Gegenteil: insbesondere in den Informationsbroschüren kommen Frauen in untergeordneten Positionen ins Bild, werden alte Weiblichkeitsklischees wieder belebt, die in der zivilen Gesellschaft als zunehmend obsolet gelten.

Darüber hinaus ist festzustellen, dass der Zugang in die Institution Frauen nicht leicht gemacht wird. Auf der einen Seite wirbt die Bundeswehr zwar mit Frauen, wollen sie jedoch konkrete Informationen, so müssen sie verstärkt aktiv werden und bekommen möglicherweise – wie in unserem Fall – doch nur veraltetes Material. So ist wohl auch zu erklären, dass die meisten jungen Frauen, die zur Bundeswehr gehen, aus Familien kommen, in denen mindestens eine Person beim Militär arbeitet. Sie konnten sich be-

¹²⁴ Vgl. ebd., S. 254.

¹²⁵ Vgl. Keller 2003, S. 264.

reits im Alltag ein Bild über ihren zukünftigen Beruf machen und geben in einer Untersuchung darüber hinaus an, dass das offizielle Werbematerial der Bundeswehr keine große Bedeutung für ihre Berufsentscheidung hatte.¹²⁶

2. Das Soldatinnenbild im „Y. Magazin der Bundeswehr“

Gegenstand des nachfolgenden Abschnittes ist es, einen Einblick in die Präsentation von Soldatinnen und Bundeswehrangehörigen, wie sie in dem populären „Y. Magazin der Bundeswehr“ vorgenommen wird, zu gewähren¹²⁷. Hintergrund der Analyse ist die Annahme, dass die militärische Führung vor dem Problem steht, die Integration der Frauen in die Bundeswehr einerseits möglichst schnell voranzutreiben und diese Entwicklung als Erfolg zu präsentieren. Andererseits muss sie auch kompromissbereit mit den im Militär agierenden konservativ eingestellten Soldaten sowie der bisherigen Militärtradition umgehen. Aus diesem Grund eignen sich Bundeswehrzeitschriften, die in erster Linie für ein bundeswehrinternes Publikum gemacht werden, besonders gut, um eventuelle Diskrepanzen zwischen offizieller Gleichstellungspolitik und inoffizieller Ausgestaltung der Geschlechterpolitik zu untersuchen. Die Transformationsprozesse innerhalb der Bundeswehr brachten auch ein neues Konzept für die Truppeninformation mit sich. Als Resultat der Modernisierung gibt es einen neuen „Medienmix“. Dazu gehören neben der „Y.“ das überarbeitete Wochenblatt „Bundeswehr aktuell“ für die schnelle Information und das anspruchsvollere Heft „Information für die Truppe“.

Die Monatszeitschrift „Y. Magazin der Bundeswehr“ befindet sich laut Selbstdarstellung in der schwierigen Situation, einen Spagat zwischen Kritik und Rücksichtnahme zu üben. Sie versteht sich als eine Zeitschrift, die „nahe an dem [...]“ vorgibt zu sein, „was die Menschen in der Bundeswehr bewegt“ und sich selbst zur Aufgabe stellt „aktuelle Themen“ zu behandeln, „ehrlich auch über Probleme“ und über „Themen, die kaum in einer anderen Zeitschrift zu finden sind“ zu berichten und durch die Dialogseiten mit dem Leser in Kontakt treten will.¹²⁸ Andererseits hat der Initiator der Zeitschrift, der damalige Generalinspekteur Harald Kujat, „Enthüllungsjournalismus“ ausdrücklich abgelehnt.¹²⁹ So enthält die Zeitschrift eine Mischung aus Waffentechnik, Abenteuer, Service, Geschichtsstunden und politische Bildung, sie ist

¹²⁶ Vgl. Kümmel/ Werkner 2003, S. 43.

¹²⁷ Siehe Ahammer, Alexandra-Amanda (2004): Frauen in der Bundeswehr: Anpassungsprobleme in einer männlich konnotierten Institution. Diplomarbeit Universität Potsdam.

¹²⁸ Vgl. „Y.“ 04/01, S. 3.

¹²⁹ Vgl. Büchner: Fregatten vor Sonnenuntergang.

vorrangig auf ein bundeswehrinternes und Bundeswehr interessiertes Publikum ausgerichtet.

Exemplarisch werden nun drei Fotos analysiert¹³⁰, um anhand ihrer medialen Darstellung heterosexuelle Konstruktionsmechanismen zu verdeutlichen, die konstitutiv für die Etablierung von Soldatenbildern sind und waren.

Weibliche (Hetero-)Sexualität und Militär

Die Bundeswehr verstand sich bis zum Eintritt der Frauen als eine geschlechtsneutrale und asexuelle Institution, was freilich ein Mythos ist, wie entsprechende organisationssoziologische Untersuchungen belegen.¹³¹ Mit der Öffnung für Frauen wurden Praktiken und gesetzlichen Bestimmungen wie die Zentrale Dienstvorschrift 14/3 mit der „Führungshilfe im Umgang mit Sexualität“ oder separate Wasch- und Schlafräume für die Soldatinnen institutionalisiert, mit dem Ziel, männliches und weibliches Verhalten in der Armee zu regeln und Sexualität weitgehend aus der Institution herauszuhalten. Dennoch liegt der Fokus bei den Abbildungen von Frauen in Uniform im Bundeswehr-Magazin „Y.“ auf deren Attraktivität und Weiblichkeit.



Abb. 2 „Hautnah“ in Y. Heft 5/2001

¹³⁰ Untersucht wurden alle Jahrgänge der Zeitschrift „Y.“ von 2001 bis 2004.

¹³¹ Vgl. Apelt: Die Integrationen von Frauen in die Bundeswehr ist abgeschlossen.

Die Fotos sind oft sexuell konnotiert und implizieren eher erotische Assoziationen von der Soldatin als „Verführerin“ statt von einer professionalisierten Soldatin und Repräsentantin der Bundesrepublik. Stellvertretend wird folgende Bildreportage, mit der Hauptüberschrift „(K)eine Liebe unterm Stahlhelm“¹³² analysiert, welche die Ambivalenz im Umgang mit Liebe und Sexualität im Militär präjudiziert. Denn Liebe und Militär scheinen Begriffe zu sein, die sich ausschließen. Zumindest offiziell wird in der Bundeswehr eine Tradition der Enthaltsamkeit gepflegt bzw. die Intimsphäre zur Privatsache erklärt. Während die Überschrift die Ambivalenz von (A-)Sexualität und Militär vermuten lässt, wird bildlich induziert, dass erst mit Eintritt der Frauen ins Militär auch die Sexualität offiziell ihren Einzug hält.

Auf diesem Foto sind drei Soldaten in Flecktarnuniform abgebildet. Die Soldatin auf der linken Bildseite steht den beiden männlichen Soldaten gegenüber. Sie hat in der rechten Hand eine Farbtube und mit der linken reibt sie dem vorderen Soldaten schwarze Farbe ins Gesicht. Die Soldaten stehen sehr dicht beieinander und diese Enge wird zusätzlich durch das Walddickicht im Hintergrund betont. Das Bild verschafft Einblick in eine sehr intime Situation. Der soeben bemalte Soldat scheint die Berührung der Frau in seinem Gesicht (das Bestreichen mit Farbe um seine Mundpartie) zu genießen. Seine Augen sind geschlossen, der Kopf leicht nach hinten gebeugt, so dass seine Mimik und Körperhaltung lustvolle Hingabe signalisieren.

Während der Sinn dieser Übung in der Tarnung steckt und dementsprechend die Uniformen der Soldaten Ton in Ton mit dem grünen Wald gehen, fällt die Soldatin extrem auf. Sie hat feuerrotes, langes Haar und führt damit nicht nur die Tarnung ad absurdum, sondern signalisiert auch besondere Gefahr. Die Bedrohung „färbt“ aber auch auf ihre männlichen Kameraden ab, denn diese können so ebenfalls leichter enttarnt werden. Auffallend ist, dass die beiden Männer die Augen geschlossen haben bzw. nach unten blicken. Die drei scheinen so vertieft zu sein, besonders die Männer, die nach innen schauen, als würden sie die Zeit um sich vergessen und so zusätzlich Gefahr laufen dem potentiellen Feind ausgeliefert zu sein. Unter der Anwesenheit der Soldatin scheinen die Männer ihren eigentlichen Auftrag zu vergessen und kampfunfähig zu werden. Sie ist in der Rolle der Verführerin, denn sie beobachtet und manipuliert ihr Gegenüber. Die rote Haarpracht aktiviert darüber hinaus eine Hexenmetapher, denn Frauen mit rötlichen Haaren wird eine besondere sexuelle Verführungskraft zugeschrieben. Das Foto könnte so die subtilen Ängste von einigen Militärs versinnbildli-

¹³² Vgl. „Y.“ 05/2001, S. 34-36.

chen, dass die Anwesenheit von Frauen die Kampfkraft schwächen oder das Militär verweiblichen könnte. Die Soldatin wirkt wie ein Störobjekt im sonst so olivgrünen Dickicht. Alle Aufmerksamkeit ist auf sie gelenkt, durch diese Darstellung wird die Soldatin zur Ausnahme und Exotin gekürt.

Der Untertitel zum Bild unterstreicht die ungewöhnliche räumliche Nähe der drei Soldaten. „**Hautnah**. Im kameradschaftlichen Miteinander bleiben enge Kontakte nicht aus“. Die Unterschrift betont die Zwangsläufigkeit enger körperlicher Kontakte unter Kameraden. Interessant ist aber die Ambivalenz der implizierten Sexualität. Einerseits wird auf kameradschaftliche Nähe verwiesen, welche allgemein als asexuelle Freundschaft gedacht ist, andererseits ist die Nähe heterosexuell codiert, da die Soldatin nicht als „Soldat“, sondern als Frau wahrgenommen wird. Mit dem Auftreten von Frauen im Militär können so vormals rein militärische Übungen zu eindeutig zweideutigen amourösen Situationen führen. Während Männer mit „Kriegsbemalung“ in der Zeitschrift „Y.“ sonst nur im Einsatz gezeigt werden, ist dieses Foto eine Ausnahme. Niemals sonst wird das Tarnen des Gesichts als erotische Handlung dargestellt. Auch ist auffällig, dass die Frau den Mann mit Farbe bemalt und nicht der männliche Soldat den anderen Soldaten. Sexualität wird damit implizit als heterosexuell vorgestellt. Durch die Art und Weise der Präsentation von Weiblichkeit wird der Frau eine sexuelle Bedeutung zugeschrieben und das innerhalb einer Organisation, die sonst Erotik und Sexualität tabuisiert.

Auch Kovitz weist in ihrer Analyse weiblicher Soldaten auf zwei auf den ersten Blick widersprüchliche Formen weiblicher Sexualität hin.¹³³ Ihre Gegensätzlichkeit basiert auf der dualen Geschlechterstruktur innerhalb des Militärs. So kann weibliche Sexualität einerseits als Objektivierung für männliches sexuelles Verlangen und Begehren funktionalisiert werden. Männliche Sexualität wird so als heterosexuelle und tendenziell gewaltaffirmative Sexualität bestätigt. Andererseits fungiert weibliche Sexualität als Verführungspotential, welches die Effektivität der Streitkräfte gefährden kann. Vorstellungen von Weiblichkeit sind ebenso wie weibliche Sexualität im Militär in oft gegensätzliche Affirmationen aufgesplittert. Die ernährende, bewahrende, sich liebevoll hingebende Rolle von Frauen wird gern als Gegenbild zu militärischer Männlichkeit evoziert. Denn militärische Männlichkeit wird als rau, hart, aggressiv konstruiert, wohingegen Weiblichkeit den erhofften Ausgleich mittels Geborgenheit schaffen soll.

¹³³ Kovitz: *Woman Soldiers*, S. 258ff.

Nachfolgendes Foto steht exemplarisch für die zahlreichen Heimkehrfotos, welche die Idylle und wiederhergestellte Normalität einer vereinten Familie symbolisieren soll. Auf diesem Foto sind im Vordergrund ein Soldat, ein Kind und eine Frau in einem Lande-terminal des Flughafens abgebildet. Der Mann trägt eine Flecktarnuniform und hält ein Gewehr vor seinem Körper. Die Frau ist in Zivilkleidung und trägt ein kleines Kind auf ihrem Arm. Das Bild ist durch eine olivgrüne Grundfärbung geprägt, denn die Uniform, der Pullover des Kindes, die Jacke der Frau sowie die Wand des Flughafengebäudes sind dunkelgrün. Die Frau und das Kind lächeln den männlichen Soldaten an während seine Mimik nicht eindeutig ist bzw. verborgen bleibt. Durch die Dreier-Gruppierung wird symbolisch das Bild von einer Familie widergespiegelt. Der Soldat rahmt das Bild links ein, während die Frau den rechten Bildrand säumt. Das Verbindungsglied zwischen beiden ist das Kind in der Mitte.



Abb. 3 „Rückkehr aus Bosnien“ in Y. Heft 7/2001

Interessant ist die symbolische Präsentationsfunktion von Mann und Frau. Während er ein Gewehr hochhält und dieses wie eine Barriere zwischen ihm und der Frau mit Kind aufgerichtet ist, versucht das Kind und die Frau eine emotionale Bindung mittels Lächeln und das Kind darüber hinaus durch seinen ausgestreckten Arm aufzunehmen. Die Frau wird in ihrer Rolle als Mutter mit Kind abgebildet, während der Mann in seiner Funktion als Soldat und Vater dargestellt wird.

Untermalt wird diese Familienaufteilung durch die Bildunterschrift. Der Mann wird mit seinem vollen Namen, seiner militärischen Funktion, seinem Arbeitsstandort und zusätzlich seiner Rolle als Familienvater erwähnt. Die Frau und das Kind werden lediglich

mit den Vornamen genannt und die Rolle der Frau als Mutter titulierte. Durch dieses Ungleichgewicht in der Benennung von Funktion, Alter und Namen werden Hierarchisierungen in der Familie verdeutlicht und darüber hinaus Mutter und Kind als Anhang des Mannes konstruiert. Diese soziale Differenzierung wird auch durch die Thematik des Fotos wieder gegeben. Es wird eine Mutter mit Kind gezeigt, die auf dem Flughafen auf die Rückkehr ihres Mannes wartet. Sie wartet, d.h. sie ist zur Passivität gezwungen, während er aus einem Einsatz aus Bosnien zurückkehrt. Gleichzeitig enthält das Bild die Nachricht, dass sich der Mann im gefährlichen Auslandseinsatz befindet, während sich die Frau in der sicheren Heimat ihrer Aufgabe als Mutter widmen kann. Eine weitere Botschaft wird durch das Aufschauen des Jungen Jan-Hendrik zum Vater vermittelt. Der Vater dient dem Jungen als Vorbild, als männliche Identifikationsfigur. Der Junge bildet die Schnittstelle zwischen einerseits noch zum beschützten Zivilleben, noch zur Mutter gehörend, aber andererseits vielleicht zukünftig als Soldat dienender Mann. Insofern kann der Junge zukünftige Perspektiven und Hoffnungen der Bundeswehr symbolisieren, da er im doppelten Sinn den Nachwuchs (der Familie und der Bundeswehr) repräsentiert. Während die eine Hand des Jungen noch die Flasche hält, greift die andere bereits zum Vater, der die Soldatenwelt versinnbildlicht. An diesem Bild können mögliche männliche Sozialisationsstufen nachskizziert werden. In dem Prozess der Mannwerdung nimmt die Ablösung von der Mutter und die Identifikation mit dem Vater eine zentrale Stellung ein und gipfelt (idealtypisch für die Bundeswehr) in der Erlangung einer militarisierten Männlichkeit und der Ausübung des Soldatenberufes.

In diesem Foto ist die Frau in Zivilkleidung und der Mann uniformiert zu sehen. Dieses Motiv vom männlichen Soldaten und der weiblichen Partnerin, welche auf ihn wartet bzw. ihn verabschiedet, kann durchgängig in der Zeitschrift „Y.“ wieder gefunden werden. Nicht ein einziges Mal war der Soldat eine Frau und der dazugehörige wartende Partner ein Mann. Ebenso wurde keine gleichgeschlechtliche Partnerschaft thematisiert. Die Soldatenfamilie bzw. das Soldatenpaar wird homogen als heterosexuelle Partnerschaft und Familie konstruiert, wobei oftmals der Mann als Allein-Ernährer bzw. „Familienoberhaupt“¹³⁴ und die Frau als Hausfrau¹³⁵ dargestellt werden. Trotz gleichgeschlechtlicher Partnerschaften und weiblichen Soldaten, die berufsbedingt im Ausland eingesetzt werden, wird sich bildlich über deren Existenz ausgeschwiegen.¹³⁶

¹³⁴ Vgl. „Y.“ 04/2001, S. 4.

¹³⁵ Vgl. „Y.“ 04/2001, S. 106-109.

¹³⁶ Auch Devilbiss thematisiert in „Best-Kept Secret“ das Verschweigen der Anzahl homosexueller Soldaten in der US-Army als wichtiges Militärgeheimnis.

Soldatin mit Waffe

Ungleich der Vorstellung von homosexuellen Männern als Alptraum und Gegenbild zum männlichen Soldaten, sind Frauen in doppelt widersprüchlichen Konstruktionsprozessen gefangen. Sie werden in einem übersteigerten, maskulinen Ideologierahmen als Soldaten ausgebildet, gleichzeitig verlangt das militärische System ihre Unterordnung, so sollen sie sich ihren Charme als echte Frauen bewahren.

In der Zeitschrift „Y.“ gab es über den ganzen untersuchten Zeitraum hinweg kein einziges Foto von schießenden und kämpfenden Soldatinnen, außer im Rahmen der Grundausbildung in Übungssituationen bzw. bei sportlichen Wettkämpfen von Langläuferinnen. Konträr dazu sind Waffen bei männlichen Soldaten, sowohl in Übungen als auch im Wettbewerb, Werkzeuge im Gebrauch, d.h. sie werden geladen, mit ihnen wird gezielt und gefeuert, sie sind die Fortführung der körperlichen Stärke und Einsatzbereitschaft. Das letzte Foto gibt Aufschluss über die typische Darstellungsweise von uniformierten Frauen mit Waffen in der „Y.“ Auf dem Bild ist eine Soldatin in Flecktarnuniform abgebildet, welche auf einem Bein kniet und mit gestreckten Armen eine Pistole hält. Im Widerspruch zur Schießposition steht das Lachen auf dem Gesicht der Frau. Das Bild scheint kein Schnappschuss, sondern eine inszenierte Fotografie zu sein. Es ist nicht erkennbar, worauf die Frau zielt. Ihr Lächeln scheint zu kennzeichnen, dass es keine dramatische Situation, allenfalls eine Übung ist.



Abb. 4 „Selbstverteidigung“ in Y. Heft 5/2001

Außerdem würde eine Person, die ernsthaft auf ein Ziel schießt, sich konzentrieren, das Objekt anvisieren und dabei eventuell ein Auge zukneifen müssen. Bekräftigt wird

diese Vermutung von der Bildunterschrift, denn die Soldatin **übt** mit der Pistole. Im Widerspruch zur Übungssituation steht das fettgedruckte Wort Selbstverteidigung. Selbstverteidigung würde darauf schließen lassen, dass sie sich im Kampf befindet und wehren muss. Allerdings strahlt ihr Lächeln diese Interpretation als Lüge. Insofern steht das Wort Selbstverteidigung für eine andere Logik. Frauen wurde bis zum Ende des 20. Jahrhundert der Dienst an der Waffe verboten. Sie durften offiziell nicht kämpfen höchstens sich selbst und ihre Schutzbefohlenen verteidigen. Die Frau wurde nicht als Kombattantin gedacht.

Durch das Lächeln mildert die dargestellte Soldatin den gewalttätigen, aggressiven Gehalt der Schießposition ab. Um ihre Weiblichkeit wiederherzustellen muss sie auf ihre Emotionalität verweisen und lächeln. Das Lächeln entwaffnet, nicht nur die Betrachter, sondern vor allem sie selbst. Sie präsentiert sich als ungefährlich, vor ihr muss man(n) sich nicht fürchten. Eine Frau mit einer Waffe scheint sich per se auszuschließen, aber eine lächelnde Frau mit einer Waffe konterkariert geradezu den militärischen Kontext von Gewaltbereitschaft und Töten. Die Androhung und organisierte Gewalt als zentraler Inhalt des Soldatenberufes wird verschwiegen.

Seifert wies darauf hin, dass zunehmend euphemistische Begriffe, wie Friedensmissionen etc. kreiert werden, um die Legitimation militärischer Einsätze in der Gesellschaft zu erhöhen.¹³⁷ Auch das Abbilden von Frauen mit Waffen könnte zusätzlich zur Steigerung der Anerkennung der Bundeswehr eingesetzt werden. Der Gewöhnung an Waffengewalt und damit der öffentlichen Akzeptanz derselben wird auf diesem Weg Voranschub geleistet. Für die Bundeswehr erfüllen Frauenbilder die Funktion, sie im Licht einer ganz normalen Organisation erscheinen zu lassen und damit implizit die Normalisierung vom Soldatenberuf als normalen „Job“ zu evozieren. So erklärt sich, dass Berufssoldatinnen und nicht Soldaten häufig zu Werbezwecken für gleiche Karrierechancen von Mann und Frau, aber auch für Imagekampagnen der Streitkräfte abgebildet werden.

3. Resümee

Bezogen auf die Ausgangsfrage kann konstatiert werden, dass das Verhältnis der Bundeswehr zu „ihren“ Soldatinnen durch Ungleichzeitigkeiten und Ambivalenzen geprägt ist: Mit ihrem Einzug in das Militär werden von der Administration vielfältige Hoffnungen verbunden wie die Verbesserung des Arbeitsklimas und eine größere Akzep-

¹³⁷ Seifert: Diskurse und Konjunkturen, S. 166f.

tanz der Streitkräfte in der Gesellschaft. Der weibliche Soldat wird als „normal“, gleichzeitig aber auch etwas „anderes“ kreiert. So werden weibliche Soldaten häufig sexualisiert, indem einerseits mütterliche und andererseits erotische Eigenschaften betont werden. Als „verführerische Attraktion“ verkörpern sie darüber hinaus die potentielle Gefährdung der Effizienz der Streitkräfte. Gleichzeitig legitimieren sie jedoch den militärischen Einsatz, wenn sie etwa in Friedensmissionen abgebildet werden. Soldatinnen werden folglich zur Legitimitätssteigerung des Militärs instrumentalisiert und zu Symbolen des Demokratisierungsprozesses gemacht.

Innerhalb des Militärs werden die Soldatinnen auf spezifische Frauenarbeitsplätze verweisen, wird ihnen subtil die Botschaft vermittelt, dass das „Kerngeschäft des Militärs“ weiterhin ein männliches Geschäft ist, das sie mit ihrer Anwesenheit potenziell gefährden. In den Darstellungen des Berufsalltages finden sich immer wieder stereotype Geschlechtszuschreibungen, wenn etwa die empathischen und unterstützenden Qualitäten der Soldatinnen hervorgehoben werden. Damit wird das traditionelle Geschlechterverhältnis,

welches sich an komplementären Rollen- und Tätigkeitszuschreibungen orientiert, reproduziert. Verstärkt wird diese Reproduktion, indem in der Zeitschrift „Y.“ Frauen immer wieder in nicht-militärischen Kontexten, insbesondere als Ehefrauen und Partnerinnen oder als Mütter in der Familie ins Bild gesetzt werden.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass die geschlechtsstereotype Figurierung der Soldatin und vor allem ihre Feminisierung als durchgängiges Muster in der Darstellung von Soldatinnen in den Medien der Bundeswehr zu erkennen ist. Diese mediale Konstruktion von Weiblichkeit könnte auch als Bewältigungsstrategie innerhalb des Funktionszusammenhanges des Militärs fungieren: Denn zum einen können männliche Soldaten, deren Geschlechts- und Soldatenbild über die Abgrenzung und Abwertung von Weiblichkeit konstituiert wird sich so nach wie vor als die „eigentlichen“ Soldaten, Beschützer und Kämpfer identifizieren. Zum anderen können weibliche Soldaten, die in Konflikt mit gesellschaftlichen Rollenerwartungen und der erlebten Ambivalenz ihrer eigenen Berufsposition stehen, diese Probleme abschwächen bzw. lösen, indem sie sich selbst in einem weiblich besetzten und zivilen Handlungskontext verorten.

Die aufgezeigte Typisierung der Soldatin kann als Ambition gewertet werden, ein komplementäres Bild zur männlichen Sozialfigur des Soldaten zu entwerfen, das jedoch eine auf Differenz basierende Geschlechterdualität manifestiert. Folglich werden in den Printmedien der Bundeswehr aktiv Geschlechterstereotypen (re-)produziert und kaum transformiert. Durch die bildlichen Reproduktionen der Geschlechterdifferenz in

den verschiedenen Medien erhalten diese Stereotype eine Wirkungsmacht über den Bereich der Bundeswehr hinaus. Junge Männer und Frauen werden schon vor Eintritt in die Bundeswehr mit Geschlechterstereotypen konfrontiert, und damit wird unterschwellig manifestiert, was von Männern im Unterschied zu Frauen in der Bundeswehr erwartet wird. Zu fragen ist aber, ob sich mit solcher Reproduktion von Geschlechterstereotypen die Probleme, welche durch die Integration von Frauen in das Militär entstehen, wirklich lösen lassen, ob nicht einerseits Spannungen und Konflikte zwischen den Soldaten und Soldatinnen geschürt werden und andererseits die Frauen, welche sich für den Soldatenberuf entschieden haben, vor weit reichende Schwierigkeiten hinsichtlich ihrer Verortung und Identität gestellt werden.¹³⁸

Materialquellen

Broschüre: „Beruf und Bundeswehr“, herausgegeben vom Bundesministerium der Verteidigung, Presse- und Informationsstab.

Broschüre: „Wegweiser durch die Bundeswehr“, herausgegeben vom Bundesministerium der Verteidigung, Presse- und Informationsstab.

Broschüre: „Laufbahn der Sanitätsoffiziere“, herausgegeben vom Bundesministerium der Verteidigung, Presse- und Informationsstab.

Büchner, G., Fregatten vor Sonnenuntergang. Berliner Zeitung, 2001, 21.05.2001.

Internetportal: www.bundeswehr.de.

Zeitschrift: „Y. Magazin der Bundeswehr“, verschiedene Exemplare.

¹³⁸ Vgl. in dieser Hinsicht die empirischen Untersuchungen von Zufall: Die Bundeswehr, die Frauen, der Kampf und der Sport und Apelt: Männliches Militär und die Subjektkonstruktion weiblicher Soldaten.

III. Teil

Männlichkeit(en) und männliche Herrschaft in Ländern Osteuropas

11. Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Zusammenfassung und Diskussion¹³⁹

Die in diesem Band präsentierten Aufsätze bieten eine Fülle von Einzeldarstellungen aus vier postsozialistischen Ländern, die mit unterschiedlichen Methoden und aus verschiedenen disziplinären Perspektiven erarbeitet wurden. In diesem abschließenden Beitrag wird nun der Versuch unternommen, zentrale theoretische Konzepte und inhaltliche Aspekte zusammenzufassen und zu diskutieren.

Wir beginnen mit einem kurzen Abriss zur Forschungslage der *Men's Studies* in Osteuropa (1). In einem zweiten Schritt beschäftigen wir uns mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit von R. W. Connell, da sich gezeigt hat, dass in der theoretischen Fundierung der Beiträge die meisten Autorinnen und Autoren auf dieses Konzept Bezug nehmen.¹⁴⁰ Zunächst stellen wir kurz zentrale Prämissen des Konzepts vor und diskutieren drei theoretische Unschärfen, welche in den Beiträgen dieses Bandes relevant sind (2.1). Danach überprüfen wir die Übertragbarkeit des Konzepts auf sozialistische Gesellschaften (2.2), um abschließend die Erweiterung der Theorie auf die komplexen Verhältnisse postsozialistischer Gesellschaften in einer globalisierten Welt zu untersuchen (2.3). Entsprechend dieser Logik wird in Bezug auf die Darstellungsinhalte im dritten Kapitel versucht, die Querverbindungen zwischen den einzelnen Beiträgen sichtbar zu machen: Welche Gemeinsamkeiten zwischen den Ländern werden erkennbar, welche signifikanten Unterschiede und welche Forschungsdesiderate zeigen sich? So können – jenseits der nationalen oder lokalen Unterschiede zwischen den Konstrukten der einzelnen osteuropäischen Länder – einige allgemeine Aussagen zu den Transformationsprozessen von Männlichkeiten und Geschlechterverhältnissen in Osteuropa insgesamt getroffen werden.

¹³⁹ Dieser Beitrag beendet die von mir herausgegebene Tagungspublikation „Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt“. Die im Buch publizierten Artikel auf die sich die Zusammenfassung und Diskussion beziehen, sind im Literaturverzeichnis vollständig aufgeführt.

¹⁴⁰ Auf eine Diskussion des Konzepts männlicher Habitus von Pierre Bourdieu, auf das sich Elena Roždestvenskaja, Ana Luleva und Holger Brandes beziehen, verzichten wir in diesem Beitrag aus Platzgründen. Auch die genannten Autorinnen und der Autor setzen sich zugleich mit dem theoretischen Konstrukt der hegemonialen Männlichkeit auseinander.

1. Forschungslage

Seit Mitte der 1970er Jahre entwickelten sich in den USA in Auseinandersetzung mit der feministischen Theoriebildung und den *Gay Studies* die *Men's Studies*. In Deutschland erschienen zehn Jahre später einige grundlegende und wegweisende Sammelbände, welche versuchten, die *Men's Studies* auch hier „als neues und notwendiges Forschungsgebiet zu begründen“ (Walter 2000, 98). Seit den 1990er Jahren hat sich eine Männlichkeitsforschung in den einzelnen Disziplinen unterschiedlich stark etabliert. So kann etwa in den Geschichtswissenschaften und den Kulturwissenschaften von einer Institutionalisierung gesprochen werden, während dies für die Soziologie und die Literaturwissenschaft in dieser Weise nicht gilt (Bereswill/Meuser/Scholz 2007a).

Die Forschungen der in den USA und Westeuropa inzwischen fest etablierten *Men's Studies* fokussieren historische, besonders aber gegenwärtige Probleme der eigenen Länder und verknüpfen die Forschung häufig mit aktuellen, konkret-praktischen Handlungsfeldern, wie z. B. mit dem Bereich von Therapie, Gewaltprävention bei männlichen Jugendlichen oder Männergruppen. Die zunehmende Differenzierung der Forschungen einerseits und die gesellschaftlichen Entwicklungen hin zu der viel besprochenen Globalisierung andererseits lassen den Blick der *Men's Studies* zunehmend die nationalen Grenzen überschreiten und international sowie komparatistisch operieren. Obwohl also Männer und Männlichkeiten mehr und mehr als Untersuchungsgegenstände erkannt werden, welche im globalen Kontext zu betrachten sind, beschränkt sich dieser Blick indes auf den westlichen Teil der Welt – die Länder Osteuropas werden hierbei allenfalls cursorisch mit berücksichtigt (vgl. Connell 2005; Connell/Messerschmidt 2005).

Bereits ab den 1980er Jahren entwickelt sich in den osteuropäischen Ländern einschließlich der DDR eine Frauenforschung, eine ausdrückliche Befassung mit Männern und Männlichkeiten als eigenem Untersuchungsgegenstand und nicht nur als Negativfolie in Bezug auf die als Opfer männlicher Gewalt gedachten Frauen findet jedoch erst im Rahmen der *Gender Studies* statt. Diese konstituieren sich seit der politischen Transformation wiederum in den einzelnen Ländern unterschiedlich stark (vgl. den Überblick in Jähnert et al. 2001). Einer der Gründe hierfür ist darin zu finden, dass in den postsozialistischen Ländern aufgrund des Systemwechsels eine besondere und komplexe Situation vorliegt, so dass sich die Forschenden nicht unproblematisch an den westlichen Theoriediskurs anschließen können. Stattdessen müssen sie eigene theoretische Konzepte erarbeiten oder die bestehenden modifizieren.

Mittlerweile etabliert sich das Thema Männer und Männlichkeiten auch in Osteuropa zunehmend.¹⁴¹ Die in diesem Band versammelten Autorinnen aus osteuropäischen Ländern (bes. Ana Luleva, Elena Müller, Monika Szczepaniak, Elena Roždestvenskaja¹⁴²) stehen für diese Forschung und haben bereits einige grundlegende Untersuchungen vorgelegt, auf die in diesem Beitrag erweiternd Bezug genommen wird (vgl. Luleva 2005a; Müller 2006; Szczepaniak 2007; Mesherkina 1999; Meščerkina-Roždestvenskaja 2002a; 2002b; ebenfalls Scholz 2004a für die DDR/Ostdeutschland). Erwähnenswert sind außerdem der von Sergej Ušakin in Russland herausgegebene Band *O Muže(N)stvennosti* (Über Männlichkeit, 2002) und das 2001 gegründete Netzwerk *Critical Research on Men in Europe* (CROME), welches aus west- und osteuropäischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern besteht und die Länder Osteuropas ausdrücklich integriert (vgl. dazu insbesondere den Sammelband Novikova/Kambourov 2003).

Mit den im vorliegenden Band versammelten Aufsätzen haben wir zwei Ziele ins Visier genommen: Erstens möchten wir die osteuropäischen Forschungen zu Männlichkeiten dem deutschsprachigen Publikum bekannt machen. Zweitens möchten wir gemeinsam mit den osteuropäischen Forscherinnen einen Beitrag dazu leisten, die nach wie vor bestehenden Forschungsdesiderate in Bezug auf Männlichkeitskonstrukte in Osteuropa zu verringern und die Länder Osteuropas in die Debatten um die Globalisierung mit einzubeziehen.

2. Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit und seine Übertragbarkeit auf sozialistische und postsozialistische Gesellschaften

Wie bereits in der Einleitung erwähnt, setzen sich die Beiträge dieses Bandes in unterschiedlichem Maße mit dem Hegemoniekonzept von Connell auseinander – in der einen oder anderen Weise nehmen indes alle Autorinnen und Autoren darauf Bezug, denn immer geht es in den Beiträgen auch um die Frage, welche Form von Männlichkeit zu welcher Zeit die dominante war und ist, wie und warum sich (hegemoniale) Männlichkeit unter den sich verändernden gesellschaftlichen Bedingungen verändert und in wel-

¹⁴¹ In Polen und Bulgarien beispielsweise gibt es den Angaben der Autorinnen in diesem Band zufolge so gut wie keine Männlichkeitsforschung, stattdessen dominiert in den *Gender Studies* noch der Fokus auf Weiblichkeit. Bisher liegen nur einzelne, kleinere Beiträge zu Männlichkeiten vor. In Russland entwickelt sich die Männlichkeitsforschung bereits seit der Mitte der 1970er Jahre und ist hier am stärksten etabliert.

¹⁴² Die Autorin Elena Roždestvenskaja hat früher unter den Namen Meščerkina und Meščerkina-Roždestvenskaja veröffentlicht. In englischsprachigen Publikationen werden die Namen folgendermaßen transliteriert: Meshcherkina, Mesherkina und Rozhdestvenskaya.

cher Beziehung die dominante Männlichkeitsform zu untergeordneten oder gar unterdrückten Männlichkeiten sowie zu Weiblichkeiten stand und steht. Im folgenden Abschnitt fassen wir die zentralen Aspekte des Konzepts der hegemonialen Männlichkeit zusammen und gehen auf theoretische Unschärfen ein, die sich bei der Anwendung des Konzepts in den Beiträgen abzeichnen. In einem zweiten Schritt diskutieren wir die Übertragbarkeit des Konzepts auf sozialistische Gesellschaften. In den vergangenen Jahren hat Connell das Konzept der hegemonialen Männlichkeit außerdem stärker als in den früheren Arbeiten in einen globalen Kontext gestellt und ein theoretisches Gerüst für die Analyse aktueller Transformationsprozesse entworfen (Connell 2005; Connell/Messerschmidt 2005), welches wir als heuristischen Rahmen für die Analyse postsozialistischer Gesellschaften nutzen möchten.

Prämissen und theoretische Unschärfen des Konzepts hegemoniale Männlichkeit

Wie kein anderes wurde und wird das Konzept der hegemonialen Männlichkeit rezipiert, welches von Tim Carrigan, R. W. Connell und John Lee 1985 in dem programmatischen Aufsatz *Towards a New Sociology of Masculinity* entwickelt und in den darauf folgenden Jahren von Connell weitergeführt wurde. Es dominiert die gesamte soziologische und geisteswissenschaftliche Männlichkeitsforschung. Eine der Ursachen für den Erfolg des Konzepts ist sicherlich, dass es von den Autoren so offen konzipiert wurde, dass für jeden Forschenden Anschlussmöglichkeiten und Potentiale für Weiterentwicklungen existieren (vgl. dazu u. a. Dinges 2005; Meuser/Scholz 2005). Gleichzeitig resultieren aus dieser Offenheit auch die theoretischen Unschärfen, auf die wir – nach einer kurzen Darstellung der wichtigsten Prämissen der Theorie – in Bezug auf die vorliegenden Beiträge eingehen werden.

Unter hegemonialer Männlichkeit verstehen Carrigan, Connell und Lee die Form von Männlichkeit, die in einem historisch und national gegebenen gesellschaftlichen Kontext die vorherrschende ist und die über andere Formen von Männlichkeit ebenso wie über Weiblichkeit dominiert. Damit sind (unter anderem) zwei Aussagen getroffen, die grundlegend für das Konzept sind und die zu der Zeit seiner Entstehung neu waren: Erstens wird damit gesagt, dass es nicht nur *eine* Männlichkeit gibt, sondern verschiedene Formen von Männlichkeit, und dass lediglich eine davon die dominante ist. Zweitens impliziert diese Konzeptualisierung, dass Männlichkeit kein ahistorisches Phänomen ist, sondern in Wechselwirkung mit historischen Rahmenbedingungen steht. Ein

wichtiger Baustein des Hegemoniekonzepts ist außerdem die Tatsache, dass es sich bei der hegemonialen Männlichkeit nur um ein ideales Konstrukt handelt, dem folglich lediglich von sehr wenigen Männern wirklich entsprochen werden kann, während gleichzeitig ein großer Teil der Männer virtuell daran partizipiert. Viele Subjekte und Gruppen einer Gesellschaft wirken jedoch an der Aufrechterhaltung der hegemonialen Männlichkeit mit. Das heißt, auch männliche Herrschaft reproduziert sich im Modus der Hegemonie, durch das Einverständnis der Unterworfenen mit dem Herrschaftsverhältnis. Wenn die jeweilige hegemoniale Männlichkeit ihren Status des unhinterfragt Gegebenen verliert und offensiv verteidigt werden muss, kann es zu Gewaltanwendungen kommen.

Bei aller Nachvollziehbarkeit weist das Konzept der hegemonialen Männlichkeit doch zahlreiche Widersprüche und Probleme auf, die im Laufe der Zeit von Forscherinnen und Forschern unterschiedlichster Disziplinen, aber auch von den Autoren selbst aufgedeckt wurden. Die Unschärfen des Konzepts ausführlich zu referieren, würde den Rahmen des vorliegenden Beitrags überschreiten, außerdem existieren bereits sehr gute Darstellungen dieser Art (z. B. Dinges 2005; Hearn 2003; Meuser 2006a; 2006c; Tosh 2004; aber auch Connell/Messerschmidt 2005). Wir möchten an dieser Stelle nur drei Punkte diskutieren, die in den Beiträgen des vorliegenden Bandes besonders augenfällig werden.

1. Zum einen handelt es sich um die *Unterscheidung zwischen realen Männern und Männlichkeitskonstrukten*. Obwohl es sich nach Connell bei hegemonialer Männlichkeit um ein (ideales) Konstrukt handelt, wird dieses Männlichkeitskonstrukt in den Untersuchungen und Diskussionen immer wieder mit dem Handeln realer Männer vermischt (vgl. auch die empirischen Analysen in Connell 1999). Dies ist Connells Anliegen geschuldet, zugleich Aussagen über den Wandel in den sozialen Praxen der Männer zu treffen. Diese theoretische Unschärfe kann sowohl für soziologische als auch für geisteswissenschaftliche (etwa historische, kunsthistorische oder literaturwissenschaftliche) Untersuchungen ein Problem werden. In soziologischen Untersuchungen stellt sich beispielsweise die Frage, ob das, was Männer tun, auch mit Männlichkeit gleichzusetzen sei. In anderen Forschungen, die auf der Grundlage von Texten, Bildern und Filmen, also sekundärem Untersuchungsmaterial, basieren, die sich also per se mit diskursiven Konstrukten auseinandersetzen, ist zu fragen, inwiefern auf die Männlichkeitsvorstellungen von Individuen und auf die realen Subjekte selbst rückgeschlossen werden kann (vgl. hierzu die Beiträge von Dreke/Stölting, Głuchowska, Müller, Scholz, Szczepaniak, Willms). Connells Konzept beinhaltet also implizit eine „Doppelung“ (Din-

ges 2005, 11): Hegemoniale Männlichkeit fungiert zum einen als eine „kulturelle Orientierung“, in dieser Hinsicht ist sie eine „Zielvorgabe“, die die Aufrechterhaltung der männlichen Herrschaft gewährleisten soll. Zum anderen ist hegemoniale Männlichkeit aber auch „alltägliche Praxis“.

2. Ein zweites Problem des Konzepts der hegemonialen Männlichkeit, welches sich aus den vorliegenden Beiträgen herauskristallisiert, besteht darin, dass man zwar von verschiedenen Männlichkeiten spricht, jedoch nur von *einer hegemonialen Männlichkeit* (pro Land und jeweiligem historischen Zeitpunkt). Prinzipiell ist zu fragen, ob nicht verschiedene gesellschaftliche Gruppen auch unterschiedliche hegemoniale Männlichkeitskonstrukte entwerfen. Denkbar wäre auch eine Art Baukastenprinzip, nach dem die unterschiedlichen Gruppen einzelne Teile eines breit angelegten Konzepts übernehmen, andere dagegen verwerfen. In fast allen Beiträgen wird deutlich, dass das Hegemoniekonzept in Bezug auf diese Fragestellung gerade dann modifiziert werden muss, wenn es auf die sozialistischen und postsozialistischen Gesellschaften angewendet wird. Dieser Punkt wird im nächsten Kapitel zur Übertragbarkeit des Hegemoniekonzepts auf die sozialistischen und postsozialistischen Gesellschaften Osteuropas genauer diskutiert.

3. Die dritte Unschärfe, die jedoch nur mittelbar aus Connells Theorie folgt, betrifft das *Konzept der Krise von Männlichkeitskonstrukten und realen Männern*. Connell grenzt sich von der Vorstellung einer „Krise der Männlichkeit“ ab, denn der Begriff der Krise setzt ein in sich kohärentes System voraus. Da jedoch Männlichkeit eine „Konfiguration von Praxis“ (Connell 1999, 105) ist, kann Männlichkeit nur erschüttert oder transformiert werden. Hingegen kann die Geschlechterordnung in eine Krise geraten, die sich dann auf Männlichkeiten auswirken kann. Im Anschluss an Jürgen Habermas bevorzugt Connell den Begriff der „Krisentendenz“ (Habermas 1973, zit. n. Connell, ebd.). Damit ist ein Zusammenhang von gesellschaftlichem Wandel, Veränderungen in der Geschlechterordnung und Transformationen von Männlichkeiten formuliert, der jedoch nicht hinreichend zu den sozialen Praxen der Männer vermittelt wird.

Generell ist zu konstatieren, dass in der Männlichkeitsforschung die Rede von einer Männlichkeitskrise weit verbreitet ist (vgl. Matschukat/Stieglitz 2005; Erhart 2005). Der nicht korrekt übersetzte deutsche Titel von Connells *Masculinities* (1995), *Der gemachte Mann. Männlichkeitskonstruktionen und Krise der Männlichkeit*, kann selbst als Ausdruck dieses Krisendiskurses angesehen werden und dürfte gleichzeitig nicht unwesentlich zu seiner Fortschreibung beigetragen haben. Im Folgenden systematisieren

wir, in welchen Bezügen und mit welchen inhaltlichen Schwerpunkten die Autorinnen und Autoren dieses Bandes das Konzept der Krise einsetzen.

Wenn in den vorliegenden Beiträgen von einer „Krise der Männlichkeit“ die Rede ist, meint dies erstens ein Interdependenzverhältnis zwischen Transformationen in einer Gesellschaft und dem Wandel von (Geschlechter-)Konstrukten. Dass eine Wechselwirkung zwischen konkreten politisch-historischen Ereignissen und den in einer Gesellschaft herrschenden Konstrukten besteht, ist leicht nachvollziehbar; *wie* man sich das Verhältnis zwischen beiden Seiten jedoch genau vorstellen kann, ist eine unbeantwortete Frage. In älteren Forschungen ist man stets davon ausgegangen, dass von außen kommende Veränderungen auf politischer, ökonomischer, sozialer oder kultureller Ebene oder auch Bedrohungen von außen Krisen in der Geschlechterordnung im Allgemeinen und der Männlichkeit im Besonderen auslösen. Dabei blieb jedoch ungeklärt, wie „ein solches Zusammenspiel eines angeblichen *Äußeren* und eines angeblichen *Inneren* genau zu konzeptionalisieren wäre“ (Martschukat/Stieglitz 2005, 85). So zeigen Martschukat und Stieglitz, dass auch die umgekehrte Richtung möglich ist, nämlich, dass spezifische Geschlechterkonzepte Ereignisse wie z. B. Kriege bedingen können (ebd., 88). Walter Erhart (2005, z. B. 174) verwirft die Trennung in Außen und Innen und die populärwissenschaftliche Vorstellung einer die „Krise“ auslösenden, von außen kommenden Bedrohung männlicher Macht noch konsequenter, wenn er von der Krise als dem Männlichkeitskonstrukt inhärent spricht (vgl. den Beitrag von Tholen). Die Aufsätze in diesem Band können zumindest zeigen, dass eine Verschärfung auf der einen Seite mit einer entsprechenden Zuspitzung auf der anderen Seite Hand in Hand geht: Die radikalen realgesellschaftlichen Veränderungen in Osteuropa nach 1989 stehen einer Infragestellung der vorherrschenden Geschlechterordnung und -konstrukte, einer Orientierungssuche und einer Neuformatierung von Geschlechter- und Hegemoniekonstrukten gegenüber. Umgekehrt erfolgt eine Stabilisierung auf der einen analog zu entsprechenden Konsolidierungstendenzen auf der anderen Seite.

Eine zweite Form der Verwendung des Krisenbegriffs impliziert, dass bestimmte herrschende Konstrukte oder einzelne Elemente des hegemonialen Konstrukts nicht mehr allgemein anerkannt werden. Gleich mehrere Beiträge (vgl. Müller, Roždestvenskaja, Willms) zeigen, wie durch das Ende der von Staat und Partei verordneten Normen, durch die gesellschaftlichen Veränderungen, durch einen allgemeinen Wandel der Geschlechterverhältnisse und vor allem durch die Veränderungen der Weiblichkeitskonstrukte die hegemonialen Männlichkeitskonstrukte nicht mehr lebbar sind. Dieser Zustand erzwingt eine Neuformatierung der hegemonialen Männlichkeit innerhalb der

homosozialen Gemeinschaft sowie ein Aushandeln zwischen den Geschlechtern innerhalb der gesamten Gemeinschaft.

Drittens können die Subjekte dieses Stadium des Wandels auch als „krisenhaft“ in einem negativen Sinne erleben, womit eine Ausweitung des Begriffs auf Männer angesprochen ist. In einem Teil der Beiträge (Gluchowska, Luleva, Szczepaniak, Willms) wird davon ausgegangen, dass die Veränderungen auf der diskursiven Ebene ein Vakuum produzieren, welches bei vielen männlichen Subjekten ein Gefühl der Orientierungslosigkeit und Krisenhaftigkeit hervorruft. Zu fragen ist jedoch, ob hier, wie bereits im ersten Punkt diskutiert, eine zu rasche Ineinssetzung von diskursiven Veränderungen mit alltäglichen Praktiken stattfindet, ohne dass die Alltagspraktiken selbst in den Blick genommen werden.

Die Übertragbarkeit des Hegemoniekonzepts auf sozialistische Gesellschaften

Zu Anfang haben wir bereits angedeutet, dass man die im Westen für westeuropäische und amerikanische kapitalistische Gesellschaften entwickelten theoretischen Konzepte nicht ohne eine kritische Revision auf die sozialistischen Verhältnisse osteuropäischer Länder einschließlich der DDR übertragen kann. Dies ist darauf zurückzuführen, dass das andere gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche System auch andere Voraussetzungen für die Konstruktion kultureller und sozialer Konstrukte geschaffen hat.

Die Spezifik des Sozialismus bestand darin, dass Geschlechterkonstrukte (genau wie andere Konstrukte auch) von der Staatsmacht autoritär gesetzt wurden. Auch die Konzepte von Männlichkeit bzw. hegemonialer Männlichkeit wurden „von oben“ verordnet. Anders als in westlichen, kapitalistischen Gesellschaften gab es stets ein klares Machtzentrum – das Politbüro der jeweiligen sozialistischen Einheitspartei und der damit verbundene politische Herrschaftsapparat –, welches das Konstrukt hegemonialer Männlichkeit ebenso wie das Konstrukt Weiblichkeit und die Ordnung der Geschlechter für die Zwecke des Systems schuf und durchsetzte. Im Unterschied dazu können Geschlechterkonstrukte in liberalen Gesellschaften im Prinzip frei gewählt werden, da diese hier nicht normativ „von oben“ gesetzt werden. De facto unterliegen jedoch auch hier die Individuen bestimmten Zwängen und sind nicht freie, genuine Schöpfer der Konstrukte.¹⁴³

¹⁴³ Wie genau sich in unserer heutigen, liberalen westlichen Gesellschaft Konstrukte von Männlichkeit, Weiblichkeit und Geschlechterverhältnissen und speziell von hegemonialer Männlichkeit

Ein weiterer Unterschied zwischen den sozialistischen und den kapitalistischen Gesellschaften bestand darin, dass in ersteren das Machtzentrum, welches die Geschlechterkonstrukte verordnete, klar erkennbar war – und damit auch angreifbar wurde. Während sich in westlichen liberalen Gesellschaften die Individuen in der (falschen) Gewissheit wiegen können, Herrscher über das eigene Schicksal zu sein, war für die Mitglieder der sozialistischen Gesellschaften Osteuropas und Ostdeutschlands die Machtzentrale, welche ihnen die Lebenskonstrukte vorschrieb, immer sichtbar, was vor allem in der Endphase des Sozialismus die Kritik schürte. Dies führte in einigen sozialistischen Ländern zur Entwicklung von Gegenmodellen, welche vor allem in der Untergrundkunst entworfen wurden. Hier wurden die bestehende Diskrepanz zwischen Norm und Realität sowie die Resultate dieser Verlogenheit aufgezeigt.

Ein drittes Spezifikum der sozialistischen Gesellschaften ist darin zu sehen, dass die sozialistischen Machtzentren für die Durchsetzung ihrer Konstrukte Gewalt und Repressionen angewendet haben. Das Verhältnis zwischen Hegemonie, Repression und Gewaltanwendung war in den einzelnen Ländern Osteuropas sehr unterschiedlich, war aber vor allem in den Anfangs- und Endphasen der Gesellschaften virulent.

Ein eindrückliches Beispiel für eine autoritäre Setzung von Geschlechterdiskursen ist die (Zwangs-)Emanzipation der Frauen in den sozialistischen Gesellschaften Osteuropas und Ostdeutschlands.¹⁴⁴ Die sozialistische Geschlechterordnung in den osteuropäischen Ländern sah mit der verordneten Emanzipation der Frauen eine Gleichberechtigung der Geschlechter vor. Die Realität wich von diesem Ideal indes insofern ab, als die Emanzipation und Gleichberechtigung der Frauen auf die Erwerbsarbeit beschränkt blieb und

entwickeln und in den Köpfen (und Körpern) der Gesellschaftsmitglieder festsetzen, wird man wohl nicht abschließend beantworten können. Wir können aber versuchen, den Unterschied zum sozialistischen System zu umreißen. Prinzipiell gilt, dass die Konstrukte im Westen nicht normativ „von oben“ gesetzt werden, sondern von jedem Individuum frei gewählt und auch modifiziert werden können. Vor dem Hintergrund einer solchen prinzipiellen Freiheit wäre jedoch eine viel größere Pluralität erwartbar, als es sie de facto gibt. Selbst wenn man von der Existenz mehrerer hegemonialer Männlichkeiten ausgeht (s. o.), ist die Fächerung der Hegemonie im globalen Kontext doch keine sehr große. Dies kann mit dem Funktionieren des Diskurses als des Trägers von Konstrukten erklärt werden: Das Subjekt ist weder Sklave noch freier Schöpfer des Diskurses, sondern es steht in einer komplexen Beziehung zum Diskurs, an dem es einerseits mitwirkt, dem es aber andererseits auch unterliegt. Das heißt, dass das „freie Individuum“ einer „freien Gesellschaft“ zwar die Möglichkeit hat, die diskursiven Konstrukte zu modifizieren, weiterzuentwickeln und zu verändern, dass es sich jedoch nicht aus dem herrschenden Diskurs grundsätzlich ausklinken kann. Scheinbar freie und individuelle Entscheidungen, Meinungen, Vorstellungen, Verkörperungen usw. sind also immer auch kollektiv vorgegeben. Wir gehen davon aus, dass vor allem die Massenmedien die diskursiven Konstrukte transportieren, an denen die Subjekte dann partizipieren.

¹⁴⁴ Hierauf gehen gleich mehrere Beiträge dieses Bandes ein, so zum Beispiel Luleva in Bezug auf die bulgarische Geschlechterordnung, Dreke und Stölting sowie Scholz in Bezug auf Ostdeutschland und Roždestvenskaja in Bezug auf Russland.

den Bereich der Familie ausschloss. Die Partizipation der Frauen an der Erwerbsarbeit bedeutete nämlich eine zusätzliche Arbeit für die Frauen, da die Männer umgekehrt nicht an Haushalt und Kindererziehung teilnahmen (vgl. das Konzept der „arbeitenden Mutter“). Parallel dazu herrschte die vorsozialistische Vorstellung, dass die Frauen für die Arbeit im Hause und die Erziehung der Kinder verantwortlich seien, während die Männer außerhalb des Hauses für den Unterhalt zuständig seien. Diskurs und gelebte Realität standen in einem Widerspruch zueinander, was die Inkonsequenz in der Durchsetzung der normativen Konstrukte illustriert: Der Staat hatte die Macht, die praktischen Abläufe der Berufsarbeit zu ändern, er hatte jedoch nicht die Macht, das Denken der Individuen zu ändern, welche (in diesem Fall) auf vorsozialistische, quasi archaische Diskurse zurückgriffen, nach denen die Frau für den Bereich des Inneren, der Mann für den des Äußeren zuständig sei. Darüber hinaus lag es auch nicht im Interesse des Staates, das Denken in dieser Hinsicht zu verändern, da dies einen Eingriff in die männliche Machtsphäre bedeutet hätte, welche es aus der Sicht der männlichen Machthaber unter allen Umständen zu bewahren galt. Die Diskrepanz zwischen Diskurs/Ideal und Realität war also ein Bestandteil des Systems.

Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt – Erweiterungen des Konzepts

In einem programmatischen Aufsatz konstatiert Connell (2005), dass sich die empirische Männlichkeitsforschung bisher zu sehr auf die Konstruktion von Männlichkeiten in partikularen Milieus oder Zeiten konzentriert habe, Männlichkeiten jedoch in einer stärker globalen Perspektive betrachtet werden müssten. Unter den Bedingungen der Globalisierung hat sich eine „world gender order“ (ebd., 72) herausgebildet, die einerseits mit den lokalen Genderordnungen interagiert. Diese Interaktion zwischen lokalen und globalen Genderordnungen verläuft über ökonomischen Wettbewerb, Neokolonialismus, Handel und Kommunikation. Andererseits werden aber auch neue Räume und Felder jenseits der einzelnen Länder und Regionen kreiert. Dazu gehören die trans- und multinationalen Kooperationen wie die Öl-, Auto- und Computerindustrie, Industrien der Telekommunikation, der „internationale Staat“ (Europäische Union, Vereinte Nationen etc.), die internationalen Medien und der globale Markt. Das Resultat der Verbindung beider Interaktionsformen ist ein partiell integriertes, sozial ausgesprochen ungleiches und turbulentes Set von Geschlechterrelationen mit globaler Reichweite, aber ungleichen lokalen Auswirkungen.

In den transnationalen Feldern konstituiert sich eine globalisierte Männlichkeit, für die Connell den Begriff „globalizing masculinity“ (ebd., 74) benutzt, um auf den *Prozess* der Globalisierung zu verweisen. Hegemoniale Männlichkeit entsteht seit den 1980er Jahren vor allem im Feld der globalen kapitalistischen Ökonomie. Connell bezeichnet sie als „transnational business masculinity“ (ebd., 77) und führt aus, dass die globale kapitalistische Ökonomie auch deshalb zum Schlüsselfeld der Konstruktion von Männlichkeiten wird, weil eine Identifikation der Männer mit der Arbeitswelt bereits in den meisten Gesellschaften etabliert ist. Die Analyse dieser Männlichkeit ist jedoch ausgesprochen schwierig. Die vorliegenden Untersuchungen zeigen kein einheitliches Ergebnis (vgl. den Überblick in Connell 2005; Connell/Wood 2005). Die gefundenen Unterschiede reflektieren laut Connell einerseits die Differenzen in der internationalen Kapitalistenklasse („international capitalist class“), können andererseits jedoch auch Resultat der Analyse unterschiedlicher Quellen sein. Als weitgehend übergreifende Merkmale lassen sich festhalten: eine begrenzte technische Rationalität, ein gesteigerter Egozentrismus, relativierte Loyalitäten gegenüber der eigenen Firma, ein sinkendes Verantwortungsgefühl für andere außer zur Imagepflege sowie eine libertine Sexualität mit einer Tendenz zu käuflichen Beziehungen zu Frauen. Diese Männlichkeit muss jedoch nicht von den Managern selbst verkörpert werden. Sie wird vor allem durch die Körper der Elitesportler repräsentiert. Deshalb werden besonders professionelle Sportevents zur Herstellung und Pflege von Netzwerken und Geschäftsanbahnungen genutzt. Generell werden Sport, Fitness und die äußere Erscheinung wichtiger, es lässt sich eine bewusste Kultivierung des Körpers feststellen (dazu auch ausführlich Connell/Wood 2005).

Im Gegensatz zu früheren Arbeiten differenzieren Connell und Messerschmidt nun zwischen verschiedenen Ebenen hegemonialer Männlichkeit (Connell/Messerschmidt 2005, 849): die lokale, die regionale und die globale Ebene. Diese Ebenen können sich wechselseitig beeinflussen. Die Autoren betonen dabei einerseits, dass die Dominanz der Globalisierung nicht überschätzt werden sollte, es könne auf der lokalen Ebene durchaus unterschiedliche hegemoniale Männlichkeiten geben. Dennoch gehen Connell und Messerschmidt andererseits von der Singularität hegemonialer Männlichkeit aus. Denn die verschiedenen Formen sind aus ihrer Perspektive im Sinne Wittgensteins familienähnlich („family resemblance“, ebd., 850). So ist ihrer Ansicht nach die beschriebene „transnational business masculinity“ sowohl auf einem regionalen als auch auf einem weltweiten Level hegemonial.

Zu fragen ist unserer Ansicht nach, ob durch eine solche Zentralsetzung einer bestimmten hegemonialen Männlichkeit nicht gerade die Komplexität der Interaktionen zwischen globalen und lokalen Männlichkeitskonstruktionen verdeckt wird. Im folgenden Abschnitt entwickeln wir die Idee einer Verflechtung der globalen mit der jeweiligen lokalen Genderordnung als einen heuristischen Rahmen für die Analyse der Transformation von Männlichkeiten in postsozialistischen Gesellschaften. Wie bereits weiter oben ausgeführt, erwähnt Connell die Geschlechterverhältnisse in postsozialistischen Ländern nur am Rande. Wir gehen erstens davon aus, dass auch die Transformationen osteuropäischer Geschlechterkonstrukte in einem globalen Rahmen zu verorten sind, und plädieren zweitens für ihre systematische Einbeziehung in die Männlichkeitsforschung. Langfristig ist eine komparative Analyse der Unterschiede und Ähnlichkeiten der Transformation postkolonialer und postsozialistischer Männlichkeiten wünschenswert. Aus einer solchen Forschungsperspektive ließen sich die Auswirkungen der Globalisierung genauer als bisher erfassen.

3. Männlichkeitskonstruktionen in den sozialistischen und postsozialistischen Gesellschaften Osteuropas – Empirische Befunde

In diesem Abschnitt sollen die inhaltlichen Ergebnisse des Wandels von Männlichkeitskonstruktionen in den postsozialistischen Ländern zusammengefasst werden. Da sich dieser Wandel vor dem Hintergrund sozialistischer Geschlechterverhältnisse und ihrer inhärenten Männlichkeits- und Weiblichkeitskonstrukte vollzieht, werden im ersten Abschnitt übergreifende Tendenzen und nationale Unterschiede sozialistischer Männlichkeiten dargestellt (3.1). Nach der politischen Wende 1989 entwickelte sich die DDR durch die rasche Wiedervereinigung mit Westdeutschland deutlich anders als die anderen untersuchten Länder. Deshalb wird der dortige Transformationsprozess zunächst separat behandelt (3.2), ehe wir auf die übergreifenden Entwicklungen in allen Ländern eingehen (3.3).

Männlichkeitskonstruktionen im Sozialismus

Die Beiträge zeigen erstens in Bezug auf die *hegemoniale Männlichkeit* im Sozialismus ein recht einheitliches Bild (vgl. Brandes, Luleva, Müller, Scholz, Szczepaniak). Die politischen Führungseliten kreierten sozialistische Helden, mittels derer sie nicht nur die politische, wirtschaftliche und kulturelle Macht der jeweiligen sozialistischen Einheitspartei legitimierten, sondern auch die männliche Herrschaft. Obwohl Partei und Staat in

allen sozialistischen Ländern für die Gleichberechtigung der Geschlechter eintraten und diese in entsprechenden Verfassungsartikeln und Gesetzen juristisch fundierten, waren doch alle sozialistischen Gesellschaften männlich dominierte Gesellschaften, in denen eine kleine politische Elite von Männern herrschte. Verdeckt und legitimiert wurde diese Herrschaft insbesondere durch die Schaffung von proletarischen Arbeitshelden und -heldinnen. Die bisher untergeordnete proletarische Männlichkeit des Industriearbeiters wurde nun als ideale Männlichkeitsform gesetzt. Das Spannungsverhältnis im Geschlechterverhältnis, welches aus der weiterbestehenden männlichen Herrschaft und der propagierten Gleichberechtigung der Geschlechter entstand, wurde entschärft, indem von den Parteien auch einige wenige weibliche sozialistische Helden geschaffen wurden, die aber nur auf einen ersten Blick wirklich gleichberechtigt waren (vgl. Scholz).

Darüber hinaus wurde die politische Herrschaft auch durch die autoritäre Schaffung politischer Führer-Helden und Krieger-Helden gerechtfertigt. Für die Kreation dieser militarisierten Heldentypen wurde auf die jeweiligen nationalen Befreiungskriege zurückgegriffen und die sozialistischen Heldenkonstrukte wurden nationalistisch fundiert. Dies galt auch in Bezug auf die Heroisierung der Kämpfer des Zweiten Weltkriegs. In dieser Hinsicht ist zwischen der DDR und den anderen sozialistischen Ländern ein wichtiger Unterschied festzustellen: Durch die nationalsozialistische Vergangenheit Deutschlands und die militärische Niederlage im Zweiten Weltkrieg konnte die DDR ihre Männlichkeitskonstrukte nicht offen militärisch und national begründen.

Die Setzung einer proletarischen hegemonialen Männlichkeit erwies sich nur für eine kurze Zeitspanne als tragfähig. In allen untersuchten Ländern lässt sich ein Wandel der sozialistischen Helden feststellen. Die Arbeitshelden blieben zwar bis zum Zusammenbruch des Sozialismus bedeutsam, verloren jedoch unter den sozialistischen Helden ihren hegemonialen Status. Sie wurden ab Ende der 1950er und in den 1960er Jahren durch die Sporthelden und die Kosmonauten abgelöst. Ab den 1970er Jahren wurden nur noch einige wenige neue Helden kreiert, die alle zur Riege der Kosmonauten gehörten. Diese Entwicklung kann als eine allmählich einsetzende Krise der sozialistischen Propaganda gedeutet werden.

Damit zusammenhängend lässt sich zweitens ab Ende der 1970er Jahre in allen untersuchten Ländern ein *Brüchigwerden der hegemonialen Männlichkeit* feststellen. Diese Entwicklung hing unmittelbar mit der ideologischen Krise zusammen. Da die sozialistischen Heldenfiguren in der Propaganda für die Legitimation der politischen Herrschaft eingesetzt wurden, zog die Infragestellung der Machtansprüche der politischen Elite

auch eine Kritik an den sozialistischen Helden nach sich. Diese Entwicklung zeigte sich sowohl in der Populärkultur als auch in den randständigen kulturellen Milieus (vgl. Dreke/Stölting, Müller, Scholz, Willms).

So lassen sich etwa die sowjetischen Filmkomödien der 1960er und 1970er Jahre als Kritik an der hegemonialen Männlichkeit lesen (vgl. Müller). Statt der starken jungen Heldensöhne der populären Filme in der Hochzeit des Stalinismus, waren die Filmprotagonisten nun entscheidungsunfähige Muttersöhnchen, die dem Idealbild des Helden geradezu konträr gegenüberstanden. Als schuldig an dieser Entwicklung galten die resoluten Mütter und Schwiegermütter, Lehrerinnen, Erzieherinnen und Abteilungsleiterinnen, unter deren Einfluss sich die (Schwieger-)Söhne nicht zu Männern, sondern zu „Memmen“ entwickelten. Eine ähnliche Argumentationslinie findet sich auch in dramatischen Werken der 1970er Jahre (vgl. Willms). In diesen Texten werden die männlichen Akteure als hochgradig beziehungs- und liebesgestört vorgestellt, die zu nichts und niemandem einen positiven Bezug entwickeln können und sich stattdessen dem Alkohol ergeben.

In den künstlerischen Werken wurde diese Entwicklung als eine „Krise der Männlichkeit“ gedeutet. Als zentrale Ursachen galten die Unterordnung der Männer unter die politische Elite, die fehlenden Entwicklungsmöglichkeiten in der Erwerbsarbeit und im politischen Bereich sowie die staatlich geförderte Übermacht der Frauen. Es ist bisher eine offene Forschungsfrage, inwieweit die Männer im sozialistischen Alltagsleben diese Konstellation als problematisch erfahren haben und daraus Krisen männlicher Identität oder, mit Bourdieu gesprochen (vgl. Bourdieu 1997), Verunsicherungen des männlichen Habitus folgten. Einige Untersuchungen (Marody/Giza-Poleszczuk 2000; Ritter 2001) deuten darauf hin, dass Männer und Frauen die fehlenden Möglichkeiten für Männer, als Familienernährer zu fungieren, sowie deren schwache Position in den von Frauen dominierten Familien als problematisch erfahren haben; umfangreiche Untersuchungen zu diesem Gegenstand fehlen jedoch bisher.

Mit der zunehmenden Kritik am sozialistischen System ist drittens auch die *Entwicklung von alternativen Männlichkeitskonstrukten* verbunden. So verweisen Elena Müller und Weertje Willms darauf, dass sich insbesondere in der sowjetischen *Intelligencija* eine Gegenkultur in Form privater Zirkel, inoffizieller kultureller Aufführungen und der sogenannten grauen Literatur bildete. Hier lassen sich Gegenentwürfe zum offiziellen sozialistischen Helden finden, die jedoch dem männlichen Heldenkonstrukt verbunden blieben. Als Helden galten in diesen Kreisen Männer, die sich der herrschenden Kultur entgegengestellt haben (Dekabristen, Weißgardisten aus den Jahren des russischen

Bürgerkriegs). Diese Helden zeichneten sich gegenüber den sozialistischen Helden durch eine größere Individualität aus.

Stärker als in allen anderen sozialistischen Ländern war die Kritik am sozialistischen Staat in Polen. Hier entstand zu Beginn der 1980er Jahre die Gewerkschaftsbewegung *Solidarność*, die sich als eine Verlängerung der romantischen Tradition aus der Zeit der Teilungen Polens bzw. aus der Zeit der Nicht-Existenz Polens auf der Karte Europas sah. Damit verbunden war die Wiederbelebung historischer Geschlechterkonstrukte: Anknüpfend an das Ritterethos und an den Mythos der *Mutter Polin* kämpften Männer und Frauen gemeinsam gegen den Staat (vgl. Głuchowska, auch Szczepaniak).

Insgesamt ist bisher kaum erforscht, inwieweit die oppositionellen Bewegungen in den osteuropäischen Ländern auch mit veränderten Geschlechterbildern und -arrangements einhergingen (vgl. zu diesem Aspekt auch Kraft 2006). Wenig untersucht ist auch, wie die politischen Führungen auf den Legitimationsverlust ihrer hegemonialen Männlichkeitskonstrukte reagierten. In dieser Hinsicht gilt es, das Verhältnis von Hegemonie, Repression und Gewalteinsetz zu untersuchen.

Ostdeutschland als Sonderfall

Während freilich schon während der Zeit des Sozialismus die Ausprägungen in den einzelnen osteuropäischen Ländern und der DDR nicht identisch waren, scheinen sich nach der Wende die neuen Bundesländer stärker von den allgemeinen Entwicklungen in Osteuropa zu entfernen als die anderen osteuropäischen Länder. Ostdeutschland teilte mit den Ländern Osteuropas 45 Jahre lang das sozialistische System und erhielt damit eine gesellschaftliche, politische, ökonomische und kulturelle Prägung, welche sich von dem Westteil Deutschlands stark unterschied. Doch verbinden die beiden Teile Deutschlands ältere gemeinsame historische und kulturelle Wurzeln und die gemeinsame Sprache. Da alle Länder nach der Wende in der einen oder anderen Weise auch auf die präsozialistischen Traditionen zurückgreifen, ist es nicht verwunderlich, dass Ostdeutschland sich nun von den Entwicklungen in Osteuropa entfernt. Denn mit der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten findet – wie allgemein bekannt und vielfach kritisiert – eine weitgehende Übernahme westdeutscher kultureller Muster und Diskurse in Ostdeutschland statt. Dies gilt auch in Bezug auf Männlichkeitskonstrukte.

Holger Brandes zeigt in seinem Aufsatz, dass sich die ostdeutschen Männer nun mit dem westlichen hegemonialen Männlichkeitsmuster auseinandersetzen müssen. Er geht davon aus, dass die von Connell beschriebene transnationale Unternehmerränn-

lichkeit seit den 1980er Jahren in Westdeutschland hegemonial ist. Dieses globale Männlichkeitsmuster hat im westdeutschen Kontext eine spezifische Prägung erfahren: Es ist durch die Kultur der modernen Mittel- und Oberschichten geprägt und zeichnet sich durch die Verfügung über ökonomisches Kapital und Statussymbole, beruflichen Erfolg, eine ausgeprägte Konkurrenz- und Dominanzfähigkeit sowie Erfolg bei Frauen aus. Bis auf die Bedeutsamkeit von Berufsarbeit unterscheidet sich diese hegemoniale Männlichkeit entscheidend von der kleinbürgerlich-proletarisch geprägten Männlichkeit der DDR.

Die hegemoniale Männlichkeit der DDR wird nach der Wiedervereinigung zunehmend marginalisiert. Dies zeigt sich auf der kulturellen Ebene etwa in der Kriminalserie *Polizei* 110 (vgl. Dreke/Stölting): Unmittelbar nach der politischen Wende im Herbst 1989 beginnt die Demontage der idealen Männer, und im letzten Film vor der Neukonzipierung der Serie (1991) scheitert der Hauptkommissar, der paradigmatisch den hegemonialen Männlichkeitstypus verkörperte, bei der Aufklärung eines Verbrechens. Desillusioniert

übergibt er seinen Job einem westdeutschen Kollegen. Damit sind bereits die sozialen Machtverhältnisse angesprochen. Machtpositionen in Wirtschaft, Politik, Kultur und Wissenschaft werden nun, so Brandes, durch westdeutsche Männer besetzt oder durch ostdeutsche, die sich zumindest äußerlich dem westdeutschen Männlichkeitsmuster angepasst haben. Doch obwohl, wie Brandes betont, das westdeutsche Männlichkeitsmuster in Deutschland hegemonial geworden ist, zeigen sich bis heute gravierende Unterschiede im ost- und westdeutschen Geschlechterverhältnis (vgl. auch Scholz 2004a; Schäfer et al. 2005), die dafür sprechen, dass sich auf der Alltagsebene bisher keine vollständige Anpassung an das westdeutsche Muster vollzogen hat. Die kulturellen und sozialen Konstrukte und Diskurse, die sich in der DDR entwickelt und verankert haben, wirken nach und amalgamieren sich in spezifischer Weise mit den westdeutschen Mustern.

Postsozialistische Männlichkeitskonstrukte

In allen untersuchten Ländern Osteuropas entsteht nach dem Zusammenbruch des Sozialismus zunächst ein Wertevakuum, und es folgt eine Phase der Neuorientierung, welche inzwischen auf teils ähnliche, teils unterschiedliche Weise weitgehend abgeschlossen ist. Im Folgenden wird gezeigt, dass die lokalen Männlichkeitskonstrukte in Osteuropa im Zuge ihrer Neuformatierung auf ihre jeweilige Geschichte und Tradition

rekurrieren, das heißt auf die präsozialistische, aber auch auf die sozialistische. Damit entwickeln sich in den einzelnen osteuropäischen Ländern Hegemonie-, Männlichkeits- und Geschlechterkonstrukte, die in einem schillernden Spannungsverhältnis von globalen, allgemein sozialistisch-osteuropäischen und länderspezifisch-lokalen Formen stehen.

Mit der Entstehung von freien Märkten und Privateigentum setzt sich, wie bereits angedeutet, erstens in allen untersuchten Ländern *die globale Unternehmergeit als ein hegemoniales Männlichkeitsmuster* durch (vgl. Luleva, Müller, Roždestvenskaja, Szczepaniak, Willms). Dies hängt nicht zuletzt mit der beruflichen Orientierung der Männer zusammen, die bereits im Sozialismus zentraler Bestandteil des Männlichkeitskonstrukts war und sich als wichtiger Anknüpfungspunkt unter den neuen kapitalistischen Wirtschaftsstrukturen erweist (vgl. insbesondere Roždestvenskaja). Es bilden sich spezifische lokale Varianten dieses Männlichkeitsmusters heraus, die mit dem globalen Muster interagieren. Diese Interaktionen sind nicht eindeutig hierarchisch, sondern transnationale und lokale Männlichkeiten stehen nebeneinander oder vermischen sich. Insofern bestätigt sich unsere Vermutung, dass aktuell nicht von einer einzigen globalen hegemonialen Männlichkeit auszugehen ist. Die transnationale Unternehmergeit ist vielmehr auf der lokalen Ebene eine von mehreren möglichen Formen. Dieser Zusammenhang wird im Folgenden genauer dargestellt.

Elena Müller formuliert die These von einer aktuellen Verschmelzung von Manager- und Heldenmännlichkeit, die mit einer Verbindung von Ober- und Unterschichtenmännlichkeit einhergeht: Intellektuelles Potential und die symbolische Macht des Geldes verbinden sich mit einem Kult körperlicher Stärke. Für die Autorin zeigt sich diese „hybride hegemoniale Männlichkeit“ exemplarisch in der Figur des Staatspräsidenten Putin. Diese Verschmelzung ist Resultat einer spezifischen historischen Entwicklung. Die 1990er Jahre waren in Russland von einem enormen wirtschaftlichen Aufschwung geprägt, von dem vor allem sehr junge Männer profitierten. Der Aufschwung war oft mit kriminellen Machenschaften verbunden. In der populären Kultur tauchte die Figur des Kriminellen als neuer zeitgemäßer Held auf, der sich durch Individualität und eine explizite Abgrenzung vom Kollektivismus auszeichnete. Deutlich wird in diesem Zusammenhang, dass die ideale Männlichkeit weiter mit dem Heldenkonstrukt verknüpft blieb. Mit dem Machtantritt von Präsident Putin wandelt sich dieses Konstrukt erneut. Der Held des beginnenden Jahrtausends ist wieder ein staatlicher Held, der sich als gesetzestreuer Soldat und Polizist um sein Land und sein Volk sorgt. Diese Transformation kor-

respondiert mit der wirtschaftlichen Entwicklung, die nun (erneut), ebenso wie die Medien, unter staatlicher Kontrolle stehen.

Eine ähnliche Transformation zeichnet sich in Bulgarien ab. Mit dem Zusammenbruch des Sozialismus entstand mit der Bildung von Privateigentum und einem freien Markt ein neuer sozialer Raum, in dem sich neue Hierarchien unter Männern konstituierten, die mit einer Zurückdrängung der Frauen in die private Sphäre und den informellen Wirtschaftssektor verbunden war (vgl. dazu auch Luleva 2008). Ana Luleva konstatiert das Nebeneinander einer transnationalen Unternehmerrännlichkeit, die von sogenannten Yuppies vertreten wird, und einer spezifisch bulgarischen Unternehmerrännlichkeit. Charakteristisch für den bulgarischen Unternehmer war eine „Macho-Kultur“: Das Geschäftsleben galt als Kampf, und der freie Markt als Schlachtfeld, weshalb der ideale Unternehmer militärische Eigenschaften haben musste. Es herrschte das Recht des Stärkeren. Frauen kam in dieser Kultur die Rolle eines Objekts und Attributs zu. Luleva stellt, ebenso wie Müller, eine allmähliche Veränderung bei den neuen Unternehmern fest: Kriminelle Strategien, verbunden mit einem hypermaskulinen Auftreten, gehen zurück, die Geschäfte werden legalisiert, und das männliche Auftreten wird seriöser. Seit dem EU-Beitritt werden die nationalen Elemente des Männlichkeitskonstrukts gestärkt, und es findet generell ein Wiederaufleben nationalistischer Männlichkeit statt. Diese ist explizit mit einem Rekurs auf die Beschützer- und Ernährerefunktion von Männern verbunden.

Zweitens lässt sich, wie hierdurch bereits angedeutet, durchgängig eine *Aufwertung militarisierter Männlichkeitsmuster* feststellen, was wiederum lokal und historisch begründet ist (Ostdeutschland bildet hier die Ausnahme). In dieser Hinsicht ist nach dem Zusammenbruch des Militärbündnisses Warschauer Pakt seit Anfang des Jahrtausends ein erneutes Erstarken der nationalen Armeen zu konstatieren. Diese Entwicklung ist jedoch kein Alleinstellungsmerkmal postsozialistischer Männlichkeiten, sondern muss in einen globalen Kontext eingeordnet werden. Seit dem Ende des Kalten Kriegs haben sich weltweit die Formen kriegerischer Auseinandersetzungen grundlegend verändert. An die Stelle symmetrischer zwischenstaatlicher Kriege sind vielfältige neue asymmetrische innerstaatliche Auseinandersetzungen und terroristische Angriffe getreten, die unter dem Begriff der „neuen Kriege“ (Münkler 2002) zusammengefasst werden. In diese Auseinandersetzungen sind auch die Armeen der postsozialistischen Länder auf unterschiedliche Weise involviert.

Insbesondere in Russland wird die militarisierte Männlichkeit aufgewertet, was sich unter anderem auch in der Populärkultur niederschlägt (vgl. Müller). So gibt es eine

Fülle von Kinofilmen und Fernsehserien, in denen Polizisten und Sondereinheiten agieren. Darüber hinaus findet in den letzten Jahren eine Auseinandersetzung mit der sowjetischen Militärgeschichte statt, die zu einer erneuten Verehrung der Kämpfer des Zweiten Weltkriegs, aber auch des Afghanistankriegs führt. Diese Entwicklung manifestiert sich ebenso anhand der Produktion entsprechender populärer Filme, die auch eine Stärkung des Nationalbewusstseins fördern sollen. Damit einher geht eine Übernahme von militärischen Männlichkeitselementen bei der Inszenierung von Politikern. Dies zeigt sich für den russischen Kontext wiederum vor allem bei Staatspräsident Putin, der bei politischen Anlässen bisweilen in Militäruniform auftritt. Eine ähnliche Entwicklung macht sich in Bulgarien bemerkbar (vgl. Luleva): In der Person des Politikers und Generals Bojko Borisov verbindet sich die bulgarische Unternehmergeiermännlichkeit mit einer militärischen Männlichkeit.

Obwohl auch global ein starker Zusammenhang von Männlichkeit und Militarismus besteht, der nicht nur auf der Ebene der Institutionalisierung in Form von nationalen Armeen und Militärbündnissen eine Rolle spielt, sondern sich auch in der Populärkultur niederschlägt (etwa in Spielfilmen, Computerspielen und Bekleidung), muss man konstatieren, dass dieser Aspekt in der Männlichkeitsforschung bisher eine völlig untergeordnete Rolle spielt (Higate/Hopton 2005). In Forschungen zu Militär und Krieg hingegen wird der Zusammenhang von Männlichkeit und Militär anthropologisch fundiert. Hier lässt sich gerade in den vergangenen Jahren eine Tendenz erkennen, den Geschlechteraspekt als natürlich zu begreifen und gar nicht erst die Frage nach der männlichen Codierung von Militär und Krieg zu stellen (ebd.; Apelt 2005).

Neben den beschriebenen Remaskulinisierungsprozessen und dem damit verbundenen Erstarren patriarchaler Strukturen in den lokalen Genderordnungen der untersuchten Länder finden sich nach der Wende drittens jedoch gleichzeitig *kritische Auseinandersetzungen* mit traditionellen, sowohl globalen als auch lokalen Männlichkeitsmustern sowie *Ansätze zu partnerschaftlichen Männlichkeitskonstrukten*. Letzteres scheint, wie die Beiträge zeigen, vor allem für Polen zuzutreffen. Zu konstatieren ist jedoch, dass sich nur der Blick der polnischen Autorinnen in diesem Band dezidiert auf künstlerische „Gegenbilder“ richtet, in dieser Hinsicht ist demnach ein (weiterer) Forschungsbedarf festzustellen.

Sowohl Monika Szczepaniak als auch Lidia Głuchowska zeigen in ihren Beiträgen, dass sich seit der politischen Wende 1989 in Polen sehr widersprüchliche Entwicklungen vollziehen. Auf der einen Seite ist eine Reaktivierung traditioneller Männlichkeitsmuster und eine Verfestigung der Geschlechterdifferenz mit einer entsprechenden Arbeitstei-

lung zu erkennen, auf der anderen Seite ist jedoch eine Dekonstruktion traditioneller Rollenmuster und Geschlechterzuschreibungen in der Literatur, in der bildenden und in der darstellenden Kunst zu beobachten. So geraten etwa die negativen Folgen der Unternehmermännlichkeit in den Blick, es findet eine kritische Betrachtung der traditionellen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung statt, und Künstlerinnen und Künstler setzen sich mit den historischen und kulturellen Mythen aus der Zeit der nationalen Kämpfe und dem polnischen Ritterethos auseinander. Eine weitere Thematik sind die emotionalen Bindungsstrukturen, die in Idealbildern von beziehungsfähigen Männern und aktiven Vätern entworfen werden. Szczepaniak spricht insgesamt von einer „Hybridisierung der Kultur“ und sieht darin auch eine Chance, festgefahrene Geschlechtergrenzen zu erweitern und ein demokratisches Geschlechtersystem aufzubauen.

Eine kritische Auseinandersetzung mit den neuen Männlichkeitsbildern findet sich auch in der russischen Literatur, wie Weertje Willms zeigt. Hier wird eine „Krise der Männlichkeit“ konstatiert. Ebenso wie in sozialistischen Zeiten ist der männliche Protagonist schwach, passiv, unselbständig, hat keine positiven Beziehungen, ist liebesunfähig und beziehungsgestört. Im Gegensatz dazu sind nun aber die Frauen selbständiger und egoistischer geworden und leiden nicht mehr unter den schwachen Männern, sondern gehen ohne feste Beziehungen eigenständig ihren Weg. Nun sucht der Held im Rückgriff auf uralte Lösungsmuster sein Glück, wie beispielsweise in einer konventionellen Beziehung mit Kind oder der Religion, was ihm indes beides keinen Ausweg aus der Krise bietet und so flieht er in die Scheinwelt der Drogen.

Diese *Krise der Männlichkeit* wird viertens auch für die realen Männer in den postsozialistischen Staaten konstatiert. Für den polnischen Kontext stellen die Autorinnen fest, dass es den meisten Männern in der aktuellen wirtschaftlichen und politischen Situation nicht gelingt, die neuen und die traditionellen Leitbilder umzusetzen, weshalb im öffentlichen Diskurs zunehmend von einer „Krise der Männlichkeit“ die Rede ist (vgl. Głuchowska, Szczepaniak). Ähnliches gilt für den bulgarischen Kontext. In dem neuen nationalistischen Diskurs wird das Versagen bulgarischer Männer beklagt, die nicht in der Lage seien, eigene Unternehmen zu gründen und ihre Familie hinreichend zu ernähren. Ana Luleva konstatiert, dass die bulgarischen Männer diese aktuelle Situation selbst als Krise ihrer Männlichkeit erleben.

Hier schließen die Autorinnen von einer Krise der diskursiven Männlichkeitskonstrukte auf die Wahrnehmungs- und Deutungsweisen von Männern. Die Untersuchungen von Elena Roždestvenskaja zeigen dagegen, dass der Transformationsprozess in Russland bei Männern der Mittelklasse zu Verunsicherungen des männlichen Habitus führt, wäh-

rend dies bei Männern der Arbeiterklasse weniger der Fall ist. Die Ursache sieht Roždestvenskaja darin, dass die männlichen Deutungsmuster der Mittelschichtmänner in Abgrenzung zur Weiblichkeit konstruiert werden. In Bezug auf Weiblichkeitsvorstellungen sind jedoch starke Veränderungen in Russland zu konstatieren: Die Veränderungen und Verfielfältigungen der Frauenrolle führen zu Abgrenzungsproblemen bei den Männern. Die Männlichkeitsvorstellungen der befragten Männer aus der Arbeiterklasse konstituieren sich hingegen weniger in Differenz zu Weiblichkeitsvorstellungen und sind demnach weniger gefährdet durch Veränderungen in den Weiblichkeitskonstrukten. Insofern ist der Habitus der Männer der Arbeiterklasse auch in geringerem Maße verunsichert als derjenige der Mittelklasse männer. Darüber hinaus zeigen sich bei Mittelschichtsangehörigen patriarchale Deutungsmuster, die zu Ungleichheiten in den Paarbeziehungen führen, während hingegen die Geschlechterbeziehungen bei den Angehörigen der Arbeiterklasse liberaler sind, da diese stärker pragmatisch orientiert sind. Die Untersuchung verweist zugleich auf die unterschiedlichen Geschlechterdiskurse in den sozialen Schichten, die zukünftig genauer in den Blick der Forschung genommen werden sollten.

4. Resümee: Umrisse der neuen osteuropäischen, postsozialistischen Geschlechterverhältnisse

Der Wandel der (hegemonialen) Männlichkeitskonstrukte ist Teil eines Wandels von Geschlechterverhältnissen und der Neudefinition der Beziehungen zwischen Männern und Frauen. Das komplexe Zusammenspiel der Geschlechterkonstrukte in Osteuropa erfuhr nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Systems 1989 eine tiefgreifende Erschütterung. Diese hatte sich freilich bereits in der Endphase des Sozialismus angekündigt, wurde jedoch nach dem Systemwechsel in einem von vielen Subjekten als krisenhaft empfundenen Orientierungs- und Werteverlust und einer Phase der Suche manifest. Während dieser Phase wurden verschiedene Modelle der Neuorientierung und der Neusetzung von Geschlechter- und Männlichkeitskonstrukten erprobt. Die Gesellschaften Osteuropas griffen dabei einerseits auf unterschiedliche Traditionen zurück – auf die jeweiligen nationalen präsozialistischen sowie auf die sozialistischen – und reihten sich andererseits in die globalen Entwicklungen ein. Ostdeutschland vollzog in diesem Prozess durch seine gemeinsamen historischen Wurzeln mit der alten Bundesrepublik eine etwas andere Entwicklung. In dem daraus entstehenden Konglomerat aus globalen und national-lokalen Geschlechter- und speziell Männlichkeitskonstrukten lassen sich einige Spezifika erkennen, die für alle hier untersuchten Länder Osteuropas

gleichermaßen zutreffen und sich dabei zum Teil von den Entwicklungen in westlichen Ländern unterscheiden.

Zum einen lässt sich für die untersuchten osteuropäischen Länder eine Repatriarchalisierung feststellen. Dieser Tendenz wurde durch die Widersprüchlichkeit der sozialistischen Geschlechterverhältnisse Vorschub geleistet, denn das Weiblichkeitskonstrukt im Sozialismus erweiterte sich lediglich um die Erwerbsarbeit („arbeitende Mutter“), während das Männlichkeitskonstrukt auf die Arbeit fokussiert blieb. Bei der Erneuerung patriarchaler Strukturen nach der Wende wird in den einzelnen Ländern auf unterschiedliche historische Traditionen zurückgegriffen: So begründet sich beispielsweise der bulgarische Wandel vom strukturellen zum häuslichen Patriarchat mit Traditionen des bäuerlichen Bulgariens in der vorsozialistischen Zeit und wird außerdem mit dem Vorbild Europa legitimiert; in Polen hingegen steht die Renaissance des Patriarchats vorrangig in Verbindung mit der Dominanz der katholischen Kirche. Darüber hinaus knüpfen die Länder Osteuropas an die allgemeinen Globalisierungsentwicklungen an, welche sie indes national-lokal einfärben. So trägt die osteuropäische Variante des globalen Unternehmer-Typs ausgeprägte Züge von Machismus und Militarismus, die sich so in den westlichen Ländern nicht finden.

Zum anderen wird aber deutlich, dass ein großer Teil der Männer und Frauen an der Vorstellung gleichberechtigter Partnerschaften festhält oder eine solche neu entfaltet hat. Diese Idee der Gleichstellung wird unterschiedlich begründet. Während sie etwa in Ostdeutschland mit der sozialistischen Geschichte in Bezug gesetzt wird, wird sie dagegen beispielsweise in Bulgarien mit der historischen Situation der 1930er Jahre begründet, in denen das Land eine Modernisierungsphase durchlief, in die auch die Frauen involviert waren.

So herrscht also einerseits die patriarchale Idee vom männlichen Familienernährer in Osteuropa vor, andererseits ist jedoch ein sehr hoher Anteil an Frauen erwerbstätig. Diese Situation ist sicher der prekären wirtschaftlichen Situation in den Familien geschuldet, geht darin aber nicht auf. Die Weiblichkeitskonstrukte sind deutlich weniger traditionell als erwartet und sie sind offener für neue Anstöße als die Männlichkeitskonstrukte. Diese widersprüchlichen Entwicklungen legen nahe, nicht von einer durchgängigen Retraditionalisierung osteuropäischer Geschlechterverhältnisse auszugehen, sondern gerade die Ungleichzeitigkeiten und Widersprüchlichkeiten in den Blick der Forschung zu nehmen.

IV. Teil

Literaturverzeichnis und Quellenverzeichnis der Aufsätze

Literaturverzeichnis

- Ahammer, Alexandra-Amanda (2004): Frauen in der Bundeswehr: Anpassungsprobleme in einer männlich konnotierten Institution. Diplomarbeit Universität Potsdam, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät.
- Ahammer, Alexandra/Scholz, Sylka (2005): „Du willst Zukunft?“ Die Bundeswehr und ihre Soldatinnen. In: Hagen, Ulrich v./Kilian, Björn (Hrsg.): Perspektiven der Inneren Führung. Zur gesellschaftlichen Integration der Bundeswehr. Berlin, S. 43-56.
- Ahrends, Martin (2007): Unentrinnbare Verhältnisse. Kinofilme über die DDR, die nach der Wende in die Kinos kamen. In: Recherche Film und Fernsehen. Zeitschrift der deutschen Kinemathek, Jg. 1, H. 1, S. 14-21.
- Alheit, Peter/Dausien, Bettina (1990): Biographie. In: Sandkühler, Hans, Jörg (Hrsg.): Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften. Band I. Hamburg, S. 405-418.
- Apelt, Maja/Dittmer, Cordula (2007): „Under pressure“ – Militärische Männlichkeiten im Zeichen Neuer Kriege und veränderter Geschlechterverhältnisse. In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hrsg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit. Münster, S. 68-83.
- Apelt, Maja (2005a): Geschlecht und Militär – Grundzüge der neueren Diskussion. In: Ahrens, Jens-Rainer/Apelt, Maja/Bender, Christine (Hrsg.): Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Streitkräfte. Wiesbaden, S. 13-31.
- Apelt, Maja (2005b): Militär, Kameradschaft und Familie. In: Kümmel, Gerhard (Hrsg.): Diener zweier Herren. Soldaten zwischen Bundeswehr und Familie. Frankfurt a. M., S. 149-168.
- Apelt, Maja (2005c): Männliches Militär und die Subjektkonstruktion weiblicher Soldaten. In: Delitz, Jürgen/Gyldenfeld, Heinrich von/Rimek, Jochen (Hrsg.): Institution im sozialen Wandel. Hamburg, S. 120-141.
- Apelt, Maja (2004): Militärische Sozialisation. In: Gareis, Sven, Bernhard/Klein, Paul (Hrsg.): Handbuch für Militär und Sozialwissenschaften. Wiesbaden, S. 26-39.
- Apelt, Maja (2002): „Die Integration der Frauen in die Bundeswehr ist abgeschlossen“. In: Soziale Welt, Jg. 53, H. 3, S. 325-343.

- Armbruster, L. Christof (1993): Eine "Soziologie der Männlichkeit"? Antisexistische Studien von Männern über Männer im Kontext feministischer Theoriediskussion. Diplomarbeit Universität Bielefeld.
- Armbruster, Christof L./Müller, Ursula/Stein-Hilbers, Marlene (Hrsg.) (1995): Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse. Opladen.
- Aulenbacher, Brigitte/Funder, Maria/Jacobson, Heike/Völker, Susanne (Hrsg.) (2007): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog. Wiesbaden.
- Aulenbacher, Brigitte/Bereswill, Mechthild/Löw, Martina/Meuser, Michael/Mordt, Gabriele/Schäfer, Reinhild/Scholz, Sylka (Hrsg.) (2006): FrauenMänner-Geschlechterforschung. State of the Art. Münster.
- Barrett, Frank J. (1999): Die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit in Organisationen: Das Beispiel der US-Army. In: Eifler, Christine/Seifert, Ruth (Hrsg.): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis. Münster, S. 71-93.
- Bartjes, Heinz (1999): „Daß mich der soziale touch nicht mehr verläßt.“ Der Zivildienst als modernere „Schule der Nation“? In: Eifler, Christine/Seifert, Ruth (Hrsg.): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis. Münster, S. 205-231.
- Bartjes, Heinz (1996): Der Zivildienst als Sozialisationsinstanz. Theoretische und empirische Annäherungen. Weinheim/München.
- Bauer, Robin/Hoernes Josch/Woltersdorff, Volker (Hrsg.): Unbeschreiblich männlich. Heteronormativitätskritische Perspektiven. Hamburg.
- Bauer-Völke, Kristina/Dietzsch, Ina (Hrsg.) (2003): Labor Ostdeutschland. Kulturelle Praxis im gesellschaftlichen Wandel. Berlin.
- Baur, Nina/Lüdtke, Jens (2008): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland. Opladen/Farmington Hills.
- BauSteineMänner (Hrsg): Kritische Männerforschung. Hamburg.
- Beck, Ulrich (2007) Weltrisikogesellschaft. Bonn.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994): Auf dem Weg in die postfamiliale Familie. Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 29/30, S. 3-14.

- Beck-Gernsheim, Elisabeth/Ostner, Ilona (1978): Frauen verändern – Berufe nicht? In: Soziale Welt, Jg. 29, H. 3, S. 257-287.
- Becker-Schmidt, Regina (2004): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, Ruth/Kortendieck, Beate (Hrsg.): Handbuch für Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie. Wiesbaden.
- Beer, Ursula (1990): Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses. Frankfurt a. M./New York.
- Beer, Ursula/Chalupsky, Jutta (1993): Vom Realsozialismus zum Privatkapitalismus. Formierungstendenzen im Geschlechterverhältnis. In: Aulenbacher, Brigitte/Goldmann, Monika (Hrsg.): Transformationen im Geschlechterverhältnis: Beiträge zur industriellen und gesellschaftlichen Entwicklung. Frankfurt a. M./New York, S. 184-230.
- Behnke, Cornelia (1997): „Frauen sind wie andere Planeten.“ Das Geschlechterverhältnis aus männlicher Sicht. Frankfurt a. M./New York.
- Behnke, Cornelia/Liebold, Renate (2001): „Ich habe die Arbeit immer in den Vordergrund gestellt.“ Die Bedeutung der Arbeit im Leben männlicher Führungskräfte. Ein Fallbeispiel. 1. Tagung AIM Gender. <http://www.ruendal.de> [gesehen am 02.01.2007].
- Benthien, Claudia (Hrsg.) (2003): Männlichkeit als Maskerade: kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln.
- Bereswill, Mechthild (2008): Undurchsichtige Verhältnisse. Marginalisierung und Geschlecht im Kontext der Männlichkeitsforschung. In: Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (Hrsg.): Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz. Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht und Rasse/Ethnizität. Frankfurt a. M., S. 84-100.
- Bereswill, Mechthild (2007): Sich auf eine Seite schlagen. Die Abwehr von Verletzungsoffenheit als gewaltsame Stabilisierung von Männlichkeit. In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hrsg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit. Münster, S. 101-118.
- Bereswill, Mechthild (2006): Männlichkeit und Gewalt. Empirische Einsichten und theoretische Reflexionen über Gewalt zwischen Männern im Gefängnis. In: Feministische Studien, Jg. 24, H. 2, S. 242-255.
- Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (2007a): Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit. Münster

- Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (2007b): Männlichkeit als Gegenstand der Geschlechterforschung. In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hrsg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit. Münster, S. 7-21.
- Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (2007c): Neue alte Fragen: Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion. Ein Gespräch mit Lerke Graevenhorst, Carol Hagemann-White und Ursula Müller. Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hrsg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit. Münster, S. 22-50.
- Bereswill, Mechthild/Scheiwe, Kirsten/Wolde, Anja (2006): Der soziale Wandel von Vaterschaft. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht. Weinheim/München.
- BMFSFJ (2005): Gewalt gegen Männer. Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland – Ergebnisse der Pilotstudie. <http://www.bmfsfj.de> [gesichtet am 10.07.2007].
- Bock, Ulla (2005): Gegen eine Mystifizierung von Herrschaftsverhältnissen. Pierre Bourdieu: Männliche Herrschaft. In: Querelles-Net 16, <http://www.querelles-net.de/2005-16/text16bock.shtml> [gesichtet am 10.01.2006].
- Bock, Ulla/Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.): Prekäre Transformationen. Göttingen
- Bohnsack, Ralf (2001a): Die dokumentarische Methode in der Bild- und Fotointerpretation. In: Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen, S. 67-91.
- Bohnsack, Ralf (2001b): „Heidi“. Eine exemplarische Bildinterpretation auf der Basis der dokumentarischen Methode. In: Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen, S. 323-337
- Bohnsack, Ralf (2000): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen.
- Bohnsack, Ralf et al. (1995): Die Suche nach Gemeinsamkeit und die Gewalt in der Gruppe. Hooligans, Musikgruppen und andere Jugendcliquen. Opladen.
- Bohnsack, Ralf/Marotzki, Winfried/Meuser, Michael (Hrsg.) (2003): Hauptbegriffe Qualitativer Forschung. Opladen.
- Böhnisch, Lothar (2006): Zum Wandel von Männlichkeit und männlicher Sozialisation im „digitalen Kapitalismus“. In: Bilden, Helga/Dausien, Bettina (Hrsg.): Sozialis-

- sation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte. Opladen, S. 275-289.
- Böhnisch Lothar (2003): Die Entgrenzung der Männlichkeit. Verstörungen und Formierungen des Mannseins im gesellschaftlichen Übergang. Opladen.
- Böhnisch, Lothar/Brandes, Holger (2006): „Titan“ und „Queen von Madrid“ – Fußball zwischen Männlichkeitspraxis und Kommerz. In: Brandes, Holger/Christa, Harald/Evers, Ralf (Hrsg.): Hauptsache Fußball. Sozialwissenschaftliche Entwürfe. Gießen: S. 133-145.
- Böhnisch, Lothar/Winter, Reinhard (1993): Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf. Weinheim/München.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (2003): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz.
- Born, Claudia/Krüger, Helga (2002): Vaterschaft und Väter im Kontext sozialen Wandels. Über die Notwendigkeit der Differenzierung zwischen strukturellen Gegebenheiten und kulturellen Wünschen. In: Walter, Heinz (Hrsg.): Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen, S. 117-145.
- Borutta, Manuela/Verheyen, Nina (2007): Tagungsbericht. Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotionen in der Moderne. 27.09.2007-29.09.2007. Berlin. In: H-Soz-u-Kult, 21.12.2007, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1828> [gesichtet am 23.12.2007].
- Böttchen, Karin (2007): „Säbel, Florett und Pistole.“ Geschlechteraspekte im „Kanzlerduell“. In: Scholz, Sylka (2007a) (Hrsg.): „Kann die das?“ Angela Merckels Kampf um die Macht. Geschlechterbilder und Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005. Berlin, S. 117-131.
- Bourdieu, Pierre (2005): Männliche Herrschaft. Frankfurt a. M.
- Bourdieu, Pierre (1999): Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Frankfurt a. M.
- Bourdieu, Pierre (1998a): Über das Fernsehen. Frankfurt a. M.
- Bourdieu, Pierre (1998b): Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstandes gegen die neoliberale Invasion. Konstanz.
- Bourdieu, Pierre (1997): Männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a. M., S. 153-217.
- Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und Klassen. Frankfurt a. M.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J. D. (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt a. M.

- Brandes, Holger (2008): Hegemoniale Männlichkeit in Ost- und Westdeutschland. In: Scholz, Sylka/Willms, Weertje (Hrsg.): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Münster, S. 59-77
- Brandes, Holger (2002): Der männliche Habitus. Band 2: Männerforschung und Männerpolitik. Opladen.
- Bröckling, Ulrich (1997): Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamkeitsproduktion. München.
- Bruns, Tissy (2005): „Glaubt denen nicht.“ Schröder, das Volk, die Medien. In: Neue Gesellschaft. Frankfurter Hefte, H. 12, S. 27-30.
- Bründel, Heidrun/Hurrelmann, Klaus (1999): Konkurrenz, Karriere, Kollaps. Männerforschung und der Abschied vom Mythos Mann. Stuttgart/Berlin/Köln.
- Brussig, Thomas (1998): Helden wie wir. Frankfurt a. M.
- Buchen, Sylvia et al. (Hrsg.) (2004): Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen. Wiesbaden.
- Bude, Heinz (1998): Die Überflüssigen als transversale Kategorie. In: Berger, Peter A./Vester, Michael (Hrsg.): Alte Ungleichheiten. Neue Spaltungen. Opladen, S. 303-382.
- Bude, Heinz (1995): Die soziologische Erzählung. In: Jung, Thomas/Müller-Dohm, Stefan (Hrsg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M., S. 409-429.
- Budde, Jürgen (2005): Männlichkeit und gymnasialer Alltag. Doing Gender im heutigen Bildungssystem. Bielefeld.
- Burkart, Günter (2006): Beschämende Niederlagen. In: Berliner Debatte Initial, Jg. 17, H. 1 + 2, S. 105-116.
- Carrigan, Tim/Connell, Robert W./Lee, John (1996): Ansätze zu einer neuen Soziologie der Männlichkeit. In: BauSteineMänner (Hrsg.): Kritische Männerforschung. Hamburg, S. 38-75.
- Chojacka, Julia (2007): Doppelspitze und Doppelmoral. Zu den Personaldebatten bei den Grünen und der Linkspartei.PDS. In: Scholz, Sylka (2007) (Hrsg.): „Kann die das?“ Angela Merkels Kampf um die Macht. Geschlechterbilder und Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005. Berlin, S. 74-80.
- Claas, Babette (2000): Gleichberechtigt in den Parteien? Der Gleichstellungsartikel und die Parteien in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Herbolzheim.
- Cockburn, Cynthia (1991): Das Material männlicher Macht. In: Barrow, Logie (Hrsg.): Nichts als Unterdrückung? Geschlecht und Klasse in der englischen Sozialgeschichte. Münster, S. 67-84.

- Connell, R. W. (2005): Globalisation, Imperialism, and Masculinities. In: Kimmel, Michael S./Hearn, Jeff/Connell, R. W.: Handbook of Studies on Men & Masculinities. Thousand Oaks/London/New Delhi, S. 71-89.
- Connell, Robert W. (2000): Die Wissenschaft von der Männlichkeit. In: Bosse, Hans/King, Vera (Hrsg.): Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis. Frankfurt a. M./New York, S. 17-28.
- Connell, Robert W. (1999): Der gemachte Mann. Männlichkeitskonstruktionen und Krise der Männlichkeit. Opladen.
- Connell, Robert W. (1998): Männer in der Welt: Männlichkeiten und Globalisierung. In: Widersprüche, Jg. 18, H. 67, Bielefeld, S. 91-106.
- Connell, Robert, W. (1996): „The Big Picture“: Formen der Männlichkeit in der neueren Weltgeschichte. In: Widersprüche, Jg. 16, H. 56/ 57, Bielefeld, S. 23-45.
- Connell, Robert W. (1995): Neue Richtungen für Geschlechtertheorie, Männlichkeitsforschung und Geschlechterpolitik. In: Armbruster, Christof L./Müller, Ursula/Steinhilbers, Marlene (Hrsg.): Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse. Opladen, S. 61-83.
- Connell, R. W. (1987): Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics. Stanford/California.
- Connell, Bob (1986): Zur Theorie der Geschlechterverhältnisse. In: Das Argument, Jg. 36, H. 157, S. 330-344.
- Connell, R.W./Messerschmidt, James W. (2005): Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept. In: Gender & Society, Jg. 19, H. 6, S. 829-859.
- Connell R.W./Wood, Julian (2005): Globalisation and Business Masculinities. In: Men & Masculinities, Jg. 7, H. 4, S. 347-364.
- Däniker, Kathrin (1999): Die Truppe – ein Weib? Geschlechtsspezifische Zuschreibungen in der Schweizer Armee um die Jahrhundertwende. In: Eifler, Christine/Seifert, Ruth (Hrsg.): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis. Münster, S. 110-134.
- Dausien, Bettina (1998): Die biographische Konstruktion von Geschlecht. In: Schneider, Notkar et al.: Einheit und Vielfalt. Das Verstehen der Kulturen. Amsterdam/Atlanta, S. 256-275.
- Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen.
- Demmerling, Christoph/Landweer, Hilge (2007): Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn. Stuttgart.

- Deutsches Jugendinstitut (DJI) (2005): Gender-Report. Kommentierter Datenreport zur Gleichstellung von Männern und Frauen in der Bundesrepublik Deutschland. Im Auftrag des BMFSFJ/ Herausgeberin: Waltraud Cornelißen.
- Devilbiss, M. C. (1994): Best-Kept Secrets: A Comparison of Gays and Women in the United States Armed Forces (The Hidden Life of Uncle Sam). In: Scott, W. J./Stanley, S. C. (Hrsg.), Gays and Lesbians in the Military. Issues, Concerns, and Contrasts. New York, S. 135-148.
- Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) (2008): Unsichere Zeiten. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie Friedrich-Schiller-Universität Jena 6.-10. Oktober 2008. Vorprogramm.
- Diemer, Susanne (1994): Patriarchalismus in der DDR. Opladen.
- Dietzen, Agnes (1993): Soziales Geschlecht – Dimensionen des Gender-Konzeptes. Opladen.
- Dietzsch, Ina (2005): Die Erfindung der Ostdeutschen. In: Schäfer, Eva et al. (Hrsg.): Irritation Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse seit der Wende. Münster, S. 92-106.
- Dietzsch, Ina/Dölling, Irene (1996): Selbstverständlichkeiten im biographischen Konzept ostdeutscher Frauen. Ein Vergleich 1990 – 1994. In Berliner Debatte Initial, Jg. 7, H. 2, S. 11 - 20.
- Diezinger, Angelika et al. (Hrsg.) (1994): Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. Freiburg.
- Dinges, Martin (2005): „Hegemoniale Männlichkeiten“ – ein Konzept auf dem Prüfstand. In: Dinges Martin (Hrsg.): Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute. Frankfurt a. M./New York, S. 7-37.
- Döge, Peter/Volz, Rainer (2004): Männer – weder Paschas noch Nestflüchter. Aspekte der Zeitverwendung von Männern nach den Daten der Zeitbudgetstudie 2001/2002 des Statistischen Bundesamtes. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B46, S. 13-23.
- Döge, Peter/Meuser, Michael (2001): Geschlechterverhältnisse und Männlichkeit. Entwicklungen und Perspektiven sozialwissenschaftlicher Männlichkeitsforschung. In: Dies. (Hrsg.) Männlichkeit und soziale Ordnung. Neuere Beiträge zur Geschlechterforschung. Opladen, S. 7-26.
- Dölling, Irene (2005a): Ostdeutsche Geschlechterarrangements in Zeiten des neoliberalen Gesellschaftsumbaus. In: Schäfer, Eva et al. (Hrsg.): Irritation Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse seit der Wende. Münster, S. 16-34.

- Dölling, Irene (2005b): ‚Geschlechter-Wissen‘ – ein nützlicher Begriff für die ‚verstehende‘ Analyse von Vergeschlechtlichungsprozessen? In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien. Jg. 23, H. 1+2, S. 44-62.
- Dölling, Irene (2004): Männliche Herrschaft als paradigmatische Form symbolischer Gewalt. In: Steinrück Margareta (Hrsg.): Pierre Bourdieu. Politisches Forschen, Denken und Eingreifen, Hamburg, S. 74-90.
- Dölling, Irene (2003): Zwei Wege gesellschaftlicher Modernisierung. Geschlechtervertrag und Geschlechterarrangements in Ostdeutschland in gesellschafts-/modernisierungstheoretischer Perspektive. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster, S. 73-100.
- Dölling, Irene (1999): „Geschlecht“ – eine analytische Kategorie mit Perspektive in den Sozialwissenschaften? Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 3, H. 1, 17-26.
- Dölling, Irene (1993): Gespaltenes Bewußtsein – Frauen- und Männerbilder in der DDR. In: Helwig, Gisela/Nickel, Hildegard M. (Hrsg.): Frauen in Deutschland 1945 – 1992. Bonn, S. 23-53.
- Dölling, Irene (1991): Der Mensch und sein Weib. Geschichtliche Ursprünge und Perspektiven. Berlin.
- Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.) (1997): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis. Frankfurt a. M.
- Dörner, Andreas (2006): Politik als Fiktion. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 7, S. 3-11.
- Dörner, Andreas (2001): Politainment. Politik in der medialen Erlebnisgesellschaft. Frankfurt a. M.
- Dörre, Klaus (2007): Prekarisierung und Geschlecht. Ein Versuch über unsichere Beschäftigung und männliche Herrschaft in nachfordistischen Arbeitsgesellschaften. In: Aulenbacher, Brigitte et al. (Hrsg.): Arbeit und Gesellschaft im Umbruch moderner Gesellschaften. Forschung im Dialog. Wiesbaden: VS, S. 269-302.
- Dörre, Klaus (2005): Prekäre Beschäftigung – ein unterschätztes Phänomen in der Debatte um Marktsteuerung und Subjektivierung. In: Lohr, Karin/Nickel, Hildegard M. (Hrsg.): Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen. Münster, S. 180-206.
- Dreke, Claudia (2005): Erfolg und Scheitern im fremden Osten. In: Zahlmann, Stefan/Scholz, Sylka (Hrsg.): Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten. Gießen, S. 127-143.

- Dreke, Claudia/Stölting, Erhard (2008): Helden und Schwächlinge: Männerbilder in der Fernsehserie Polizeiruf 110. In: Scholz, Sylka/Willms, Weertje (Hrsg.): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Münster, S. 38-57.
- Dyer, Richard (1987): Heavenly Bodies: Film Stars and Society. London.
- Eifler, Christine (1999): Die Rede vom Frieden in der DDR. Unveröffentlichtes Redemanuskript der Tagung: Frauen und Männer im geteilten Deutschland, 30.09.-02.10.1999, Böllstiftung Berlin.
- Eifler, Christine (1995): „... es schützt Dich mein Gewehr.“ Frauenbildern in der NVA Propaganda. In: Zentrum für Interdisziplinäre Frauenforschung der Humboldt-Universität zu Berlin (Hrsg.): Unter Hammer und Zirkel: Frauenbiographien vor dem Hintergrund ostdeutscher Sozialisationserfahrungen. Pfaffenweiler, S. 269-276.
- Eifler, Christine/Seifert, Ruth (1999) (Hrsg.): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis. Münster.
- Engelfried, Constanze (1996): Männlichkeiten. Die Öffnung des feministischen Blicks auf den Mann. Weinheim/München.
- Engler, Stefanie (2000): Zum Selbstverständnis von Professoren und der illusio des wissenschaftlichen Feldes. In: Kraus, Beate (Hrsg.): Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in einer akademischen Welt. Frankfurt a. M./New York, S. 121- 47.
- Engler, Wolfgang (2002): Die Ostdeutschen als Avantgarde. Berlin.
- Erfurt, Philine/Haase, Anja/Robhart, Julia (2007): Mediale Geschlechterkonstruktionen im Bundestagswahlkampf 2005. In: Scholz, Sylka (2007a) (Hrsg.): „Kann die das?“ Angela Merkels Kampf um die Macht. Geschlechterbilder und Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005. Berlin, S. 25-36.
- Erhart, Walter (2005): Forschungsbericht. Das zweite Geschlecht: „Männlichkeit“ interdisziplinär. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Deutschen Literatur, H. 30, S. 156-232.
- Fantke, Doreen/ Schmidt, Olga/Zeidler, Anett (2007) „Nur weil sie eine Frau ist?“ Merkel und die Geschlechterfrage. In: Scholz, Sylka (2007a) (Hrsg.): „Kann die das?“ Angela Merkels Kampf um die Macht. Geschlechterbilder und Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005. Berlin, S. 81-96.
- Fengler, Susanne (2005): Fräulein Schröder. Berlin.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram/Rosenthal, Gabriele (1997): Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation. In: Hitzler, Roland/Honer, Anne (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen, S. 217-238.

- Flam, Helena (2002): Soziologie der Emotionen. Konstanz.
- Foucault, Michel (1994) Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt a. M.
- Franzke, Bettina (1997): Was Polizisten über Polizistinnen denken. Ein Beitrag zur geschlechtsspezifischen Polizeiforschung. Bielefeld.
- Frevert, Ute (2001): Die kasernierte Nation: Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland. München.
- Frevert, Ute (1997a): Das Militär als „Schule der Männlichkeit“. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert. In: Frevert, Ute (Hrsg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart, S. 145-173.
- Frevert, Ute (1997b): Das jacobinische Modell: Allgemeine Wehrpflicht und Nationenbildung in Preußen-Deutschland. In: Frevert, Ute (Hrsg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart, S. 17-47.
- Frevert, Ute (1996): Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit. In: Kühne, Thomas (Hrsg.): Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Frankfurt a. M./New York, S. 69-87.
- Frevert, Ute (1995): „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Geschlechter-Differenzen in der Moderne. München.
- Fthenakis, Wassillios/Minsel, Beate (2002): Die Rolle des Vaters in der Familie. Schriftenreihe des BMFSFJ.
- Fuchs, Gesine/Hoecker, Beate (2004): Ohne Frauen nur die halbe Demokratie. Politische Partizipation von Frauen in den osteuropäischen Beitrittsländern. Bonn: Friedrich Ebert Stiftung.
- Gebauer, Gunter (2004): Stürmt Ihr Helden! Warum interessieren sich Frauen nicht für Ligaspiele, aber für die EM. Eine Erklärung. In: ZEITFUSSBALL. Sonderheft zur EM 2004, Nr. 25, S. 15-17.
- Gehler, Ralf/Keil, Dirk (1992): Die andere Realität. Alltagserfahrungen Wehrdienstleistender in den Kasernen der DDR. In: Kaschuba, Wolfgang/Mohrmann, Ute (Hrsg.): Blick-Wechsel Ost-West. Beobachtungen zur Alltagskultur in Ost- und Westdeutschland. Tübingen, S. 326-338.
- Geißler, Rainer (1996): Die Sozialstruktur Deutschlands. Wiesbaden
- Gergen, Kenneth J. (1998): Erzählung, moralische Identität und historisches Bewußtsein. Eine sozialkonstruktivistische Darstellung. In: Straub, Jürgen (Hrsg.): Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Frankfurt a. M., S. 170-202.
- Gesing, Brigitte Friederike (2007): Brötchen kaufen und Politik machen. Frauenzeitschriften und die Konstruktion normativer Weiblichkeit im Bundestagswahlkampf

2005. In: Scholz, Sylka (2007a) (Hrsg.): „Kann die das?“ Angela Merkels Kampf um die Macht. Geschlechterbilder und Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005. Berlin, S. 97-102
- Gibas, Monika (2002): „Venus im Sternenstädtchen.“ Valentina Tereschkova, Heldin der Moderne in der DDR. In: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hrsg.) Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, S. 147-158.
- Giddens, Anthony (1996): Konsequenzen der Moderne. Frankfurt a. M.
- Gildemeister, Regine (2001): Soziale Konstruktion von Geschlecht: Fallen, Missverständnisse und Erträge einer Debatte. In: Rademacher, Claudia/Wiechens, Peter (Hrsg.): Geschlecht, Ethnizität, Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz. Opladen, S. 65-90.
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gurdrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Traditionen Brüche. Freiburg, S. 201-254.
- Gluchowska, Lidia (2008): Bild und Gegenbild. Männlichkeit nach 1989 in Polen im Spiegel der hohen und der populären Kultur. In: Scholz, Sylka/Willms, Weertje (Hrsg.): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Münster, S. 163-185.
- Gries, Rainer (2002): Die Heldenbühne der DDR. Zur Einführung. In: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hrsg.) Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, S. 84-101.
- Hagemann, Karen (1996): Nation, Krieg und Geschlechterordnung. In: Zeitschrift für Geschichte und Gesellschaft, H. 22, S. 562-591.
- Hagemann-White, Carol (2005): Brückenschläge zwischen den Geschlechtern und den Generationen in einer gespaltenen Gewaltdiskussion. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien, Jg. 23, H. 1 + 2, S. 3-9.
- Hämmerle, Christa (2005): Zur Relevanz des Connell'schen Konzeptes hegemonialer Männlichkeit für „Militär und Männlichkeit/en in der Habsburgermonarchie (1868-1914/1918)“. In: Dinges, Martin (Hrsg.): Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute. Frankfurt a. M./ New York, S. 103-121.
- Hardmeier, Sybille (2004): Repräsentationen. In: Rosenberger, Sieglinde/Sauer, Birgit (Hrsg.): Politikwissenschaft und Geschlecht. Konzepte – Verknüpfungen – Perspektiven. Wien, S. 149-169.

- Hark, Sabine (1999): Deviante Subjekte. Normalisierung und Subjektformung. In: Sohn, Werner/Mertens, Herbert (Hrsg.): Normalität und Abweichung: Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft. Opladen/Wiesbaden, S. 65-84.
- Higate, Paul/Hopton, John (2005): War, Militarism, and Masculinities. In: Kimmel, Michael S./Hearn, Jeff/Connell, R. W. (Hg.): Handbook of Studies on Men & Masculinities. Thousand Oaks et al., 432-447.
- Hradil, Stefan (1995): Die Modernisierung des Denkens. Zukunftspotentiale und "Altlasten" in Ostdeutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschehen, Jg. 45, H. B20/1995, S. 3-15.
- Hardmeier, Sybille/Klöti, Anita (2004): Doing Gender in der Wahlkampfkommunikation? Eine Analyse zur Herstellung von Geschlecht im Rahmen der Presseberichterstattung zu den eidgenössischen Wahlen 2003. http://www.frauenkommission.ch/pdf/33_hardmeier-kurz_d.pdf [gesichtet am 01.03.2006].
- Hark, Sabine (2005): Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus. Frankfurt a. M.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart, S. 363-393.
- Hermann, Steffen, Kitty: Performing the gap: Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung. <http://arranca.nadir.org/arranca/article.do?id=245> [gesichtet am 25.04.2006].
- Hirte, Roland (2002): Ein später Held. Sigmund Jähns Flug ins All. In: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hrsg.) Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, S. 158-17.
- Hoecker, Beate (1998): Zwischen Macht und Ohnmacht: Politische Partizipation von Frauen in Deutschland. In: Hoecker, Beate (Hrsg.): Handbuch politischer Partizipation von Frauen in Europa. Opladen, S. 65-90.
- Hollstein, Walter (1999): Männerdämmerung. Von Tätern, Opfern, Schurken und Helden. Göttingen.
- Hollstein, Walter (1992): Die Männer. Vorwärts oder zurück? München.
- Holtz-Bacha, Christa (2006): Strategien des modernen Wahlkampfes. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 7, S. 11-19.
- Holtz-Bacha, Christa (Hrsg.) (2003): Die Massenmedien im Wahlkampf. Die Bundestagswahl 2002. Opladen.

- Honegger, Claudia (1996): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib 1750-1850. Frankfurt a. M./New York.
- Howard, M. A. (1995): Die Ostdeutschen als ethnische Gruppe? Zum Verständnis der neuen Teilung des geeinten Deutschlands. In: Berliner Debatte Initial, Jg. 6., H. 4/5, S. 119-131.
- Höyng, Stephan/Puchert, Ralf (1998): Die Verhinderung beruflicher Gleichstellung. Männliche Verhaltensweisen und männerbündische Kultur. Bielefeld.
- Hüttermann, Jörg (2000): Polizeialltag und Habitus: Eine sozialökologische Fallstudie. In: Soziale Welt, Jg. 51, H. 51, S. 7-24.
- Janshen, Doris (Hrsg.) (2000): Blickwechsel. Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung. Frankfurt a. M./New York.
- Jähnert, Gabriele et al. (Hg.) (2001): Gender in Transition in Eastern and Central Europe Proceedings. Berlin.
- Jungnitz, Ludger et al. (Hrsg.) (2006): Gewalt gegen Männer. Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland. Leverkusen.
- Journalistinnenbund (o. J.): Is' was, Kanzlerin? Das Besondere an weiblicher Macht oder wie Männer wieder richtige Männer wurden. Eine Analyse des Journalistinnenbundes zur Darstellung von Angela Merkel in den Medien. http://www.journalistinnenbund.de/aktuell/pdf/journalistinnenbund_angelawatch.pdf [gesichtet am 07.12.2005].
- Jurczyk, Karin/Oechsle, Mechthild (Hrsg.) (2008): Das Private neu denken. Erosion, Ambivalenzen, Leistung. Münster.
- Jurczyk, Karin/Voß Günter (2000): Entgrenzte Arbeitszeit – Reflexive Alltagszeit. Die Zeiten des Arbeitskraftunternehmers. In: Hildebrandt, Eckart (Hrsg.) Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit. Berlin, S. 151-207.
- Kahlert, Heike (2006): Geschlecht als Struktur- und Prozesskategorie. Eine Relektüre von Giddens' Strukturierungstheorie. In: Aulenbacher, Brigitte et al. (Hrsg.) (2006): FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art. Münster, S. 205-216.
- Kahlert, Heike/Kajatin, Claudia (Hrsg.) (2004): Arbeit und Technologie im Informationszeitalter. Frankfurt/New York
- Kelle, Helga (2001): "Ich bin der, die das macht" Oder: Über die Schwierigkeit, „doing gender“-Prozesse zu erforschen. In: Feministische Studien, Jg. 20, H. 2, S. 39-56.
- Kelle, Udo/ Kluge, Susanne (1999): Vom Einzelfall zum Typus. Opladen.

- Keller, Jörg (2003): ‚Küss‘ die Hand gnäd‘ge Frau... – oder: Ist die Soldatin möglich. In: Seifert, Ruth/Eifler, Christine (Hrsg.): Gender und Militär. Internationale Erfahrungen mit Frauen und Männern in Streitkräften. Königsstein/Taunus, S. 248-266.
- Keller, Reiner (2005): Wissenssoziologische Diskursanalyse: Grundlegung eines Forschungsprogramms. Wiesbaden.
- Kersten, Jochim (1997): Gut und (Ge)schlecht. Männlichkeit, Kultur und Kriminalität. Berlin/New York.
- Kessel, Martina (2005): Ein Lebenslauf in absteigender Linie? Sebastian Hensel – Bildungsbürger, Landwirt, Hoteldirektor. In: Zahlmann, Stefan/Scholz, Sylka (Hrsg.): Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten. Gießen, S. 71-88.
- Keupp, Heiner et al. (2002): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg.
- Kienzle, Birgit (2005): Den Schröder geben. http://www.emma.de.05_5_inhalt_html [gesichtet am 01.11.2006].
- Klarfeld, Roman_a/Mann, Lena (2007): Eine kritische Auseinandersetzung mit der „Elefantenrunde“ oder die momentanen Risiken und Nebenwirkungen von Röcken und Hosen. In: Scholz, Sylka (2007a) (Hrsg.): „Kann die das?“ Angela Merkels Kampf um die Macht. Geschlechterbilder und Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005. Berlin, S. 132-141.
- Klaus, Elisabeth (2001): Ein Zimmer mit Ausblick? Perspektiven kommunikationswissenschaftlicher Geschlechterforschung. In: Klaus, Elisabeth/Röser, Jutta/Wischermann, Ulla (Hrsg.): Kommunikationswissenschaft und Gender Studies. Wiesbaden, S. 20-41.
- Klein, Paul/Kriesel, Werner/Lippert, Ekkehard (1997): Militär und Gesellschaft. Bibliographie zur Militärsoziologie 1979-1997. Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr, Bericht Nr. 66.
- Klein, Uta (2002): Militär und Geschlecht in Israel. Frankfurt a. M./New York.
- Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (Hrsg.) (2008): Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz. Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht und Rasse/Ethnizität. Frankfurt a. M.
- Knapp, Gudrun-Axeli (1999): Geschlechterdifferenzen und Dekonstruktion. Anmerkungen zur Verwendung des Dekonstruktionsbegriffs in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung. In: Nickel, Hildegard Maria/Völker, Susanne/Hüning,

- Hasko (Hrsg.): Transformationen – Unternehmensreorganisation – Geschlechterforschung. Opladen, S. 35-53.
- Koch, Uwe/Eschler Stephan (1994): Zähne hoch Kopf zusammenbeißen. Dokumente zur Wehrdienstverweigerung in der DDR 1962-1990. Kückenshagen.
- Koch, Uwe (o. J.): Expertise „Die Baueinheiten in der Nationalen Volksarmee der DDR – Einrichtung, Entwicklung und Bedeutung“. Erstellt im Auftrag des Deutschen Bundestages, Enquetekommission "Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland".
- Kovitz, Marcia (2001): Woman Soldiers: The Enemy Within. In: Kümmel, Gerhard (Hrsg.): The Challenging Continuity of Change and the Military: Female Soldiers-Conflict Resolution-South America. Proceedings of the Interim Conference 2000 of ISA RC 01. SOWI - Internationales Forum Nr.22, Straußberg, S. 247-264.
- Kutz, Martin (1997): Militär und Gesellschaft in Deutschland der Nachkriegszeit (1946-1995). In: Frevert, Ute (Hrsg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart, S. 277-313.
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufes. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 37, H. 3, S. 1-29.
- Kowalski, Gerhard (2002): Der „rote Kolumbus“. Juri Gagarin, der sozialistische Kosmosheld. In: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hrsg.) (2002): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, S. 71-83.
- Krais, Beate (1993): Geschlechterverhältnis und symbolische Gewalt. In: Gebauer, Gunter/Wulf, Christoph (Hrsg.): Praxis und Ästhetik. Frankfurt a. M., S. 208-250.
- Kraft, Claudia (2006): Paradoxien der Emanzipation. Regime, Opposition und Geschlechterordnungen im Staatssozialismus seit den späten 1960er Jahren. In: Zeithistorische Forschungen/Studies of Contemporary History. Online-Ausgabe 3, <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Kraft-3-2006> [gesichtet am 02.06.2007].
- Kraus, Wolfgang (2000): Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Herbolzheim.
- Kreisky, Eva (1995): Der Stoff, aus dem die Staaten sind. Zur männerbündischen Fundierung politischer Ordnung. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli

- (Hrsg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M./New York, S. 85-124.
- Kreisky, Eva (2000): Geschlechtliche Fundierung von Politik und Staat. In: Janshen, Doris (Hrsg.): Blickwechsel. Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung. Frankfurt a. M./New York, S. 167-192.
- Kronauer, Martin (1997): Soziale „Ausgrenzung“ und „Underclass“. Über neue Formen gesellschaftlicher Spaltung. In: Leviathan, Jg. 25, H. 1, S. 28-49.
- Krüger, Helga (2001): Gesellschaftsanalyse: der Institutionenansatz in der Geschlechterforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Münster, S. 63-90.
- Kühne, Thomas (1999): Der Soldat. In: Frevert, Ute (Hrsg.): Der Mensch des 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M./New York, S. 344-372.
- Kühne, Thomas (1996): „... aus diesem Krieg werden nicht nur harte Männer heimkehren“ Kriegskameradschaft und Männlichkeit im 20. Jahrhundert. In: Ders. (Hrsg.): Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Frankfurt a. M./New York, S. 174-192.
- Kühne, Thomas/Ziemann, Benjamin (2000): Militärgeschichte in der Erweiterung. Konjunkturen, Interpretationen, Konzepte. In: Kühne, Thomas/Ziemann, Benjamin (Hrsg.): Was ist Militärgeschichte. Paderborn, S. 9-46.
- Kümmel, Gerhard (2003): Chamäleon Krieg: Die Diversifizierung des Kriegsbildes und ihre Folgen für die Streitkräfte. In: Kümmel, Gerhard/Collmer, Sabine (Hrsg.): Asymmetrische Konflikte und Terrorismusbekämpfung. Prototypen zukünftiger Kriege. Baden-Baden, S. 49-64.
- Kümmel, Gerhard/Werkner, Ines Jaqueline (Hrsg.) (2003): Soldat, weiblich, Jahrgang 2001. Sozialwissenschaftliche Begleituntersuchung zur Integration von Frauen in die Bundeswehr – Erste Befunde. Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr, Bericht Nr. 76.
- Kurz-Scherf, Ingrid (2004): „Hauptsache Arbeit?“ – Blockierte Perspektiven im Wandel von Arbeit und Geschlecht. In: Baatz, Dieter et al. (Hrsg.): Hauptsache Arbeit? Feministische Perspektiven auf den Wandel von Arbeit. Münster, S. 25-46.
- Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. Betz.
- Landweer, Hilge (2007): Sozialität und Echtheit der Gefühle. Geschlechtertheoretische Perspektiven. In: Agnes Neumayr (Hrsg.): Kritik der Gefühle. Feministische Positionen. Wien, S. 63-91.
- Lange, Ralf (2003): Management, Männlichkeiten und Geschlechterdemokratie. Zur sozialen Konstruktion von hegemonialer Männlichkeit im Management von Or-

- ganisationen. In: Heinrich Böll Stiftung (Hrsg.): Geschlechterdemokratie wagen. Königsstein, S. 105-125.
- Langguth, Gerd (2005): Angela Merkel. München.
- Lenz, Hans Joachim (2000): Männer als Opfer. In: Dr. med. Mabuse, H. 125, S. 46-50.
- Lenz, Karl (2006): Soziologie der Zweibeziehung. Eine Einführung. Wiesbaden.
- Leo, Anette (2002): „Deutschlands unsterblicher Sohn“ Der Held des Widerstandes Ernst Thälmann. In: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hrsg.) Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, S. 101-114.
- Lepperhoff, Julia (2006): Der Aufstieg von Angela Merkel. Über Frauen in der Politik. In: femina politica, Jg. 15, H. 1, S. 103-107.
- Liebold, Renate (2005): „Meine Kinder fragen mich schon lange nichts mehr.“ – die Kehrseite einer beruflichen Erfolgsbiographie. In: Zahlmann, Stefan/Scholz, Sylka (Hrsg.): Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten. Gießen, S. 89-107.
- Lohr, Karin (2003): Subjektivierung von Arbeit. Ausgangspunkt einer Neuorientierung der Industrie- und Arbeitssoziologie? In: Berliner Journal für Soziologie, Jg. 13, H. 4, S. 511-529.
- Lohr, Karin/Nickel, Hildegard M. (Hrsg.) (2005): Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen. Münster.
- Lüders, Christian/Meuser, Michael (1997): Deutungsmusteranalyse. In: Hitzler, Roland/Honer, Anne (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen, S. 57-80.
- Ludwig, Achim (Hrsg.) (2008): Interdisziplinarität als Chance. Wissenschaftstransfer und Beratung im lernenden Forschungszusammenhang. Bielefeld.
- Lukoschat, Helga (1995): Geschlecht und Politik. Die Spezifika weiblicher Politiker am Beispiel des rot-grünen Senats in Berlin 1989-90. In: Schaeffer-Hegel, Barbera et al.: Frauen mit Macht. Zum Wandel der politischen Kultur durch die Präsenz von Frauen in Führungspositionen. Pfaffenweiler, S. 265-305.
- Luleva, Ana (2008): Krise der Männlichkeit und/oder die (Neu-)Erfindung des Patriarchats. Der Fall der bulgarischen postsozialistischen Transformation der Geschlechterverhältnisse. In: Scholz, Sylka/Willms, Weertje (Hrsg.): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Münster, S. 196-215.
- Luleva, Ana (2008): Informal Work and Gender Equality in Bulgaria. In: Klenner, Christina/Leiber, Simone (Hg.): Welfare States and Gender in Central-Eastern Europe (CEE). Düsseldorf. (Im Druck).

- Luleva, Ana (2005a): Transformation und Geschlechterordnung im postsozialistischen Bulgarien. In: Schäfer, Eva et al. (Hg.): Irritation Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse in Deutschland seit der Wende. Münster, 60-75.
- Luleva, Ana (2005b): „Die Frauenfrage“ im sozialistischen Bulgarien – Ideologie, Politik, Realität. In: Roth, Klaus (Hg.): Sozialismus: Realitäten und Illusionen. Ethnologische Aspekte der sozialistischen Alltagskultur. Wien, 129-155.
- Lünenborg, Margreth (2005): Öffentlichkeit und Geschlecht. <http://web.fu-berlin.de> [gesichtet am 10.03.2006].
- Mangold, Anne (2000): Militär und Geschlecht – Bewegung an allen Fronten. In: Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 4, H. 1+2, S. 98-110.
- Mangold, Anne/ Scholz, Sylka (2000): Können Frauen nicht kampfschwimmen? In: Perspektive 21. Brandenburgische Hefte für Wissenschaft und Politik. H. 12, S. 42-52
- Manske, Alexandra (2005): Prekarisierung auf hohem Niveau. WebWorker und die Ungleichheitsordnung von Arbeit. Dissertation, Humboldt-Universität zu Berlin.
- Marody, Mira/Giza-Poleszczuk, Anna (2000): Changing Images of Identity in Poland: From the Self-Sacrificing to the Self-Investing Woman? In: Gal, Susan/Klingman, Gail (Hg.): Reproducing Gender. Politics, Publics, and Everyday Life after Socialism. Princeton/New Jersey, 151-175.
- Martschukat, Jürgen/Stieglitz, Olaf (2005): „Es ist ein Junge!“. Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit. Tübingen.
- Maruani, Margaret (1997): Die gewöhnliche Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel, Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a. M., S. 48-74.
- Mathes, Betinna (2006): Odipus in der Männlichkeitsforschung – Anmerkungen zur „hegemonialen Männlichkeit“. In: Aulenbacher, Brigitte et al. (Hg.): Frauen-MännerGeschlechterforschung. State of the Art. Münster, S. 175-180
- Mattl, Siegfried/Sotaniemi, Noora (2001): „Kameradschaft“. Funktion und Entwicklung eines Dispositivs im Nachkriegsösterreich. In: L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaften, Jg. 12, H. 1, S. 34-50.
- Matzner, Michael (2007): Männer als Väter – ein vernachlässigtes Thema in der soziologischen Männlichkeitsforschung. In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hrsg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit. Münster, S. 223-241.
- Matzner, Michael (2004): Vaterschaft aus der Sicht der Väter. Wiesbaden.

- Mayring, Phillip (2000): Qualitative Inhaltsanalyse. Weinheim.
- Mehlmann, Sabine (1998): Das vergeschlechtlichte Individuum – Thesen zur historischen Genese des Konzepts männlicher Geschlechtsidentität. In: Bublitz, Hannelore (Hrsg.): Das Geschlecht der Moderne. Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz. Frankfurt a. M./New York, S. 95-119.
- Mensching, Steffen/Wenzel, Hans-Eckard (1991): Allerletztes aus der Da Da eR. Hundedekomödie. Leipzig.
- Merkel, Ina (1995): Modernisierte Gesellschafts-„Bilder“ in der DDR-Printmedien der fünfziger Jahre. In: Fischer-Rosenthal, Wolfgang/Alheit, Peter (Hrsg.): Biographien in Deutschland. Opladen, S. 171-176.
- Mersmann, Rita (1995): Die Präsenz der Berliner Senatorinnen in der Tagespresse. In: Schaeffer-Hegel, Barbara et al.: Frauen mit Macht. Zum Wandel der politischen Kultur durch die Präsenz von Frauen in Führungspositionen. Pfaffenweiler, S. 221-242.
- Mesherkina, Elena (1999): Biography of „new russian men“: Gender legitimization of business undertakings in the post-soviet space. In: Gender Studies, H. 2, S. 123-145.
- Meščerkina-Roždestvenskaja, Elena (2002a): Sociologičeskaja konceptualizacija maskulinnosti (Soziologische Konzeptualisierung der Maskulinität). In: Socis, H. 11, S. 5-25.
- Meščerkina-Roždestvenskaja, Elena (2002b): Bytie mužskogo soznanija: opyt rekonstrukcii maskulinnoj identičnosti srednego i rabočego klassa (Die Existenz des männlichen Bewusstseins: Die Rekonstruktion der männlichen Identität bei Vertretern der Mittel- und Arbeiterklasse). In: Ušakin, Sergej (Hg.): O muže(N)stvennosti. Moskva, S. 268-287.
- Meuser, Michael (2007a): Der „kranke“ Mann – wissenssoziologische Anmerkungen zur Pathologisierung des Mannes. In: Dinges, Martin (Hrsg.): Männlichkeit und Gesundheit im historischen Wandel 1850-2000. Stuttgart, S. 73-86.
- Meuser, Michael (2007b): Männerkörper. Diskursive Aneignungen und habitualisierte Praxis. In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hrsg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit. Münster, S. 152-168.
- Meuser, Michael (2006a): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. 2. überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden [Erste Auflage 1998].

- Meuser, Michael (2006b): Riskante Praktiken. Zur Aneignung von Männlichkeit in den ersten Spielen des Wettbewerbs. In: Bilden, Helga/Dausien, Bettina (Hrsg.): Sozialisation und Geschlecht. Opladen, S. 163-178.
- Meuser, Michael (2006c): Hegemoniale Männlichkeit – Überlegungen zur Leitkategorie der Men's Studies. In: Aulenbacher, Brigitte et al. (Hg.): FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art. Münster, S. 160-175.
- Meuser, Michael (2005): Männlichkeitskonstruktionen ohne Hegemonieanspruch? Gemeinsamkeiten und Differenzen ost- und westdeutscher Männlichkeiten. In: Schäfer, Eva et al. (Hrsg.): Irritationen Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse seit der Wende. Münster, S. 147-153.
- Meuser, Michael (2004): Nichts als alter Wein in neuen Schläuchen? Männlichkeitskonstruktionen im Informationszeitalter. In: Kahlert, Heike/Kajatin, Claudia (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse im Informationszeitalter. Frankfurt a. M., S. 73-93.
- Meuser, Michael (2003): Gewalt als Modus von Distinktion und Vergemeinschaftung. Zur ordnungsbildenden Funktion männlicher Gewalt. In: Lamnek, Siegfried/Boatca, Manuela (Hrsg.): Geschlecht Gewalt Gesellschaft. Opladen, S. 37-54.
- Meuser, Michael (2002): „Doing Masculinity“. Zur Geschlechtlogik männlichen Gewalthandelns. In: Dackweiler, Regina/Schäfer, Reinhild (Hrsg.): Gewaltverhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt. Frankfurt a. M., S. 53-78.
- Meuser, Michael (2001): Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. In: Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung, Heft HII.
- Meuser, Michael (2000): Perspektiven einer Soziologie der Männlichkeit. In: Janshen, Doris (Hrsg.): Blickwechsel. Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung, Frankfurt a. M./New York, S. 47-78.
- Meuser, Michael (1998): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Opladen.
- Meuser, Michael/Scholz, Sylka (2005): Hegemoniale Männlichkeit – Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Perspektive. In: Dinges, Martin (Hrsg.): Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute. Frankfurt a. M./New York, S. 211-228.
- Meyer, Birgit (1997): Frauen im Männerbund. Politikerinnen in Führungspositionen von der Nachkriegszeit bis heute. Frankfurt a. M./New York.

- Meyer, Thomas (2001): Mediokratie. Die Kolonisierung der Politik durch die Medien. Frankfurt a. M.
- Moldaschl, Manfred/Voß G. Günter (Hrsg.) (2002): Subjektivierung von Arbeit. München/ Mering.
- Müller, Elena V. (2008): Von Memmen und Machos. Das Männerbild in der spät- und postsowjetischen populären Kultur. In: Scholz, Sylka/Willms, Weertje (Hrsg.): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Münster, S. 103-118.
- Müller, Elena V. (2006): War der Zusammenbruch der Sowjetunion Ausdruck eines lange verdrängten Generationenkonflikts? In: Bürgel, Tanja (Hg.): Generationen in den Umbrüchen postkommunistischer Gesellschaften. Erfahrungstransfers und Differenzen vor dem Generationenwechsel in Russland und Ostdeutschland. SFB-580-Mitteilungen 20, Universität Jena, 13-20.
- Müller, Hans-Peter (2005): Lebensführung durch Arbeit? Max Weber und die Soziologie von Arbeit und Beruf heute. In: Lohr, Karin/Nickel, Hildegard M. (Hrsg.): Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen. Münster, S. 17-34.
- Müller, Ursula (2003): Masculinities: Structures and Discourses. A Closer Look at German Developments after Reunification. In: Novikova, Irina/Kambourov, Ditmar (Hrsg.): Men in a Global World. Integrating Post-Socialist Perspectives. Saarijärvi, S. 103-120.
- Netzwerk und Innovationsverbund Ostdeutschlandforschung (2006): Zur Lage in Ostdeutschland. In: Berliner Debatte Initial, Jg. 17, H. 5, S. 3-96.
- Neusel, Aylä/Wetterer, Angelika (Hrsg.) (1999): Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf. Frankfurt a. M./New York.
- Nickel, Hildegard Maria (2007): Tertiärisierung, (Markt-)Individualisierung, soziale Polarisierung – neue Konfliktlagen im Geschlechterverhältnis? In: Aulenbacher, Brigitte et al. (Hrsg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog. Wiesbaden, S. 27-44.
- Nickel, Hildegard M. (2003): Arbeitsverhältnisse und Lebensentwürfe in der Transformation – Ein Blick auf das Geschlechterverhältnis. In: Martens, H./ Peter, G./ Wolf, F. O. (Hrsg.): Zwischen Selbstbestimmung und Selbstausbeutung. Gesellschaftlicher Umbruch und neue Arbeit. Frankfurt a. M./New York, S. 84-102.
- Nickel, Hildegard Maria (1993): „Mitgestalterinnen des Sozialismus“ - Frauenarbeit in der DDR. In: Helwig; Gisela/Nickel, Hildegard Maria (Hrsg.): Frauen in Deutschland 1945 – 1992. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 233-257.

- Nickel, Hildegard Maria/Völker, Susanne/Hüning, Hasko (1999): Transformationen – Unternehmensreorganisation – Geschlechterforschung. Opladen.
- Noack, Sandra (2007): „... damit am Ende so ein Ostdornröschen kommt.“ Merkel und der mediale Diskurs um ihre Herkunft. In: Scholz, Sylka (2007a) (Hrsg.): „Kann die das?“ Angela Merkels Kampf um die Macht. Geschlechterbilder und Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005. Berlin, S. 37-43.
- Norris, Pippa (1997): "Women Leaders Worldwide: a Splash of Color in the Photo op. In: Norris, Pippa (ed.): Woman, Media, and Politics. Oxford, S. 146-165.
- Novikova, Irina/Kambourov, Ditmar (2003): Men in a Global World. Integrating Post-Socialist Perspectives. Saarijärvi.
- Pantti, Mervi (2005): Literaturüberblick für das Projekt Portraying Politics. Gender, Politik und Medien. <http://www.portrayingpolitics.org/reasearch.php> [gesehen am 20.12.2005].
- Paoili, Guillaume (Hrsg.) (2002): Mehr Zuckerbrot, weniger Peitsche. Aufrufe, Manifeste und Faulheitspapiere der Glücklichen Arbeitslosen. Berlin.
- Parsons, Talcott (1968): Sozialstruktur und Persönlichkeit. Frankfurt a. M.
- Perrot, Michelle/Sintomer, Yves/Krais, Beate/Bourdieu, Pierre (2002): Dokumentation. Kontroversen über das Buch „Die männliche Herrschaft“ von Pierre Bourdieu. In: Feministische Studien, Jg. 20, H. 2, S. 281-300.
- Peter, Lothar (2004) Pierre Bourdieus Theorie symbolischer Herrschaft. In: Steinrück, Margareta (Hrsg.): Pierre Bourdieu. Politisches Forschen, Denken und Eingreifen. Hamburg, S. 48-73.
- Pfannes, Petra (2004): ‚Powerfrau‘, ‚Quotenfrau‘, ‚Ausnahmefrau‘...? Die Darstellung von Politikerinnen in der deutschen Tagespresse. Marburg.
- Pirker, Theo et al. (1995): Der Plan als Befehl und Fiktion. Wirtschaftsführung in der DDR. Opladen.
- Pongratz, Hans/Voß, Günter G. (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 50, H. 1, S. 131-158.
- Rada, Uwe (2002a): Berliner Barbaren. Wie der Osten in den Westen kommt. Berlin.
- Rada, Uwe (2002b): „Natürlich habe ich einen Schnurrbart“. Leszek Oświecimski über die Vorlieben seiner polnischen Landsleute, sein eigenes Versagen als Schriftsteller und den Erfolg von Günter Grass. In: Die Tageszeitung, 08.11.2002.
- Rerrich Maria S./Carol Hagemann-White (1988): FrauenMännerBilder. Männlichkeit in der feministischen Diskussion. Bielefeld.

- Reulecke, Jürgen (2001): „Ich möchte einer werden so wie die...“ Männerbünde im 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M.
- Ripp, Christian (2001): Die „sozialistische Soldatenpersönlichkeit“. Die soziale Konstruktion von Männlichkeit im Militär – am Beispiel der NVA. Diplomarbeit an der Universität Potsdam Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät.
- Ripp, Christian (2000): Die „sozialistische Soldatenpersönlichkeit“. Die soziale Konstruktion des preußischen Wehrpflichtigen in der DDR. In: Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung. Jg. 4, H. 1+2, S. 82-97.
- Ritter, Martina (2001): Müttermacht im Patriarchat – Geschlechterverhältnisse in Russland. In: Ritter, Martina (Hrsg.): Zivilgesellschaft und Gender-Politik in Russland. Frankfurt a. M./New York, 21-40.
- Roll, Evelyn (2005): Die Erste. Angelas Merkels Weg zur Macht. Reinbek.
- Rommelspacher, Birgit (1995): Dominanzkultur. Texte zur Fremdheit und Macht. Berlin.
- Rosenbach, Norbert (2002): „Täve“. Der Radsportler Gustav-Adolf Schur. In: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hrsg.) Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, S. 133-146.
- Rosenthal, Gabriele (2005): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim/München.
- Rothe, Andrea (1997): Männer, Prostitution, Tourismus. Wenn Herren reisen.... Münster.
- Roždestvenskaja, Elena, 2008: Soziologische Untersuchungen der Maskulinität: Das männliche Geschlecht im öffentlichen und privaten Bereich in Russland. In: Scholz, Sylka/Willms, Weertje (Hrsg.): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Münster, S. 119-138.
- Rudlof, Matthias (2002): Männlichkeiten und Milieus in der Sozialen Arbeit. Autobiographische und pädagogische Narrationen von männlichen Jugendsozialarbeitern in diskurspsychologischer und wissenssoziologischer Perspektive im Rahmen qualitativ-rekonstruktiver Geschlechterforschung. Dissertation an der Freien Universität Berlin.
- Schaeffer-Hegel, Barbera et al. (1995): Frauen mit Macht. Zum Wandel der politischen Kultur durch die Präsenz von Frauen in Führungspositionen. Pfaffenweiler.
- Sartorti, Rosalinde (2002): Helden des Sozialismus in der Sowjetunion. Zur Einführung. In: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hrsg.) Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, S. 35-44.
- Satjukow, Silke (2002): „Früher war das eben der Adolf ...“ Der Arbeitsheld Adolf Hennecke. In: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hrsg.) Sozialistische Helden. Eine

- Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, S. 115-132.
- Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hrsg.) (2002a): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin.
- Satjukow, Silke/Gries, Rainer (2002b): Zur Konstruktion des „sozialistischen Helden“: Geschichte und Bedeutung. In: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hrsg.) Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, S. 15-35.
- Schäfer, Eva/Dietzsch, Ina/Drauschke, Petra/Peinl, Ines/Penrose, Virginia/Scholz, Sylka/Völker, Susanne (Hrsg.) (2005): Irritation Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse nach der Wende. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Schenk, Sabine/Schlegel, Uta (1993): Frauen in den neuen Bundesländern - Zurück in eine andere Moderne? In: Berliner Journal für Soziologie, Jg. 3, H. 3, S. 369-377.
- Schimeta, Julia/Kaykhanidi, Marina (2007): Familienpolitik = Frauenpolitik? Geschlechterpolitische Konzepte der Parteien im Bundestagswahlkampf 2005. In: Scholz, Sylka (2007a) (Hrsg.): „Kann die das?“ Angela Merkels Kampf um die Macht. Geschlechterbilder und Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005. Berlin, S. 44-73.
- Schiller, Friedrich (1955): Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen. Gesammelte Werke Bd. 8. Berlin [Erstaufgabe 1795].
- Schlösser, Anne-Marie/Gerlach, Alf (Hrsg.) (2001): Kreativität und Scheitern. Gießen.
- Scholz, Sylka (2008a): „Also ausschließlich Zahlen orientiert, ausschließlich an Erträgen orientiert“ – Der Wandel von Unternehmenskultur, Management und beruflichen Karrieremustern. In: Ludwig, Achim (Hrsg.): Interdisziplinarität als Chance. Wissenschaftstransfer und Beratung im lernenden Forschungszusammenhang. Bielefeld, S. 209-237.
- Scholz, Sylka (2008b): Männlichkeit und Erwerbsarbeit. Eine unendliche Geschichte? In: Marburger Kolloquium Arbeit und Geschlecht (Hrsg.): Geschlecht Macht Arbeit. Interdisziplinäre Perspektiven und politische Interventionen. Münster (im Druck).
- Scholz, Sylka (2008c): Sozialistische Helden. Hegemoniale Männlichkeit in der DDR. In: Scholz, Sylka/Willms, Weertje (Hrsg.): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Münster, S. 11-35.

- Scholz, Sylka (2008d): Gewaltgefühle. Überlegungen zum Zusammenhang von Männlichkeit, Gewalt und Emotionen. In: *Feministischen Studien*, Jg. 27, H. 1, S. 106-121.
- Scholz, Sylka (2007a) (Hrsg.): „Kann die das?“ Angela Merkels Kampf um die Macht. *Geschlechterbilder und Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005*. Berlin.
- Scholz, Sylka (2007b): *Geschlechterbilder und Geschlechterpolitiken im Bundestagswahlkampf 2005*. Eine Einleitung. In: Scholz, Sylka (Hrsg.) (2007): „Kann die das?“ Angela Merkels Kampf um die Macht. *Geschlechterbilder und Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005*. Berlin: Dietz, S. 7-24.
- Scholz, Sylka (2007c): „Männer reden Merkel klein.“ Männlichkeitskritiken im Bundestagswahlkampf 2005. In: Scholz, Sylka (Hrsg.) (2007): „Kann die das?“ Angela Merkels Kampf um die Macht. *Geschlechterbilder und Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005*. Berlin: Dietz, S. 103-116.
- Scholz, Sylka (2007d): Der soziale Wandel von Erwerbsarbeit. Empirische Befunde und offene Fragen. In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hrsg.) (2007): *Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 51-67.
- Scholz, Sylka (2006a): Review Essay: Männliche Herrschaft. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 2006, 16. Jg., H. 2, S. 265-274.
- Scholz, Sylka (2006b): Von „Rüpel“, „Testosteronbomben“ und einem „Engel ... der über Leichen geht“ – Geschlechterkonstruktionen im Bundestagswahlkampf 2005. In: *femina polica*, Jg. 15, H. 2, 2006, S. 56-66.
- Scholz, Sylka (2005a): Die „Show des Scheiterns“ und der „Club der Polnischen Versager“. Der (neue) Diskurs der Gescheiterten. In: Zahlmann, Stefan/Scholz, Sylka (Hrsg.) (2005): *Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten*. Gießen, S. 267-289.
- Scholz, Sylka (2005b): Männliche Identität und Wehrdienst. In: Ahrens, Jens-Rainer/Apelt, Maja/Bender, Christine (Hrsg.): *Frauen im Militär*. Wiesbaden, S. 173-193.
- Scholz, Sylka (2004a): Männlichkeiten erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer. Münster.
- Scholz, Sylka (2004b): „Hegemoniale Männlichkeit“ – Innovatives Konzept oder Leerformel? In: Hertzfeld, Hella/Schäffgen, Katrin/Veth, Silke (Hrsg.): *Geschlechter-Verhältnisse. Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis*. Berlin, S. 33-45.

- Scholz, Sylka (2001a): Basar der Männlichkeiten. Erste Tagung des Arbeitskreises für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung in Stuttgart-Hohenheim, 1. bis 3. Februar 2001. In: L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaften, Jg. 12, H. 1, S. 160-164.
- Scholz, Sylka (2001b): „Sozialistische Soldatenpersönlichkeiten“ und „Helden der Arbeit“: hegemoniale Männlichkeit in der DDR? <http://www.ruendal.de>.
- Scholz, Sylka (2000): Männlichkeiten erforschen. Eine Einführung in das Lehrforschungsprojekt. In: Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 4, H. 1 + 2, S. 6-21.
- Scholz, Sylka/Willms, Weertje (Hrsg.) (2008a): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Münster.
- Scholz, Sylka/Willms, Weertje (2008b): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Zusammenfassung und Diskussion In: Scholz, Sylka/Willms, Weertje (Hrsg.): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Münster, S. 233-257.
- Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung kommunaler Machtstrukturen. Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1.
- Scott, Joan W. (1994): Gender eine nützliche Kategorie der historischen Analyse. In: Kaiser, Nancy (Hrsg.): Selbst Bewußt Frauen in den USA. Leipzig, S. 27-75.
- Schrötle, Monika (2005): Gewalt gegen Frauen in Deutschland – Ergebnisse der ersten bundesdeutschen Repräsentativbefragung. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien, Jg. 23, H. 1 + 2, S. 9-25.
- Schwinger, Elke (2000): „Politisches Handeln“: Ein Beruf? Eine Frage des Geschlechts oder etwa eine Frage spezifischer Handlungskompetenz? In: Zeitschrift für Frauenforschung, Jg. 19, H. 1 + 2, S. 81-100.
- Schwennicke, Christoph (2005): Für eine professionelle Distanz! Eine Widerrede auf die Medienschelke. In: Neue Gesellschaft. Frankfurter Hefte, H. 12, S. 30-33.
- Seifert, Ruth (2003): Diskurse und Konjunkturen im Verhältnis von Militär und Geschlecht in Deutschland und den USA. In: Seifert, Ruth/Eifler, Christine (Hrsg.): Gender und Militär. Internationale Erfahrungen mit Frauen und Männern in den Streitkräften. Königstein/Taunus, S. 23-51.
- Seifert, Ruth (2002): Identität, Militär und Geschlecht. Zur identitätspolitischen Bedeutung kultureller Konstruktionen. In: Hagemann, Karen/Schüler-Springorum, Ste-

- fanie (Hrsg.): Heimat – Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege. Frankfurt a. M./New York, S. 53-66.
- Seifert, Ruth (2001): „Militär und Geschlecht“ in den deutschen Sozialwissenschaften. Eine Skizzierung der aktuellen Forschungssituation. In: L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 12, H. 1, S. 134-143.
- Seifert, Ruth (1999): Militär und Geschlechterverhältnisse. Entwicklungslinien einer ambivalenten Debatte. In: Eifler, Christine/Seifert, Ruth (Hrsg.): Soziale Konstruktionen - Militär und Geschlechterverhältnis. Münster, S. 44-70.
- Seifert, Ruth (1996): Militär – Kultur – Identität. Individualisierung, Geschlechterverhältnisse und die soziale Konstruktion des Soldaten. Bremen.
- Seubert, Heribert 1997: Die Entmilitarisierung des sicherheitspolitischen Denkens in der späten DDR. In: Berliner Debatte Initial, Jg. 8, H. 6, S. 57-66.
- Simmel, Georg (1985): Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter, Frankfurt a. M.
- Sombart, Nicolaus (1996): Männerbund und politische Kultur in Deutschland. In: Kühne, Thomas (Hrsg.): Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Frankfurt a. M./New York, S. 136-155.
- Stach, Andre (2002): Das polnische Berlin. Herausgegeben von der Ausländerbeauftragten des Senats Berlin. Berlin.
- Stein-Hilbers, Marlene (1994): Männer und Männlichkeit in der neueren sozialwissenschaftlichen Diskussion. In: Psychologie und Gesellschaft, H. 3/4, S. 67-75.
- Steinrück, Margareta (2004) (Hrsg.): Pierre Bourdieu. Politisches Forschen, Denken und Eingreifen. Hamburg.
- Steinseifer, Friedrich/Flume, Wolfgang (2001): Deutsche Bundeswehr 2000. Sankt Augustin.
- Stolt, Susanne (2000): Zwischen Arbeit und Liebe. Eine empirische Studie zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in Ostdeutschland nach der Wende. Kassel.
- Strauss, Anselm (1998): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München.
- Strünck, Christian (2004): Neue Berufsbiographien und alter Sozialstaat? In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 28, S. 40-46.
- Sülzle, Almut (2008): Vom Fußball fürs Leben lernen? In: Marburger Kolloquium Arbeit und Geschlecht (Hrsg.): Geschlecht Macht Arbeit. Interdisziplinäre Perspektiven und politische Interventionen. Münster (im Druck).
- Sülzle, Almut (2005): Männerbund Fußball – Spielraum der Geschlechter im Stadion. Ethnographische Anmerkungen in sieben Thesen. Dinges Martin (Hrsg.): Män-

- ner – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute. Frankfurt a. M./New York, S. 173-191.
- Szczepaniak, Monika (2008): Abschied von Rittern (und Damen)? Literarische und bildnerische Dekonstruktionen der traditionellen Männlichkeit in der polnischen Kultur nach 1989. In: Scholz, Sylka/Willms, (Hrsg.): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Münster, S. 141-161.
- Szczepaniak, Monika (2007): Ulanen und Stahlhelden. Konstruktion der polnischen und deutschen militärischen Männlichkeit im Kontext des Ersten Weltkrieges. In: CONVIVIUM. Germanistisches Jahrbuch Polen. Bonn, 95-118.
- Tertilt, Hermann (1996): Turkish Power Boys. Ethnographie einer Jugendbande. Frankfurt a. M.
- Tholen, Toni (2008): Männlichkeit(en) literatur- und kulturwissenschaftlich erforschen. Diskussion. In: Scholz, Sylka/Willms, Weertje (Hrsg.): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Münster, S. 219-232.
- Thomas, Tanja/Virchow, Fabian (Hrsg.) (2005): Banal Militarism. Zur Veralltaglichung des Militärischen im Zivilen. Bielefeld.
- Toivanen, Reetta (2003): Nachahmung als kulturelle Überlegenheitsstrategie der nationalen Minderheiten. In: Letopis, Jg. 50, H. 1, S. 129-147.
- Tölke, Angelika/Hank, Karsten (2005): Männer – Das vernachlässigte Geschlecht in der Familienplanung. Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 4, Wiesbaden.
- Thomas, Michael (2005): Einzelfall – Experimentierfall – Normalfall? Ostdeutschland als produktive Desillusionierung. In: Schäfer, Eva et al. (Hrsg.) (2005): Irritation Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse nach der Wende. Münster, S. 43-59.
- Tosh, John (2004): Hegemonic masculinity and the history of gender. In: Dudink, Stefan/Hagemann, Karen/Tosh, John (Hg.): Masculinities in Politics and War. Gendering Modern History. Menchser/New York, S. 41-58.
- Ušakin, Sergej (Hg.) (2002): O muže(N)stvennosti (Über Männlichkeit). Moskva.
- Villa, Paula (2006): Grübeln über einen diffusen Begriff – Zum Stand der Männerforschung. In: Soziologische Revue, Jg. 29, H. 2, S. 166-176.
- Völker, Susanne (2007): Prekäre Transformationen – herausgeforderte Lebensführungen. In: Bock, Ulla/Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.): Prekäre Transformationen. Göttingen, S. 176-194.
- Völter, Bettina/Dausien, Bettina/Lutz, Helma/Rosenthal, Gabriele (Hrsg.) (2005): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden.

- Voß, Günter G./Weiß, Cornelia (2005): Ist der Arbeitskraftunternehmer weiblich? In: Lohr, Karin/Nickel, Hildegard M. (Hrsg.): Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen. Münster, S. 65-91.
- Wagner, Peter 1995: Soziologie der Moderne. Freiheit und Disziplin. Frankfurt a. M./New York.
- Walter, Heinz (Hrsg.): Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen, S. 79-117.
- Walter, Willi (2000): Gender, Geschlecht, Männerforschung. In: Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hrsg.): Gender-Studien: Eine Einführung. Stuttgart/Weimar, S. 97-115.
- Walter, Willi (1996a): Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie. In: BauSteineMänner (Hrsg.): Kritische Männerforschung. Hamburg, S. 5-26.
- Walter, Willi (1996b): Männer entdecken ihr Geschlecht. In: BauSteineMänner (Hrsg.): Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie. Hamburg, S. 10-26.
- Weber, Max (1992): Politik als Beruf. In: Mommsen, Wolfgang (Hrsg.): Max Weber – Gesamtausgabe, Band 17, Tübingen, S. 156-252.
- Weber, Ulla/Esch, Marion/Schaeffer-Hegel, Barbara (1998): Politikerin als Beruf. Ergebnisse einer Untersuchung zur politischen Bildung und Professionalisierung von Frauen für die Politik. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 22-23, S. 3-11.
- Wetterer Angelika (Hrsg.) (1995): Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen. Frankfurt a. M./ New York.
- Wetterer, Angelika (Hrsg.) (1992): Profession und Geschlecht: Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen. Frankfurt a. M./ New York.
- Willms, Weertje (2008): Transformationen von Männlichkeitskonstrukten in der russischen Gegenwartsliteratur: Ljudmila Petruševskaja und Ilja Stogoff im Generationenvergleich. In: Scholz, Sylka/Willms, Weertje (Hrsg.): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Münster, S. 81-102.
- Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview [26 Absätze]. Forum für Qualitative Sozialforschung [Online Journal] H. 1. <http://qualitative-research.net/fqs> [gesehen am 10.01.2006]
- Witzel, Andreas (1989): Das Problemzentrierte Interview. In: Jüttmann, Gerd (Hrsg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Heidelberg, S. 227-255.

- Wobbe, Theresa (1994): Die Grenzen der Gemeinschaft und die Grenzen des Geschlechts. In: Dies./Lindemann, Gesa: Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede von Geschlecht. Frankfurt a. M., S. 177-20.
- Wünschmann, Anita (2003): „Das gelang nicht, jenes gelang nicht. Was du auch anfasst, es gelingt nicht. Nichts gelingt“. In: Berliner Zeitung Magazin, 4./5.01.2003, S. 4-5.
- Zahlmann, Stefan/Scholz, Sylka (Hrsg.) (2005): Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten. Gießen.
- Zeidler, Anell (2007): Die Macht der Medien und das utopische Potential Merks. In: Scholz, Sylka (2007a) (Hrsg.): „Kann die das?“ Angela Merks Kampf um die Macht. Geschlechterbilder und Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005. Berlin, S. 142-150.
- Zufall, Pia: Die Bundeswehr, die Frauen, der Kampf und der Sport: Die Bedeutung von körperlicher Fitness für das Militär anhand von Interviews mit Soldatinnen und Sportausbildern. Unveröffentlichtes Manuskript.
- Zulehner, Paul M. (2004): Neue Männlichkeit – Neue Wege der Selbstverwirklichung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B46, S. 5-12.
- Zulehner, Paul/Volz, Rainer (1998): Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich und die Frauen sehen. Ein Forschungsbericht. Osterfildern.

Quellenverzeichnis der Aufsätze

Aufsatz 1

„Hegemoniale Männlichkeit“ – Innovatives Konzept oder Leerformel? In: Hertzfeld, Hella/Schäffgen, Katrin/Veth, Silke (Hrsg.) (2004): GeschlechterVerhältnisse. Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis. Berlin: Dietz Verlag, S. 33-45.

Aufsatz 2

Review Essay: Männliche Herrschaft. In: Berliner Journal für Soziologie, 2006, 16. Jg., H. 2, S. 265-274.

Aufsatz 3

Sozialistische Helden. Hegemoniale Männlichkeit in der DDR. In: Scholz, Sylka/Willms, Weertje (Hrsg.) (2008): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Münster: Lit-Verlag, S. 11-35

Aufsatz 4

Der soziale Wandel von Erwerbsarbeit. Empirische Befunde und offene Fragen. In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hrsg.) (2007): Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 51-67.

Aufsatz 5

Männlichkeit und Erwerbsarbeit. Eine unendliche Geschichte? In: Marburger Kolloquium Arbeit und Geschlecht (Hrsg.): Geschlecht Macht Arbeit. Interdisziplinäre Perspektiven und politische Interventionen. Münster: Westfälisches Dampfboot (im Druck).

Aufsatz 6

Geschlechterbilder und Geschlechterpolitiken im Bundestagswahlkampf 2005. Eine Einleitung. In: Scholz, Sylka (Hrsg.) (2007): „Kann die das?“ Angela Merkels Kampf um die Macht. Geschlechterbilder und Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005. Berlin: Dietz, S. 7-24.

Aufsatz 7

„Männer reden Merkel klein.“ Männlichkeitskritiken im Bundestagswahlkampf 2005. In: Scholz, Sylka (Hrsg.) (2007): „Kann die das?“ Angela Merkels Kampf um die Macht.

Geschlechterbilder und Geschlechterpolitik im Bundestagswahlkampf 2005. Berlin: Dietz, S. 103-116.

Aufsatz 8

Männliche Identität und Wehrdienst. In: Ahrens, Jens-Rainer/Apelt, Maja/Bender, Christine (Hrsg.) (2005): Frauen im Militär. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 173-193.

Aufsatz 9

Gewaltgefühle. Überlegungen zum Zusammenhang von Männlichkeit, Gewalt und Emotionen. In: Feministischen Studien, 2008, Jg. 26, H. 1, S. 106-121, S. 106-121.

Aufsatz 10

„Du willst Zukunft?“ Die Bundeswehr und ihre Soldatinnen. In: Hagen, Ulrich v./Kilian, Björn (Hrsg.) (2005): Perspektiven der Inneren Führung. Zur gesellschaftlichen Integration der Bundeswehr. Berlin: BWV, S. 43-56; mit Alexandra-Amanda Ahammer.

Aufsatz 11

Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Zusammenfassung und Diskussion In: Scholz, Sylka/Willms, Weertje (Hrsg.) (2008): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Münster: Lit-Verlag, S. 233-257; mit Weertje Willms.